Silhouetten und Reliquien.

II.

Silhouetten und Reliquien

Erinnerungen

an

Albach, Bettina, Grafen Louis und Caſimir Batthyányi, Bém, Béranger, Delaroche, Haynau, Heine, Petöfi, Schröder-Devrient, Széchényi, Varnhagen, Zſchokke u. ſ. w.

Von

K. M. Kertbeny

II

Prag, 1863.

Verlag von J. L. Kober.

Druck von J. L. Kober in Prag.

Digitized by Google

Karl Kisfaludy.

Geb. 1790. Geſt. 1830.

London hat Fleetſtreet, Paris ſeine Rue Vivienne, Berlin die näher gelegene Partie des Boulevards „Unter den Linden“ und Wien ſeinen „Graben.“ Dasſelbe Genre von Straße, in der die elegenteſten Läden ſich befinden, und die Faſhion umherflanirt, heißt in Peſt „Waiznergaſſe.“ Wenn man nun vom Rathhausplatze aus jene Waiznergaſſe betritt, ſo wird man bald rechts auf ein großes, zweiſtockhohes Haus ſtoßen, welches jetzt ein Hotel iſt und das Schild „Zum Palatin“ führt. Im Jahre 1829 jedoch war jenes Haus noch keine Lokanda; den erſten Stock bewohnte Se. Emin. der Kard. Fürſt-Primas Alexander Rudnay, derſelbe, welcher das Primatiat, nachdem dieſes volle 277 Jahre ſeinem urſprünglichen Sitze entzogen war, 1819 wieder nach Gran verlegte und ſchon 1820 dort den Rieſendom zu erbauen begann. Jenem ſogenannten Gableriſchen Hauſe gegenüber, in deſſen zweiter Etage meine Eltern wohnten, befand ſich ein neuerbautes, elegantes Haus von drei Stockwerken, einem Verwandten von uns, dem Großhändler Kappel gehörend,

und dort in der ersten Etage wohnte ein Herr, der stets des Morgens, wenn er seine Fenster öffnete, uns Buben Kußhändchen zuwarf, die wir vis à vis im zweiten Stocke hinter dem, ein Herausfallen aus dem Fenster verhüthenden, niederen Gitter lärmten und jauchzten, wie ein Rudel Staare. Ich war aber schon früh ein gar kecker Junge, trieb mich viel in der Thoreinfahrt, im Hofe und auf der Straße umher, und lief auch in andere Häuser, somit hatte ich gar bald Gelegenheit, den Herrn von vis à vis zu erwischen, wenn er ausging und heimkam, und ich schmiegte mich von jeher gar leicht an fremde Leute, also war ich bald auch in des Unbekannten Stube, wurde von ihm geliebkoset, erhielt Bonbons und Bilder, und einmal auch, wie ich mich gut entsinne, ein paar tüchtige, ganz ernsthaft gemeinte Hiebe, indem ich das Tintenzeug umgeworfen.

Eines Tages nun spielte ich wieder in der Thoreinfahrt unseres Hauses, und merkte gar nicht, daß der Paradewagen des Kardinals im Herausfahren begriffen war. Genug ich gerieth unter die Vorderfüße der ersten Pferde, schrie wie auf dem Spieße steckend, die frommen spanischen, von Arsenikmast prallen Roße hielten sogleich still, und hütheten sich behutsamst, mich zu treten, und der „Herr Nachbar“ — ich weiß gar nicht, wie so er eben zu der Affaire gekommen war — riß mich unter den Pferden hervor. Se. Eminenz stieg auch gleich aus, ich wurde mehr todt als lebendig die Treppe hinaufgetragen, oben empfing mich die gute liebe Großmutter mit einer Tracht Hiebe, was mich wundersam rasch stärkte, dann wurde ich auf den Topf gesetzt, und dann auf den Divan gelegt, und zuletzt fühlte ich mich gar selig, denn der

edle Kardinal schickte mir eine große Düte voll ganz kleiner niedlicher Bonbons, und der „Herr Nachbar“ drei Orangen.

Nach Tische mußte ich mich bedanken gehen, geführt von unserer alten Kindermagd. Zuerst küßte ich dem Kardinal die Hand, der mich auf den Schooß nahm, und die Erlaubniß gab, daß man mich in seinen Garten in Ofen führen dürfe. Dann ging's zu meinem Lebensretter dem „Herrn Nachbar,“ der meist ein Hemd mit offenem ausgeschlagenen Kragen ohne Halstuch und einen schwarzen Backenbart trug. Er schenkte mir, unter Glas und Rahmen, sein Bildniß, und ich weiß nur, daß die Eltern mir dieses damals gleich wegnahmen und an die Wand hingen. — —

Wochen oder vielleicht auch Monate nach diesem großen Ereignisse fiel es mir plötzlich auf, daß ich den „Herrn Nachbar“ gar nicht mehr zu sehen bekam, ich wußte aber eben nicht, wie ich Nachfrage halten sollte. Doch eines Tages bemerkte ich gar viele Leute in's Kappel'sche Haus gehen, und da konnte ich Range doch nicht wegbleiben. Ich folgte also neugierig den Personen, und Alles ging geradezu in des „Herrn Nachbars“ Wohnung. Aber diese war leer, er selbst nicht gegenwärtig. Da sah ich, daß Personen auch über einen Gang in eine Stube gingen. Ich also gleich nach. Die Fenster des leeren Zimmers waren dicht verhangen und quer über in der Mitte stand, auf Stufen, schwarz ausgeschlagen, ein Sarg, ringsum brennende Kerzen. Und im Sarge lag der „Herr Nachbar“ mit seinem schwarzen Backenbarte und schlief. Ich hatte noch nie einen Todten gesehen. Ich sah verblüfft, ängstlich und doch zugleich auch neugierig das

ganze Tableau an. Zu Häupten des Sarges standen zwei Männer, deren Physiognomie ich mir wohl merkte, und mit denen ich dann später näher bekannt wurde. Es waren dieß der Literaturhistoriker und jetzige Vorstand der Universitätsbibliothek sowie Sekretär der ungarischen Akademie, Professor Dr. Franz Toldy und der erst unlängst geisteskrank verstorbene Dichter und Aesthetiker Josef von Bajza. Die Stube füllte sich immer mehr mit Menschen, und plötzlich, ohne rechtes Bewußtsein und ohne zu verstehen, was eigentlich hier vorgehe, fing ich fürchterlich zu heulen an. Es entstand große Bewegung im Zimmer, und man führte mich hinaus; im Hofe wollte ich durchaus nicht pariren, aber man brachte mich direkt zu meinen Aeltern. Dort mußte ich in der Stube bleiben, und nach Tische schaute ich dem pomphaften Leichenbegräbniße vom Fenster aus zu. Ich weinte noch stundenlang, nachdem man den guten „Herrn Nachbar" begraben, meinen Freund, meinen Lebensretter.

In jenem Hause vis à vis befand sich damals auch die Buchhandlung von Otto Vigand, und nach dessen Uebersiedlung nach Leipzig die seines Schwagers Gustav Heckenast. Und zehn Jahre darnach machte ich in jener Buchhandlung meine Lehrzeit durch. Damals wußte ich schon, wer jener „Herr Nachbar" eigentlich gewesen, der mich unter den Hufen der Roße hervorgezogen, sein Porträt war ja meiner Familie verblieben. Es war dies nämlich Karl Kisfaludy, der jüngere Bruder des 1772 geborenen und erst 1844 verstorbenen Alexander Kisfaludy, des Sängers der Hunfylieder, des ersten wirklichen Lyrikers Ungarns. Aber Karl scheint mir heute noch an Talent wie an Wirkung bedeutender, als der

übervergötterte Alexander. Er ist der eigentliche Schöpfer eines ungarischen Theaterrepertoires, und wenn auch seine historischen Schauspiele und Dramen uns heute anmuthen, wie Produkte Kotzebue's, so haben seine zahlreichen Lustspiele noch immer volle Wirkung, sie sind eben so witzig, als rasch und anmuthig in der Entwickelung, man mußte solche Rollen nur von Megyeri oder Spertputery spielen sehen. Aber auch als lyrischer Dichter ist Karl meiner Ansicht nach bedeutender als sein Bruder; er traf zuerst wieder seit Csokonay und mit Czuczor wohl in gleicher Zeit den Volkston; sechs der schönsten dieser Lieder finden sich übersetzt in meinem „Album hundert ungarischer Dichter" Seite 78—83 und Seite 89.

Professor Fallmerayer schrieb mir: „In Ihrem schönen Buche hat mich kein Klang so innig ergriffen, vielleicht weil ich eben selbst in ähnlicher Stimmung bin, als das Lied:

„Meiner Heimath schöne Marken,
Werd ich je euch wiedersehen?
Wo ich wandre, wo ich weile,
Muß ich stets nach euch hin spähen."

Als ich einst auf dem Friedhofe beim Waiznerdamme das Grab der Mutter meines Vaters aufsuchte, fand ich wenige Schritte davon auch das von Karl Kisfaludy. Es zierte dasselbe ein einfacher Stein mit ungarischer Inschrift. Frische Kränze hingen daran. Auch ich hing einen dazu.

Nach des Dichters Tode traten mehrere seiner Freunde zusammen und gründeten eine literarische Gesellschaft,

welche sie ihm zu Ehren „Kisfaludy-Gesellschaft“ nannten. Diese gab seine sämmtlichen Werke schon in mehreren Ausgaben heraus, und edirte auch sonst sehr dankenswerthe Schriften, so wie sie es war, die im Jahre 1847 der Dichtung „Toldy“ von Johann Arany den Preis zuerkannte. Im Nachmärz ließ dieser Verein noch nicht viel von sich hören. — —

Wilhelm Kunſt.

Geb. 9. Febr. 1799. Geſt. —

„Einer der Odementſtrömer, wie's nennt die lakoniſche Sprachart, aber den Anderen würd' ein Theſſalier nennen den Lauſcher. Theokrit.

Als ich im Frühjahre 1859 eines Nachmittags die Jägerzeile in Wien hinabging, rief vom erſten Kaffeehauſe vor dem Leopoldſtädter Theater her eine ſchwache Stimme meinen Namen. Ich kehrte mich raſch um, und erſah an einem der Tiſche Wilhelm Kunſt. Er ſaß mit ſeinem „Neffen," ſchlürfte Kaffee und ſprach ſehr heiſer und kurzathmig; das Auge gläſern und ſchläfrig, am ganzen Leibe und im Geſichte aufgedunſen, ſchimpfte der einſt ſo berühmte Heldendarſteller auf alle Direktoren von Bühnen erſten Ranges, daß ſie ſein Rieſengenie fürchteten und ihn daher nicht auftreten laſſen, und welch' Diebe und Betrüger die kleineren Direktoren ſeien. Ich hörte geduldig zu und Mitleid wie Grauen überkam mich gegenüber dieſem ſichtbaren Verfall. Und wie iſolirt der Mann war, daß er ſich an das erſte, ſchlechtere Kafè ſetzte und nicht an das zweite, wo all' die anderen Schauſpieler zu ſitzen pflegen, und als während unſeres Geſpräches Karl Treumann vorüberging, ſah dieſer zur anderen Seite, während er haſtig grüßte. Kunſt lud mich damals dringend ein, ihn zu beſuchen, und ihm guten Rath zu geben, wohin er ſich wohl mit einigem Erfolg betreffs eines Gaſtſpieles wenden könne und ich verſprach ihm zu kommen, jedoch

Geschäfte führten mich schon in nächster Woche von Wien weg, und so sah ich ihn denn nicht mehr im Leben.

Meine Erinnerungen an Kunst reichen ziemlich weit zurück. Zu Beginn der vierziger Jahre, als ich noch zu den leidenschaftlichsten Theaterfreunden gehörte, und zu den Stammgästen des Parterres gezählt wurde, lernte ich auch Kunst persönlich kennen; damals lebte noch sein Sohn, der mit ihm im Tell spielte. Unser Begegnen war ein rein literarisches, da ich damals eben meine jungen Schwingen in der Kritik versuchte, mich also all' die fremden Gäste auf der deutschen Bühne in Pest sorgsam aufzusuchen pflegten, um so mehr als mein väterliches Haus der Sammelplatz eben anwesender bedeutenderen Schauspieler war. 1838 sah ich ihn wohl zum erstenmale, dann bis 1845 öfters zeitweilig in Pest und Wien. Ich hatte seine Persönlichkeit schon längst vergessen, und würde ihn außer der Bühne und ohne Anmeldung nicht erkannt haben; als ich eines Abends 1856 in Wien auf der Wieden in einer Bierkneipe saß und eine Zeitung las, näherte sich mir ein junger hübscher Mensch und referirte, ein Herr lasse höflichst fragen, ob ich der und der sei? Als ich das bejahte, zeigte der Junge auf einen Tisch nächst der Spieluhr in jener Kneipe, und sagte: „Der berühmte Mime Herr Kunst lade mich zu sich an den Tisch dorthin." Ich erkannte schon damals den armen, alten dickgewordenen Komödianten kaum mehr, so sehr hatte sich der einst blühende antikschöne Mann verändert. Die Zunge war ihm schwer, und er schien beständig schläfrig. Dabei trank er ruhig manchen Schoppen und schnupfte in langen Zügen. Damals trat er im Karlstheater, unter Nestroy's Direktion auf, und ich sah ihn

den Tell wieder spielen, aber, Ihr Götter! wie! Nicht nur, daß er kaum mehr zusammenhängende Stellen ohne Gedächtnißfehler herzusagen wußte, er hatte sich auch, wahrscheinlich um den Souffleur noch zu hören, einen monotonen, breiten Vortrag, gleich einem Methodistenprediger angewöhnt. Es war nicht mehr zum Aushalten und Löwe selbst, der ihm bis zuletzt die Stange hielt, sagte aufseufzend im Hinausgehen: „Nun wär's genug!“

Im Herbst 1858 erhielt ich plötzlich wieder einen Sperrsitz zugeschickt, diesmal aber für die „Arena“ in Fünfhaus, und da ich an jenem Abende gerade von Schönbrunn hereinfuhr, so ließ ich halten, um für einen Augenblick den alten Mann spielen zu sehen. Das war aber diesmal ein doppelter Anblick des Grauens; die Tage zählten schon zu den kühlen und der Wind wirbelte ganze Staubwolken auf, die Koulissen der offenen Bretterbude krachten und ächzten, die Hälfte der Lichter war durch den Sturm ausgeblasen, es dunkelte zudem, und dabei stand der alte Held auf der Scene, und brüllte wie ein Leu die kunterbuntesten Sätze durcheinander, nie zur rechten Zeit auf ein Stichwort einfallend. Ich machte, daß ich wieder aus der Bude kam. Aber richtig, sie hatten sich trotz alldem wieder auch hier eingefunden, wie früher im Karlstheater, nämlich seine treuen Freunde, die alten Schauspieler der Burg- und der Vorstadtbühnen; alle waren sie da, die eben an dem Tage nicht zu spielen hatten, und es schien, als kämen sie so getreu mehr ihren Erinnerungen zulieb, an die Zeit wehmüthig denkend, wo sie sammt dem alten hinfälligen Zugvogel jung, frisch, fröhlich und thatenlustig waren. Und diese Anzahl alter Herren sind ihm dann bis an's Grab ge-

blieben, sie sorgten während seiner letzten schweren Krankheit für ein anständiges Bett im Spitale und einige von ihnen gingen wohl hinter dem Sarg, als er, anscheinend wieder genesen und sich der Rekonvaleszenz erfreuend, so unerwartet die Augen für ewig schloß.

Kunst war, im besten wie im übelsten Sinne, wohl der genialste Naturalist der modernen deutschen Bühne. Von prachtvoller Erscheinung, feurigem Blick und wunderbar mächtiger Stimme, konnte er „den Olymp versetzen," wenn er es darauf anlegte. Aber als Naturalist hing er und seine Wirkung eben gar sehr von der Laune des Zufalls und der Stimmung ab. Auch in seiner besten Zeit spielte er oft „zum Wanzen zu vertreiben," und dann wieder in glücklich getroffenem schwungvollen Rhythmus, der mit sich riß, und aus dem in Momenten sogar die Flamme der Genialität aufblitzte. Jener dämonische Zug geistiger Dominirungskraft fehlte ihm jedoch gänzlich, er wirkte nur mit schönen oder unschönen fysischen Mitteln. Und noch merkwürdig ist es, daß er um so schlechter spielte, je edler die Dichtung war, die er zur Darstellung zu bringen hatte, wie umgekehrt. Mit Shakespeare glückte es ihm fast gar nicht, am wenigsten in der guten Bearbeitung von Schlegel, viel eher noch in der faden ersten Bearbeitung Schröder's. Ebenso konnte er Schiller nur aus der vulgären Periode — mit Ausnahme Tells — spielen, besonders den Franz Moor. Aber in seinem Elemente war er in den heroisch-pathetischen Ritter- und Räuberdramen, in den Schlenkert'schen und Kotzebue'schen Machwerken und dergleichen.

Er hatte sonst noch einige originelle Eigenschaften, z. B. sein unstillbarer Hang zum Durchgehen, worin er

wohl das Größte leiſtete, und darin ihm bis jetzt keiner der modernen „Mauerweiler“ gleichkommt, ſo ſehr ſie ſich auch bemühen. Ferner ſein noch bekannterer Hang in gewiſſe Fußtapfen Jupiters zu treten, und bald den Komatos, bald Herakles, Theſeus, Coridon zu ſpielen, je nachdem er auf Lakons, Hylas, Peirithoos, Endymions oder Alexis ſtieß. In der türkiſchen Komödie heißt dieſe ſtehende Figur „Kulambara.“

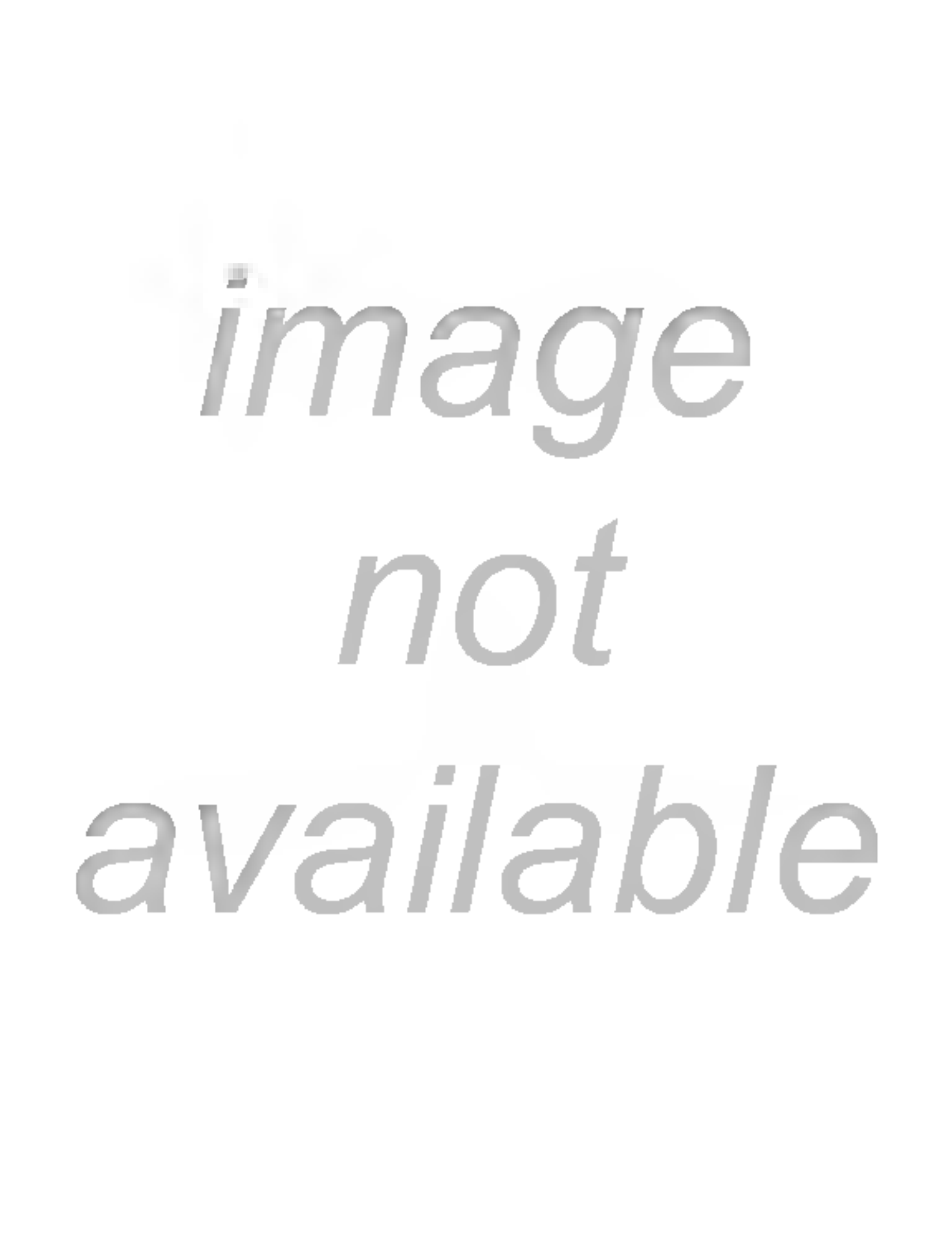
image
not
available

er redete mit Jedermann, der ihm in Wurf kam, ob er ihn kannte oder nicht, sogleich von der Leber weg, als wäre er Jedermanns Firmpathe. Er sprach auch alle Leute mit mon enfant, mon garçon, mio bambino, ragazino, und gar oft auch direkt mit Du an. Mario nahm mich einst mit auf eine Probe in die italienische Oper, und da saß Vater Lablache, und sprach mit all' seinen Kindern, mit Ronconi, der Grisi, der Persiani, der Damoreaux, wie Sir John mit den Damen und Herren in Windsor. Mich ließ er aber nicht mehr aus, nachdem ich zufällig das Schlagwort gefunden, welches stets alle seine Lebensgeister neu aufregte; dies hieß Barbaja. Es ist dies der Name jenes genialen, filzigen und streitsüchtigen Direktors, der zu Anfang der zwanziger Jahre jene berühmte italienische Oper für Wien zusammenstellte, von der noch heute Alles mit Enthusiasm spricht, die Italiener wie die Wiener. Da hagelte es nun Reminiszenzen. Rubini, welcher seine Kehle wie ein Instrument behandelte, das man nach dem Gebrauche fein und gut auswischt, und ins Futteral legt, dasselbe dann aber sehr behutsam aufhebt, Rubini war durchaus kein Ensemblesänger; wenn er Solo hatte, aß er um 12 Uhr zu Mittag, ging schon um 4 Uhr in die Probe, ließ sich völlig ankleiden, legte sich im Kostüm auf einen Divan, und gab keinerlei Lebenszeichen mehr von sich. Die Oper konnte beginnen und enthalten was sie wollte, das kümmerte ihn nicht; erst wenn sein Part kam, erhob er sich — der Regisseur mußte genau melden — stürzte im rechten Moment auf die Bühne, sang wie ein Gott, ohne übrigens die Mitspielenden irgend zu berücksichtigen, und nach eingeärntetem rauschendsten Applaus legte er sich

ruhig wieder auf seinen Divan. Und Taccinardi, der Bucklige, der, als er im „Mäntelchen von starrer Seide“ zuerst vor dem Kärnthnerthortheaterpublikum erschien, ein so homerisches Lachen erregte, daß er gar nicht zum Ansatz kommen konnte, Taccinardi ließ das Publikum eine Weile lachen, dann trat er an die Rampen vor, worauf man momentan still wurde, und sagte in verbissener Wuth im gebrochensten Deutsch: „Ich nickt gekomm' mik sehen zu lass', ich gekomm', um gehört werden, maladetti . . . . . .“ Und schon nach dem ersten Portamento raste Alles vor Entzücken über diese Stimme! — Und dann David, Tamburini, Donzelli, die Fodor, die Sonntag, die Unger — — — —! Genug, ich ging oft stundenlang mit dem köstlichen Fettwanst auf den Boulevards umher und er erzählte mir tausenderlei derlei Nippes, wie Barbaja einst den Maestro Rossini gepackt und in seiner eigenen Stube eingesperrt hielt, und ihm nur Maccaroni zum Essen gab, und ihn nicht eher heraus ließ, so gottsjämmerlich auch der Divo fluchte, bis er nicht die versprochene Ouverture, ich weiß nicht mehr zu welcher Oper, fertig hatte. Lablache frug auch öfter nach seiner Divina Fanciula, der Fanni Elsler, von der er nur mit hellstem Entzücken sprach. Einst traf ich ihn Abends bei der Gräfin Rossi, der zweimal am Kunsthimmel in ungeschwächter Pracht aufgegangenen Henriette Sonntag und da mußte ich ihnen von der Karoline Unger in Florenz erzählen, und von ihrem geistreichen Manne Sabatière, dessen Uebersetzung von Schiller's Tell ins Französische so ungemein gerühmt wird, und dessen Sohn jetzt ein so talentvoller Landschafter ist.

Seit Lablache in Paris lebte, ging er auch jedes zweite oder dritte Jahr nach London. Er führte ein sehr großes Haus, und lebte stets wie ein Fürst. Einmal klagte ihm Paganini, daß es in London so schlecht und so theuer zu leben sei, besonders das Essen wäre unausstehlich und unerschwinglich. Lablache frug seinen knickerischen großen Landsmann, was er wohl für ein Dinèr zu zahlen pflege? Der berühmte Virtuos sagte 4 Pence, etwa 10 Kreuzer. Lablache meinte, für diesen Preis wolle auch er ihm den Mittagstisch geben. Signor Niccolo stutzte gar nicht einmal ob diesem Antrag, und nahm ihn sogleich an. Er speiste also von nun an bei Lablache, aß Trüffeln, Austern, Fasanen, trank Chably und Chambertin, und erlegte täglich regelmäßig seine 4 Pence. Als das aber monatelang so fort ging und Lablache weder die Geduld noch den Humor verlor, wurde der krankhaft mißtrauische Geigenfürst seinerseits stutzig. Plötzlich blieb er aus, und schimpfte überall wie ein Rohrspatz über den Buffo, der sich an ihm bereichern wolle, denn jetzt habe er in der „Rokery," Londons Diebsviertel, einen sehr guten Tisch, sogar zu 2 Pence, entdeckt, — also betrog ihn der schuftige Dickwanst ganz offenbar!

Einstmals hatte der bekannte Zwerg Tom Pouce eben sein Debut in Paris abgespielt, und den Schauplatz bereits verlassen, als ein Engländer, der eben nach Paris gekommen war, sich bei Thalberg sehr beklagte, daß er Tom Pouce nicht mehr zu sehen bekommen habe, indem derselbe bereits abgereist sein soll. „Nun abgereist ist er noch nicht, er läßt sich nur nicht mehr öffentlich sehen," meinte der Schalk von Pianist, „ich kenne ihn gut,

wenn Sie wollen, so gebe ich Ihnen ein Billet an ihn, da kennen Sie sich den kleinen Mann noch anschauen.“ Das edle Beaf of ald England war gar selig über diesen Antrag. Thalberg schickte den Engliſhman direkt mit einem Brieflein an seinen Schwiegervater. Der Überbringer wartete im Salon. Plötzlich erscheint, den Zettel in der Hand, Lablache, kolossaler als der Fastenochse. Unserem Engländer bleiben Aug' und Mund' offen vor Staunen. Er besah sich das Ungeheuer kopfschüttelnd. Endlich wagte er bescheidentlichst anzudeuten, daß man ihm ja gesagt, Tom Pouce sei ganz niedlich, klein. Lablache meinte mit trockenstem Humor, laut, wie eine Stimme aus dem Keller: „Jawohl, ich bin sehr klein und niedlich, wenn ich Vorstellungen gebe; aber daheim im Schlafrocke, da lasse ich mich gehen, und gebe mich in meinem normalen Zustande.“

Ich wüßte noch ein Halbhundert ähnlicher Karnevalsstreiche von dem lieben dicken Schalksnarrn, aber die meisten kann man nicht gut in gemischter Gesellschaft erzählen, man müßte derlei Witze nur, wie Fürst Pückler es mit ähnlichen Stellen that, mit griechischen Lettern drucken lassen, und obendrein darüber schreiben: „Für Damen nicht zu lesen,“ was meist nur die Folge hat, daß sich die Damen plötzlich um griechische Grammatiken balgen.

Das letztemal sah ich Lablache in London. Ich war im Haymarkettheater, um Freund Willmers eine Passage spielen zu hören. Dann ging ich ins Princeßtheater, um einen Akt des Hamlet von Macready zu sehen. Aber da war es so voll, daß ich es über den Akt nicht aushielt. Ich wandelte eine Weile in Piccadilly umher, und da fiel es mir bei, daß in Coventgarden

eben Verdi's „Räuber“ zum erstenmale gegeben werden. Ich kam gerade noch zum letzten Akt, als man den ausgehungerten alten Moor aus dem Verließ zog; und wen holte man als elendes Gerippe hervor? Den dicken Lablache! Das Haus erdröhnte vom Lachen. Das vollendete noch das ohnehin unabwendbar gewesene Fiasco dieser seichtesten Oper des seichten Giuseppe.

Lablache starb unlängst in Neapel. Er war in jeder Beziehung der exquisiteste Wohlschmecker; sogar um zu sterben hatte er sich ein Paradies auserwählt.

Nikolaus Lenau.

Geb. 1802. Geſt. 22. Aug. 1850.

„Chieto fuor, commoto dentro.“

Dieſen meinen edlen und ſo unglücklichen Landsmann, der, nebenbei bemerkt, jedenfalls durch ſeine „Drei Zigeuner,“ „Miska,“ „Am Bodnog“ u. ſ. w. zuerſt jenen tiefen Ton echt ungariſcher Poeſie, der Pußtenpoeſie, angeſchlagen, welchen ſpäter, und gewiß nicht als Reminiszenz, Petöfi, der damals Lenau noch gar nicht geleſen, neuerdings wieder in ſich fand und noch voller und vielſeitiger ausklingen ließ, — Lenau habe ich nur ein einzigmal und ſehr flüchtig perſönlich geſehen und geſprochen.

Es war 1842, zur Zeit, als der „Zauberſchleier“ im Theater in der Joſefſtadt eben ſo ſehr florirte, da war ich auch das Erſtemal als ungebundener Recke in Wien, und flog ſo recht „feſch“ per Fiaker von Amuſement zu Amuſement. Irgend einer der damaligen Tagsliteraten, ich irre mich wohl nicht, daß es der frühverſtorbene Eugen von Horváth war, Mitarbeiter der Theaterzeitung und Dandy, führte mich eines Abends in das „ſilberne Kaffeehaus,“ das vordem, ich glaube in der Plankengaſſe, im erſten Stocke beſtand. Dort erſah ich Lenau Billard ſpielen, ich denke mit Levitſchnigg, und in den Zwiſchenpauſen wurde ich ihm als Landsmann vorgeſtellt. Er

drückte mir herzlichst die Hand, rezitirte einige grammatikalisch unrichtige ungarische Wortsätze, aber in der Aussprache vortrefflich, und spielte weiter. Bei meinem scharfen Sinn für Physiognomien, und indem ich von jeher gerne Köpfe skizzirte, ist mir heute noch das Gesicht erinnerlich. Lenau hatte einen trotzigen Kindskopf mit dichtem Schnurrbart und ein paar braunen, sehr freundlichen Augen, die stark mit dem sonstigen Trotz der ganzen Typik kontrastirten. Er rauchte fortwährend aus einer langen „Gestopften," wie man in Wien sagt, und sprach gar nichts, als die Notirungen der Stöße. Wir gingen bald. Als ich später jenes Porträt sah, welches Cotta im Stich den Ausgaben Lenau's beigibt, war ich ungemein frappirt von der Ähnlichkeit; weniger ähnlich finde ich das bekannte von Danhauser.

Im Mai desselben Jahres nun, in welchem der große unglückliche Dichter am 22. August im Irrenhause zu Döbling verstarb, wohnte ich zu Weinsberg bei dem edlen Justinus Kerner in derselben Stube, die Lenau vordem inne gehabt. Wenn man zu Ende des Ortes Weinsberg, eben beim Wirthshause, links die Anhöhe hinaufgeht, so stößt man linker Seite auf das berühmte Tuskulum des liebenswürdigen Sängers und Geisterschers, wovon ein andermal die Rede sein wird. Der gegenüber diesem Hause rechts auf der Chaussée nach der Weibertreue liegende Garten gehört ebenfalls Kerner. Es ist dies ein fruchtbarer Obstgarten mit einem kleinen einstöckigen Landhaus nur mit zwei Stuben in der ersten Etage. Gott, wer mag da alles schon einquartirt gewesen sein! Einst bewohnte Kerner's frühverstorbener Bruder diese Nußschale; später hielten dort Villegiatur Uhland, Gustav Schwab,

Graf Alexander von Würtemberg und gar oftmal auch Lenau. Kerner's Schwiegersohn, der Fabrikant Gfell in Heilbronn, erzählte mir nun, wie sie einst, lange vor Ausbruch jener fürchterlichen Krankheit, nach dem Berge bei Heilbronn gingen — ich entsinne mich nicht mehr des Namens — wo man Kaffee und Bier bekömmt, und die schöne Welt des Neckarstädtchens versammelt zu sein pflegt. Lenau war mit von der Gesellschaft, und auch Theobald Kerner, der Sohn. Man setzte sich zu einem Tisch und vesperte vergnügt. Da erhebt sich Lenau plötzlich, nimmt ganz ruhig ein Brotmesser, geht auf einen Tisch zu, an dem eine hochgesegnete Frau gemächlich Kaffee trinkt und zuckt plötzlich auf diese Dame das Messer unter solchen Grimassen, daß diese entsetzt laut aufschreit, während Lenau hell lachend über den falschen Schreck an seinen Platz zurückkehrte. Die Gesellschaft sah starr diesem Experimente zu und fand vor Staunen im ersten Moment platterdings keine Worte. Aber die Frau beklagte sich heftig gegen den Wirth und dritte Personen und als nun die Freunde Lenau über sein mehr als absonderliches Benehmen zur Rede stellten, war dieser bereits wieder völlig nüchtern, und konnte durchaus nicht begreifen, wie man einen solch' „durchaus harmlosen" Witz übel nehmen mag!

Wäre Lenau dem Wahnsinn nicht verfallen, so würde wohl auch diese Geschichte vergessen worden sein; so jedoch erinnerte man sich späterhin emsig verschiedener Züge, die retrospektiv freilich als Vorsymptome gelten konnten. In diese Kategorie gehört auch eine romantische Caprice, welche mir der polnische Dichter Nikolaus Boloz von Antoniewicz erst vorigen Winter in Wien erzählte.

Boloz war bekanntlich in früherer Zeit der intimſte Freund Lenau's, an ihn waren auch die meiſten Polenlieder gerichtet. Boloz wohnte nun einſtmal mit Lenau zuſammen. Mitten im Winter, in einer Nacht entſetzlichſten Schneegeſtöbers und Sturmes, als Boloz bereits feſt ſchlief, weckte Lenau mit einemmale den Freund, und frug den Schlaftrunkenen, ob er nicht Luſt habe, jetzt um dieſe Stunde mit ihm auf den Kahlenberg zu gehen? Boloz hielt den Antrag Anfangs für tollen Scherz, doch der gute Nikolaus griff ihn beim Ehrgefühl an, ob er Mann ſei und Pole, ob er etwa keine Courage habe? u. ſ. w. Alſine, die beiden gingen wirklich fort. Sie kamen auch wirklich, etwa nächſten Morgen gegen Mittag, beim Wirthshauſe auf dem Kahlenberge an, wo ſie natürlich erſt ſtundenlang parlamentiren mußten, um eingelaſſen zu werden, denn man hielt ſie bei ſolchem Wetter für entlaufene Verbrecher oder entſprungene Narren, und dann mußten ſie dort oben einen Tag lang zu Bette liegen, um nicht auf den Tod krank zu werden.

Feuerwerker Mack.

Geb. etwa 1810. Geſt. 1855.

Wie oft ſaßen wir im Mondenſcheine in dem rieſigen Hofe der Artillerie-Kaſerne in Peſt, in dem durch Kaiſer Joſef erbauten „Neugebäude“, und ritten auf den blanken Vierundzwanzigpfündern und beſprachen gar Allerlei, was eben der Jugend durch den Kopf fährt und durch's Blut ſchießt! Auch waren das ſchöne Zeiten, als ich kaiſerlicher Kadet geweſen im fünften Regimente, Oberkanonier in kornblauer Hoſe, flohbraunem „Röckl“ mit rothen Aufſchlägen, den Corſéhut mit dem ſchwankenden ſchwarzgelben Federbüſchel am Kopfe, und an der Seite das kurze und breite „Krautmeſſer.“ Es kommt mir jetzt wie ein Traum vor, daß ich jemals in Reih' und Glied ſtand, Geſchütze auf- und abprotzte, auf der Laffette luſtig dahinfuhr, und in Kereßtur alljährlich im Feuer exerzierte. Es war dies zu Beginn der vierziger Jahre. Als wir einige Dutzende nackteſchält vor der Rekrutirungskommiſſion ſtanden, zitterten wir insgeſammt; die anderen bangend, man werde ſie tauglich finden, ich in Furcht, man finde mich vielleicht untauglich, denn ich allein war nicht militärpflichtig, ſondern ſtellte mich als „Expropriis“, wie es damals hieß. Aber man behielt mich und noch einige Andere dazu. Wir erhielten ſtatt unſerer lakirten Stifeletten, Sommerhoſen und Fracks, Kommißſtiefel, In-

validenröckel und die „Holzmütze.“ Einer der Unfreiwilligen kam mit mir in dieselbe Kompagnie, wir wollen ihn Eduard Morzicz nennen; er war Čeche und simpler Gemeiner — heute ist er Major. Morzicz, der Sohn eines Herrschaftsförsters, machte sich jedoch bald bemerklich. Er war ein excellenter Schüler, besonders in der Mathematik, kam vor mir in die Regimentsschule, und wir blieben bis heute warme Freunde. Im nächsten Monat kam ich ihm schon in die Schule nach, und nun trieben wir etliche 30 Jungens, meist Kadeten aus ungarischen Adelsfamilien, ein Wesen „wie der Teufel im Weihwasserkübel.“ Wir waren sehr streng gehalten, mußten „ochsig“ lernen, diese verfluchte Mathematik — also natürlich regressirten wir uns durch tausenderlei Schabernak. Besonders die Abende waren gräßlich, wo wir noch bis eilf Uhr Nachts „Correpetition“ hatten, und dem Feuerwerker zusehen mußten, wie er die „Kasserolhacken“ auf die schwarze Tafel hinmalte. Wir vertrieben uns während dessen die Langweile damit, daß wir unter den Tischen gierig Eugen Sue's eben florirende „Geheimniße von Paris“ oder auch den Casanova lasen, oder daß wir dem Schwächling, der trotz des interessanten Vortrages unseres Herrn Lehrers dem Schlafe nicht widerstehen konnte, ein Stück Salz zwischen die offenen Lippen steckten, oder wir banden den „Freireiter“ — der ruhig schlafen durfte, denn der Esel war ja nur zum Bedienen, nicht zum Lernen da — ganz leise an den Bettpfosten fest oder wir begehrten einzeln bei Seite und versammelten uns dann im Gange an dem Orte, den Blumauer besang — um Zigarren zu rauchen; denn das Rauchen war damals bei der Artillerie strenger verboten, als sogar das Tragen

von Extrafederbüscheln, und das will viel sagen. Schlug endlich die Schlafstunde, dann gab's erst recht noch keine Ruhe. Warf man sich so recht todesmüde in's Bett, so schrie mancher jammernd auf, denn er hatte sich auf den unter dem Leintuch versteckten Stiefelknecht geworfen, oder es gab noch mitten in der Nacht gewaltigen Exzeß, wenn einer hell brennend aufsprang und Zeter schrie, indem man ihm zwischen die Zehen Fidibuse gesteckt und diese angezündet. Wie oft standen wir beim Rapport vor dem gestrengen Herrn Hauptmann, neuer ruchloser That angeklagt, sogar daß wir einem schlafenden Polaken Schusterpech in solcher Art beigebracht haben sollen, daß dadurch die schrecklichsten Obstruktionen entstanden. Aber wir hielten wie römische Verschworene zusammen, blickten, zur Verantwortung gezogen, unschuldig und unwissend wie „träumende Hammel" darein und selten ließ sich der eigentliche Attentäter erlangen. Besonders der schöne Gusti Szerdai, der lange Gyula Molnár und Graf Smirscheck waren die tollsten der Tollen. „Jugend ist Trunkenheit auch ohne Wein," sagt Göthe so richtig. Uebrigens kamen auch Komödien vor, die nur Aristofan wieder erzählen dürfte, oder der Verfasser der „Braunen Märchen." Natürlich waren alle unsere Lehrer, die Herren Feuerwerker und Oberfeuerwerker, stets in einem Delirium von Wuth und Indignation über die paar Stuben „voll von tollen Ratten". Und wir hätten uns keine besseren Objekte als eben diese Professoren aussuchen können, um hinter ihren Rücken zu eulenspiegeln. Der Eine war ein alter zahnloser Herr, der immer Sittlichkeit predigte, statt das Exerzierreglement vorzutragen. Der Zweite, hüstelnd und trocken, zitirte uns zum täglichen Rapport

stets gleich schockweise; ein Dritter setzte sich regelmäßig vor die Tafel hin, denn seine Beine trugen ihn schwer, da die liebe Nase so sehr roth zu sein pflegte, und dann sah er uns mit thränenden Augen einige Minuten stumm an, bis ihm beifiel, was er eigentlich sagen wollte. Ein Vierter kümmerte sich gar nicht darum, was vorging, ob man auf ihn höre oder nicht, er werkelte seine Lektion mechanisch herab, und ging, ohne zu grüßen, wieder fort.

Ein Einziger jedoch beherrschte durch seine eigenthümliche Individualität völlig diese ganze ausgelassene Rotte. Wenn er eintrat, stellte sich nicht blos augenblicklich Stille, sondern eine Art freies vornehmes Wesen bei den Schülern ein. Es waren nicht mehr „dumme Jungens," sondern Personen einer gesitteten Gesellschaft, welche Besuch von einem Manne erhielten, der Politesse beanspruchte, indem er selbst, kühl und vornehm, solche übte. Dieser Mann war der k. k. Feuerwerker Mack, welcher dann in der ungarischen Revolution eine so bemerkenswerthe Rolle spielte. Er war nicht geliebt, denn er blieb stets kalt und kurz, aber er dominirte, ohne jemals auch nur ein Wort scharf oder energisch zu betonen. Und er war sehr beißend witzig, ohne jedoch absichtlich zu witzeln, oder ohne überhaupt viel zu reden. Was er übrigens that, Alles war so zierlich, so wählerisch, so geleckt. Nicht sehr groß von Figur, mag er damals etwa an die Dreißig gewesen sein. Er war nicht hübsch, aber fein und scharf vom Schnitte der Physiognomie, ziemlich mager, aber nicht kränklich, und was er sprach, kam epigrammatisch zugespitzt zu Tage. Ebenso kurz und klar waren auch seine wissenschaftlichen Vorträge. Er ermüdete nicht, sprach faßlich, doch nicht weitschweifig, und wer es dann nicht begriffen

hatte, dem konnte er nicht helfen, er zuckte die Achsel, lächelte geistreich, und empfahl sich höflich, rasch und still wie ein Schatten verschwindend. Auch auf der Straße huschte er so flüchtig dahin.

In einer der wundervollen Sommernächte saß ich mit Eduard wieder einmal in dem riesigen Hofe auf den „Stücken," und wir hielten uns sentimental umschlungen und schwärmten zum Monde empor. Wir waren dicke Freunde geworden. Er schmiegte sich mir an, weil ich schon damals so viel von der Welt wußte, große Reisen gemacht und den Kopf voll von allerlei kunterbunt verschluckter Lektüre hatte, er, der simple, im einsamen Walde erzogene Försterssohn, mich daher als farbiges Bilderbuch benutzen konnte. Und ich hing an ihm, weil mir die spröde Energie imponirte, die den Hauptzug seines Karakters ausmachte, wodurch er so leicht und sicher begriff, stets gleich das Positive ersah, und sein Gemüth unbeirrt von krankhafter und unbestimmter Sehnsucht erhielt. Das schwärmerische Element wurde bei ihm durch einen nüchternen gesunden Ehrgeiz und Lebensmuth ersetzt.

In dem hellen Mondenscheine ersahen wir natürlich jedes Wesen, das sich auf der breiten Fläche regte, und nur die Kantine drei und vier, die riesigen Wandflächen des nördlichen Flügels lagen in tiefem Schatten. Was hatte dieser kolossale Bau nicht schon Alles gesehen! Aber wer von uns hätte ahnen können, was er noch in nächster Zukunft schauen sollte, als die gewaltigen Ereignisse das Militär aus diesem Riesenbienenstock lockten und nach den fernsten Gegenden des Reiches marschieren ließen, während Tausende von Gefangenen ihre Kompagniestuben einnahmen, und in jenen Nebenhöfen, wo wir Jungens einst

so laut jubelnd Ball schlugen, die Exekutionen blutig ihren Lauf hatten! — —

Plötzlich sagte Eduard in jener Sommernacht zu mir, daß von Nro. 1 her ein Offizier komme. Da uns das Nachtschwärmen im Hofe nicht untersagt war, so blieben wir ruhig in der angenommenen Stellung. Es war kein Offizier, es war ein Feuerwerker, der auf dem weißen Sande immer näher kam. Jetzt erkannten wir ihn. Es war Mack. Wir erhoben uns und salutirten. Er wollte gleichgültig vorbei, als auch er uns zufällig erkannte. Er blieb stehen und sprach wärmer als sonst einige freundliche Worte. Morzicz hatte er stets mit einer gewissen Achtung behandelt, trotzdem derselbe noch immer, wie vor, Gemeiner war; er redete ihn daher mit „Sie" an. Mich schien er lange Zeit über absichtlich nicht zu beachten, ich war daher ziemlich erstaunt, als er jetzt gerade mit mir beinahe scherzend freundlich sprach. Er frug, was ich vorgelesen haben mag, denn man kenne mich, daß ich gerne und gut vorlese. Ich zeigte ihm das Buch, es war „Janko, der ungarische Roßhirt. Roman in Versen von Karl Beck." Er kannte jedenfalls diese beste Dichtung Beck's noch nicht. Ich bat ihn, das Buch zu lesen. Er zögerte, steckte es dann aber zu sich. Einige Tage darauf, während welcher Zeit er in den Stunden wieder auf mich nicht sonderlich Acht nahm, ließ er mich nach Tische in seine Stube, ein Stockwerk niederer, hinabbitten. Er war sehr freundlich, entzückt über die gelesene Dichtung, und ich kam nun öfter zum Privatbesuch zu ihm, was einen gewissen Neid unter meinen übrigen Kameraden erregte. Auch Morzicz wurde zugelassen. Und endlich rückte Mack selber mit einem Heft Gedichte

heraus; ob sie etwas taugten, weiß ich heute nicht mehr, damals entzückten sie uns.

Als ich wieder ins Civilleben zurückgetreten war, begegnete ich Mack nur einmal im Theater. Wir besprachen flüchtig Allerlei, er schien jedoch mißmuthig, sogar verbissen, und ließ sich über verschiedene Verhältnisse beim Regimente bitter, doch epigrammatisch kurz aus. Dann sah ich ihn nie wieder. Doch ich hätte wohl Alles eher ahnen können, als daß Mack je eine politische Rolle spielen werde. Ich war daher nicht wenig erstaunt, als ich hörte, er sei zur ungarischen Partei übergetreten, und habe das Artillerieweſen der Armee eingerichtet. Dann wurde er bekanntlich Kommandant von Komorn. Als solcher soll er sich den ärgsten Ausschweifungen überlassen haben, welche momentanen Wahnsinn herbeiführten. Nach der Kapitulation hörte ich nicht mehr von ihm, und erst 1853 las ich einen Maueranschlag, aus dem hervorging, daß Mack sich in Konstantinopel befinde, mit Anderen komplottire, also noch immer das alte Handwerk treibe, weßhalb ein Preis auf seinem Kopfe stand. Später las ich von seinem erfolgten Tode. Ob Mack ein Verwandter des einst so anrüchigen Generals gleichen Namens gewesen, konnte ich nie erfahren, nicht einmal, ob er aus Ungarn gebürtig war und welchen Namen er in der Taufe erhalten. Aber sein Porträt steht noch lebhaft vor meiner Seele. Ich denke, es war ein Mann, von dem man immerhin mit Antonius sagen konnte: „The evil that men do lives after them, the good is oft interred with their bones.“

Johann Graf Majláth.

Geb. 1788. Geſt. 1855.

„res sacra miser.“

Das Geſchlecht der Majláth's ſtammt von jenen Ungarn her, welche, als die Einwanderung der magyariſchen Stämme im 9. Jahrhunderte vom Kaſpiſchen Meere her geſchah, nicht mit auf den jetzigen Boden des Königreichs Ungarn kamen, ſondern vor der Schwelle in der Walachei ſitzen blieben, wo man noch heute zahlreiche ungariſche Familien inmitten der romäniſchen Bevölkerung findet, welche außen gebliebene der Ungar „Chango-Magyaren“ nennt.

1512 wanderte der erſte dieſes Geſchlechtes, Stefan Majláth, nach Siebenbürgen ein, wurde Wojwod von Tranſylvanien, Schatzmeiſter des Königs, war heftiger Gegner des erſten Zápolya, und focht an Seite Ludwig II. des Kindes, bei Mohács, nicht von der Seite des Königs weichend, bis dieſer fiel. Nach deſſen Tode zog Wojwod Stefan zurück nach Siebenbürgen, wurde Anhänger Ferdinands I., kämpfte gegen die Türken, gerieth aber durch Verrath in Feindeshand, und verſchwand in den ſieben Thürmen in Konſtantinopel.

Ein Urenkel dieſes Helden, der ältere Graf Joſef Majláth, war eine Hauptſtütze Maria Thereſia's, und

ſtarb 1811 als Staats- und Konferenzminiſter. Er hatte 18 Kinder, jedoch überlebten ihn nur fünf derſelben, nämlich: der 1825 verſtorbene Graf Joſef; der zu Nagy Töre noch lebende, 78-jährige Graf Karl; die Gräfin Julie, Obervorſteherin des Inſtituts der engliſchen Fräulein zu St. Pölten in Oeſterreich; ferner der 1855 verſtorbene Hiſtoriker Johann, und die Sternkreuzordensdame Komteſſe Eliſe, vermählt mit Graf Emerich Batthyányi. Von dieſen fünf Kindern des Staatsminiſters haben nur drei Nachkommen, und zwar der jüngere Graf Joſef zwei Söhne, Graf Joſef Simon, geb. 1796, und Graf Anton, geb. 1801, ehemaliger ungariſcher Hofkanzler und Staatsminiſter; Graf Karl zu Nagy-Töre hat blos eine Tochter, Marie, ſeit 1849 Witwe des kriegsgerichtlich verurtheilten Baron Ladislaus Mednyánßky; der Hiſtoriker Graf Johann hinterließ einen Sohn, den letzten der Majláth, Graf Koloman, geb. 1815.

Somit iſt dies, in der ungariſchen Geſchichte drei Jahrhunderte hindurch eine ſo glänzende Rolle ſpielende, beſonders durch ſeine Anhänglichkeit an die Dynaſtie zum Sprichwort gewordene Geſchlecht im gänzlichen Ausſterben begriffen; denn von den drei Enkeln des Staats- und Konferenzminiſters ſind Graf Simon und Anton unvermählt, Graf Koloman dagegen Witwer.

Der jüngſte Sohn des mariatheresianiſchen Staatsminiſters, der 1786 geborene Graf Johann Majláth, der bekannte Geſchichtsſchreiber des Hauſes Oeſterreich und Ungarns, der Entdecker des Kalocſaer altdeutſchen Liederkodex, der Mnemotechniker, Grammatiſt, Ueberſetzer ungariſcher Poeten und Romanſchreiber, Sammler ungariſcher Sagen

und Märchen, der Freund der großen Künstlerin Sofie Müller, einst in den Wiener Salons eine so gesuchte Persönlichkeit, mit Hormayr, Stadion, Körner, später mit Grillparzer, Gentz, Deinhardstein, Castelli, der Karoline Pichler, Enk, Hammer-Purgstall, Pyrker und Zedlitz die geistige Elite der Wiener Gesellschaft bildend, starb bekanntlich am 3. Januar 1855 durch Selbstmord, indem er, Arm in Arm mit seiner Tochter den Tod im Stahrenberger See bei München suchte. Das Motiv dieser trostlosen That ist heute noch unenträthselt. Pekuniärer Mangel allein war es jedenfalls nicht, so sehr der Graf demselben schon seit Jahren ausgesetzt war. Es mußte direkter Lebensüberdruß, Ermüdung im Kampfe mit allerlei Sorgen eingetreten sein. Er war 1854 direkt nach Baiern ausgewandert, und fand in München zuvorkommende Aufnahme. Vielleicht wollte er Hormayr's Stellung einnehmen. Genug, wie dem immer sei, unerklärlich bleibt es jedenfalls, daß auch nicht Ein Standesgenosse den besonders um die Dynastie verdienten Greis wenigstens insoferne versorgte, nöthigenfalls unter Kuratell, daß er doch nicht drückendem Mangel ausgesetzt gewesen wäre. Denn das ist in der That wahr, der poetische Graf hatte keinerlei Verständniß für pekuniäre Oekonomie, in seiner Hand zergingen auch Millionen wie zerschmelzendes Eis, und Niemand konnte an ihn ein Begehr stellen, das er nicht, völlig rücksichtslos auf eigene Verhältniße, befriedigt hätte. Sein reiches Erbe war in wenigen Jahren verschwendet, er hatte es in animirenden Künstlerkreisen verschenkt und vertafelt, und zudem liebte er eine gewisse Pracht. 1808 vermählte er sich mit der letzten Gräfin Révay, der Urenkelin jener Julianna

Bassanyi, deren Vermögen als Mündel des unter Leopold II. hingerichteten Grafen Franz Nádasdy vom Fiskus mit eingezogen wurde, woraus jener famöse jahrhundertlang dauernde Proceß entstand, dem sich im Laufe der Zeit an 4000 Mitansprüche anschlossen, und der endlich 1847 durch einen Vergleich zwischen den Majláth's und dem Fürsten Paul Eßterházy beendet worden war. Graf Johann nun und seine edle Gemahlin ließen alle Leute auf ihre Kosten leben, und als sie diese Großmuth und Sorglosigkeit nicht mehr üben konnten, mag eben nur die Erinnerung an die nicht erfüllten letzteren Versprechungen wach geblieben sein, nicht die an die weit überwiegenden früheren Thaten. „Denn der Undank rechnet auch gewissenhaft ab, nur daß er die Ziffern streicht und blos die Nullen stehen läßt.“ Uebrigens, wer mit Karakter zu sterben weiß, dessen etwaige Lebensfehler hat die Pietät, welche jedem schweren Schicksal ziemt, zu löschen.

Ich war gar oft in meinen jüngeren Jahren in der Badgasse in Pest bei Graf Johann Majláth. Er wohnte im Hause seiner Schwester, der Gräfin Batthyány. Als Freund meiner Familie kannte er mich von Kindheit an, und als ich ihm meine ersten literärischen Versuche zeigte, ermunterte er mich sehr, mit vollem Ernst an die Aufgabe zu gehen. Als ich mein „Jahrbuch“ redigirte, gab er mir auch eine höchst interessante Abhandlung über die „Königin Gertrud“ († 1213) und über „Klara Zaach“ († 1330), worin er streng historisch nachzuweisen sucht, daß die zweimal in der ungarischen Geschichte auftauchende Sage, als sei eine Königin ihrem Bruder behilflich gewesen an einem edlen weiblichen Wesen Frevel zu begehen, eben ins Reich der Sage gehöre, sich historisch aber nicht

erhärten lasse. Diese Untersuchung ist um so beachtenswerther, als diese Sagen noch heute im Bewußtsein der Nation leben, besonders durch das geniale Drama Katona's „Der Banus Bánk" und die Geschichte der Klara Zaach (sprich Saatsch) in Gedichten und Volksliedern wach erhalten wird. Majláth sagt sehr richtig: „Wer jemals in dem Fall war, über eine zweifelhafte historische Figur forschen zu müssen; wer das Gebiet der Geschichte, wenn auch nicht ex professo, sondern nur als beschaulicher Wanderer durchzogen hat; ja selbst wer nur auf die Ereignisse der Gegenwart achtet, hat sich überzeugen müssen, daß neben der wirklichen Geschichte, im Munde des Volkes immer eine zweite mit fortläuft, durch welche die wirkliche ausgeschmückt wird. Dem Volke ist das Schöne nie schön, das Gräßliche nie gräßlich, das Rührende nie rührend genug, und es drängt dasselbe, allen auffallenden Ereignissen immer geheime Ursachen zuzuschreiben." Der Graf gab mir damals auch eine höchst werthvolle handschriftliche Geschichte des „Theaterwesens" in Ungarn, die ich aber leider unter meinen Papieren nicht mehr aufzufinden vermag.

Graf Johann Majláth war von kleiner Gestalt, mit starken Schulterblättern, trug den Kopf immer absichtlich zurückgebäumt, als wollte er sich höher erscheinen lassen, hatte eigenthümliche pathetische Bewegungen, ging etwas gravitätisch, und sprach auch in sehr reinem Deutsch etwas salbungsvoll, wenigstens betonte er sehr einzelne Worte. Ich besitze noch viele Briefe von ihm; seine Handschrift ist sehr ausgeschrieben, aber flüchtig, da er bekanntlich in jüngeren Jahren der Gefahr ausgesetzt war, zu erblinden, daher stets, gleich Göthe, alle seine Werke

diktirte. Das letztemal sah ich ihn 1853 in Wien in der Hofbibliothek, wo er mich kurz und freundlich begrüßte, und gar eifrig aus alten Folianten Exzerpte machte.

Als ich nach seinem traurigen Tode mit seinem Sohne dem Grafen Koloman Majláth bekannt wurde, frappirte mich dieser besonders durch seine auffallende Aehnlichkeit in Erscheinung, Sprache und Geberde mit seinem Vater. Graf Koloman ist ebenfalls als Schriftsteller bekannt, besonders durch seine 1851 bei O. Wigand in Leipzig erschienene Denkschrift „Ungarn und die Centralisation."

Franz Morelli.

Geb. etwa 1810. Geſt. 17. Febr. 1859.

Es war eine Zeit in Wien, zu Beginn der vierziger Jahre, wo man allerorten ein Lied ſang, davon ich mir leider die erſte, den Walzerfürſten Johann Strauß Vater feiernde Zeile nicht merkte, aber die weiteren hießen:

Doch wie der Lanner
Kann's halt gar Kaner (Keiner);
Und der Morelli
Der macht mi ſelli (ſelig).

Damals beherrſchten nehmlich eben Strauß, Lanner und Morelli alle Tanzſäle, und die Zeit des „Wiener Walzers" hatte ihre Blüthe erreicht. Strauß, der Vater, ſtarb jedoch 1849; Lanner nahm ein noch traurigeres Ende, indem er faſt dem Säuferwahnſinn verfiel, — und Morelli war nach Oſtindien ausgewandert. Morelli, von Geburt Ungar, ſpielte mit ſeinem Orcheſter auch vielfach in Peſt, und feierte dort rauſchende Triumphe. Er zählte zu den engeren Freunden meines ſeligen Vaters, und als er, engagirt durch die engliſche Kompagnie, 1842 zum erſtenmal als Regimentskapellmeiſter nach Oſtindien ging, ſchrieb er uns zahlreiche Briefe, die wir ſtets an dem runden Abendtiſch allgemein vorzuleſen pflegten, denn ſchon allein die Thatſache, aus ſo weiter Ferne Briefe erhalten zu

haben, genügte damals, uns selig zu machen. Leider finde ich nur einige dieser Briefe mehr unter meinen Papieren vor. Morelli war verheiratet, aber seine Frau ging nur bis London mit, und von dort wollte sie durchaus nicht weiter, ja ihre Briefe bewogen sogar den Gemahl, seine so glänzende Stellung in Bombay aufzugeben, und wieder heimzukehren. Als er nun in Pest mit der sich so gewaltig nach ihm sehnenden Gattin zusammentraf, trat einer jener Fälle des Schicksalshumors ein, der schon manchem braven Manne passirt ist: er zerzankte sich derart mit seiner Frau, daß dauernde Trennung erfolgte. Nun lebte er wieder eine zeitlang in Wien und Pest, während er neue Unterhandlungen mit der englischen Kompagnie anknüpfte, und endlich, etwa 1847, ging er zum zweitenmale nach Asien. Er kehrte nunmehr nicht wieder zurück, und vor einigen Wochen brachten die Journale die Nachricht von seinem am 17. Jan. 1859 zu Bombay erfolgten Tode. Sein Bruder, Josef Morelli, trat in der Heimath in seine Fußtapfen, und dirigirt noch heute sein Wiener Orchester bei Schwender, Dommayer oder in sonstigen Sälen. Beide Brüder glichen sich äußerlich so sehr, daß der Ueberlebende das treueste Porträt des Hingegangenen ist.

Hier einige Excerpte aus Franz Morelli's Briefen:

Madras, 18. Sept, 1842.

„— — — — Nun aber ist es anders; ich spiele, so Gott will, im Karneval 1843 schon wieder in Pest. Sie stutzen? Morelli in Europa und in Pest? Sie wissen

nämlich, daß mein Kontrakt mit Lord Elghinstone für Madras auf 3 Jahre lautet, und da ich am 21. Oktober 1841 hier ankam, so denken Sie, werde ich doch nicht jetzt schon wieder das ungeheuere Geld für eine Rückreise ausgeben, und diesmal kommt sie noch kostspieliger, denn ich nehme den Weg über Bombay, Suez, Alexandrien und mit dem Dampfboote nach Triest. Aber Lord Elghinstone ist durch und durch Gentleman. Ich erwartete seit Monaten meine Frau, als ich nun statt ihr einen traurigen Brief erhalte, daß ihr ihre herabgekommene Gesundheit die Reise durchaus nicht möglich mache. Mein Entschluß war rasch gefaßt, jedoch der verfluchte Kontrakt stand mir im Wege. Ich sprach Lord Elghinstone. Dieser sagte wider Erwarten: „Wenn sie sich unglücklich fühlen, ich löse gerne den Kontrakt, und es ist Ihr Glück, daß Sie es mir sagten, der ich ja auch Ostindien verlasse, denn der neue Gouverneur, der Marquis of Tweeddale würde Ihnen diese Freiheit nicht mehr gewähren. Wollen Sie mit Ihrer Frau wiederkommen, gut; die Reisekosten für Ihre Person werden stets bezahlt.“ — — — — Meine Musiker sind über meinen Abgang sehr betrübt. Ich habe nämlich drei Banden zu unterrichten. Die „Gouverneursbande“ besteht aus Leuten weißer Väter und schwarzer Mütter, also sind es Braune. Die Regimentsbande ist vom 57. Regiment Ihrer Majestät der Königin, im Fort St. George stationirt, und die Nativ-Infanteriebande“ der Kompany Trupps Nr. 4 besteht aus Jungens so schwarz wie der Teufel. Dieser Unterricht nimmt mich den ganzen Tag über in Anspruch. In voriger Woche gab's wieder eine Thronbesteigung eines „Nebaubs“ (Nabob?), eines 19-jährigen Mohren und Muselmanns.

In Indien existiren noch alle diese Schattenkönige, die Kompany erhält sie und ihre Titel, doch haben sie nichts zu sagen. An jenem Morgen begannen die Kanonen des Forts schon um 6 Uhr früh. Dann wurde durch sämmtliche Truppen vom Hause des Gouverneurs bis zum Palaste des Nabobs Spalier gezogen. Auch ich wagte den Palast zu betreten, in den zu anderer Zeit Niemand darf und war unter tausenden von Muselmännern der einzige Christ. Im ersten Hofe standen an 20 ungeheuer große Elefanten, die Ohrdeckel farbig bemahlt, mit Zähnen, die bis an den Boden reichten, und auf dem Rücken trugen sie förmliche Häuser, die man auf Leitern besteigt. Im zweiten Hofe paradirten all' die reich übergoldeten Prachtwägen. Dann trat ich in den eigentlichen Pallast, der mit dem Serail in Verbindung steht. Der Pallast ist ein ebenerdiges, doch prezioses Gebäude, die Säle hoch und groß, und voll angefüllt von Muselmännern ersten Ranges, alle mit Dolchen bewaffnet. Im zweiten Saale saß der Nabob mit seinem Onkel, aber auf Stühlen, und nicht wie die anderen am Boden. Die Ceremonie begann, indem Lord Elghinstone kam, den jungen Fürsten unter den Arm nahm, ihn nach dem Throne führte und eine kurze Anrede hielt, bei der die Muhamedaner sich auf das Gesicht warfen. Dann nahm der Governeur den König wieder beim Arm, und man ging zum Frühstück, das für die Engländer in europäischen Speisen, für die Indier in indischen bestand. Nur der Nabob und sein Onkel setzten sich gleich dem Lord. Unterdeß war meine Musikbande eingetreten, und spielte die „feschesten" Wiener Walzer. Nach dem sehr kurzen Frühstück bestieg Alles die Wägen und Elefanten und der Zug setzte sich nach

des Guverneurs Haus in Bewegung. Dort machte die Kompany dem Nabob ein Geſchenk mit einem mit Diamanten überſäeten Säbel."

* * *

Bombay, 30. Okt. 1842.

„— — — Die Reiſe durch Indien iſt äußerſt beſchwerlich, und geht ſehr langſam vor ſich. Ich verließ Madras am 1. Oktober und erſt geſtern langte ich hier an. Meine Landreiſe war höchſt intereſſant, obgleich ich keine größere Diſtanz als nur 430 engl. Meilen zurücklegte, und zwar durch Bangalore, nach Cochin, wo mich am 25. der Dampfer „Colombo" von Ceylon aufnahm, und in vier Tagen hieher brachte, ohne daß wir weit in See geſtochen wären. Denn wir ſahen ſtets Land. Die Continentalreiſe machte ich in 20 Nächten, denn bei Tag ruht man, und auf allen Stationen fanden ſich reinliche Bangalo's, welche die Kompagnie etablirte, und wo drei bis vier Reiſende ſtets gratis verpflegt und bedient werden. 12 Träger ſchleppten mich in einem Palankin, und ich hatte Muße genug, um zu komponiren. Von Cambatore nach Trichoor-South-Malabar iſt der Weg ziemlich gefährlich gemacht durch Tiger und Elefanten. Die Elefanten freſſen Einen zwar nicht auf, aber ſie tödten die Leute aus bloßem Vergnügen, wie wir denn auch vier verſtümmelte Leichname auf dem Wege antrafen. Den Bangalo Mullakerry verließ ich Abends; die Diener und Träger hatten Fackeln, ich ſchußbereit ein Gewehr. Es war die fünfzehnte Reiſenacht, wundervoll mondſcheinerfüllt;

ich hörte und sah nichts, also schlief ich ein, während die Träger wie Rasende mit dem Palankin dahinliefen und ihr gewöhnliches Geheul anstimmten. Plötzlich, etwa um 1 Uhr Nachts halten sie still, und rufen mich wach durch den Schreckruf „Elefanten!“ Mir ward „nicht recht übel,“ wie die Wiener sagen, und ich fing in die Luft zu feuern an, was ich bis zum Anbruch des Morgens fortsetzte und solcherart auch die ungebetenen Gäste vertrieb und so hatte ich blos das Vergnügen noch lange die holden Stimmen dieser Riesenbester zu hören. Es war eine wunderbare Nacht in diesen Wäldern mit den bis zum Himmel reichenden Bambas, voll von Mondenschein, und erfüllt von dem Gebrüll der Elefanten! Im Bangalo Trichoo traf ich einen Engländer, Mr. Silver, der direkt auf Elefantenjagd ausging, und ihrer schon genug erlegt hatte. In den Bangalo's fehlt es übrigens auch sonst nicht an Amusements; so kommen täglich an drei bis vier Troupps der häßlichen Bajaderen, um weniger wählerische durch Gesang und Tanz zu verlocken. Madras trägt mehr den orientalischen Charakter, Bombay ist auch im Aeußern englischer, die Häuser, größtentheils in den Forts, sind zwei und drei Stockwerke hoch, doch meist von Holz und schmutzig. Der Bazar ist nicht so elegant als jener in Madras; die „Natives“ bewohnen hier die Stockwerke, während sie in Madras nur ebenerdig logiren dürfen. Bombay hat keine Gärten, aber Boulevards rund um die Stadt, und Miethkutschen, welche mit Nummern versehen sind. Der Hafen ist ausgezeichnet, geziert durch die imposanten Kanzleigebäude, und das Meer dehnt sich völlig ruhig aus, weßhalb die Schiffe auch noch ans Land kommen, während sie in Madras 7 bis 8 Meilen entfernt

bleiben, und bei geringstem Wind in hohe See stechen müssen. Handel und Leben sind hier viel regsamer, aber die Existenz auch umsoviel theuerer. Ich wohne hier im Viktoriahotel, deßgleichen natürlich bei uns nicht einmal zu denken ist, muß aber täglich blos für das Dinèr 10—12 Rupien, was unseren Gulden entspricht, bezahlen. Sagen Sie unserem freundlichen Wirth, Herrn Josef in Pest, daß ich hier für das Glas Bier einen Gulden bezahle! Bei dieser Theuerung hat man aber auch Erstaunliches. Das Hotel besitzt Säle zum Lesen, zum Rauchen, zum Billardspiel, zum Essen u. s. w. In den Speisesälen ist selbstverständlich wie in England jeder Tisch separirt, und durch spanische Wände geschieden. Außerdem wimmelt es von schwarzen, halbschwarzen, von englischen und französischen Damen, die häufig Besuche erhalten, da 140 große Schiffe im Hafen liegen. Auffallend ist es, daß man hier sonst keine Weiber sieht, weder in den Straßen noch an den Fenstern, nicht einmal welche der unteren Klasse; alle Geschäfte werden durch Männer besorgt. In Bombay herrschte die Cholera sehr arg, jetzt kommt kein Fall mehr vor. Von Alexandrien aus schreibe ich Ihnen wieder, denn erst dort erfahre ich, ob ich direkt nach Triest oder über Malta und Marseille gehe, je nachdem ein österreichisches oder französisches Schiff reisefertig. Von Alexandrien bis Triest oder über Marseille brauche ich zwanzig Tage. Am 1. November nach Tische 4 Uhr gehe ich mit dem Dampfer „Atalanta" nach Suez ab, wo ich am 16. oder 17. Nov. anlange, und in Triest oder Marseille am 1—2. Dezember. Am 15—20. Dezember hoffe ich in Wien zu sein, und die nächsten Tage darnach bei Euch in Pest. — — — Lord Elghinstone sagte mir,

daß der Wiener Maler Schöff in Madras war, jetzt aber in Kalkutta sei. Lord Elghinstone ging am 27. Sept. von Madras ab, und da ich noch vier Tage länger blieb, so spielte ich mit meiner Kapelle schon wiederholt vor dem neuen Gouverneur Marquis of Tweeddale und seiner Gemahlin, und der wollte mich durchaus bewegen, nächstes Jahr mit meiner Frau zurück zu kehren, doch diese wird nicht wollen, und ich habe nun genug die weite Welt gesehen, daß ich mich sehne, bei meinen Landsleuten still weiter zu leben. Lord Elghinstone schrieb mir von Bangalore, wo er sich noch einen Monat in den Bergen aufhalten will, daß er hofft, mich im nächsten Jahre in Pest sprechen zu können. Er will im März dahin. Nun durschiffe ich das rothe Meer, um nach Suez zu kommen; wir landen nur einmal in Aden, um Kohlen einzunehmen, und diese Tour soll sehr gefährlich sein.

* * *

Ancona, 18. Dez. 1842. Am Bord des österreichischen Dampfers „Ludwig."

„Meine Reise von Bombay nach Suez war sehr glücklich. Wir hielten nur in der Kohlenstation Aden, das, stark befestigt, in einem Bergkessel liegt, und ein königliches, ein schwarzes Regiment und einige Artillerie enthält. Alle Häuser sind von Bambus, daher eine schreckliche Existenz. Ich besuchte den Kapellmeister Weiß, der einst in London mit so viel Glück konzertirte, nun aber in seinen vorgerückten Jahren diese furchtbar öde Station bekam. In Suez langten wir am 19. Nov. Abends an. Es

ſtanden ſchon kleine Wagen des Lieutenant Waghorn bereit, in denen wir in 10 Stunden die Wüſte paſſirten. In Kairo erfuhr ich zu meiner größten Ueberraſchung, daß die Schiffe des öſterr. Lloyd nicht direkt von Alexandrien nach Trieſt gehen, alſo mußte ich mich in Kairo aufhalten, um das franzöſiſche Schiff abzuwarten, welches über Syra ging. In Syra betrat ich am 11. Dezember den öſterreichiſchen Dampfer, und hier halten wir nun Quarantaine. Heute aber ſegeln wir weiter, und ſind morgen in Trieſt, wo wieder zwei Tage Quarantaine gehalten wird. Ich bin alſo am Mittwoch frei, am Samstag etwa in Wien, und den Dienſtag in Peſt. — In Kairo beſah ich die Pyramide von Giſeh und zahlreiche andere Merkwürdigkeiten, und machte die Bekanntſchaft des Dr. Brunner, eines Deutſchen, der mit ſo viel Glück Peſtkranke kurirt und hier im hohen Anſehen ſteht. Die Reiſe auf dem Nil, nach Alexandrien zu, war ſehr angenehm; wir hatten herrliches Wetter, und ich machte ſie in arabiſcher Geſellſchaft. Ich geſellte mir einen arabiſchen Bedienten zu, der ziemlich deutſch ſprach und Raimund hieß, da ſeine Mutter eine Wienerin war. In Alexandrien wurde ich auf dem öſterr. Konſulate freundlichſt empfangen. Von Syra gingen wir über Athen, Korfu, Patras nach hieher, wo ich übrigens ſchon empfindlich friere. In Griechenland ſah ich den Schnee bereits auf den Berghöhen liegen.

* * *

Trieſt, 19. Dez. 1842.

Herr Joſef Stipperger, der berühmte Wirth des Gaſthofes „zur Birne“ in Wien, beſuchte mich hier in der Quarantaine; er iſt im Hotel Metternich abgeſtiegen. Auch erhielt ich hier glänzende Anträge für den Karneval, aber es bleibt ſchon bei Peſt, und ich freue mich im vorhinein, wenn wir zwei wieder einmal ſtill in der Ecke beim „Herrn Joſef“ ſitzen, und das friſche Bier trinken und der Spieluhr zuhören, wie ſie das Gebet aus „Moſe“ flötet.

Kaiser Nikolaus.

Geb. 7. Juli 1796. Geſt. 2. März 1855.

Etwa 1850 oder 51 ging ich eines ſchönen Tages in Sarg's ruſſiſchem Hofe in Frankfurt die Haupttreppe empor, als ein großer, ſtarker, wenn man will ſchöner Mann im Zivil von militäriſcher Haltung und militäriſchem Zuſchnitte im Koſtum, den Rock bis an die Kravate zugeknöpft, ohne alle Begleitung die Treppe herab kam. Ich hatte ihn bereits Tags vorher, als ich am Hotel vorbeiging, in einem der Fenſter des erſten Stockes liegen, und ruhig die Zeile hinab und hinauf blicken geſehen, gleich irgend einem andern Touriſten, unbeſchadet ein Volkshaufe vor dem Hauſe unter dem Fenſter ſtand, hinaufgaffte und deutete, was der Mann ganz gleichgültig hinnahm. Es war dieß der „grauſe Czar," der große Kaiſer Nikolaus, der Mitvernichter der Flotte zu Navarin, der Perſer- und Türkenbeſieger, der Griechenprotektor, der Zertreter Polens, der Angreifer Schamyl's, der Annexirer Krakau's, der Interventionär in Ungarn. Noch hatte er aber nicht Mentſchikoff im Paletot in den Palaſt des Sultans geſchickt gehabt, als ich an jenem Tage mit ihm auf der Treppe des Hotels zuſammentraf! Er ging allein, wie geſagt, im Zivilrocke, langſam, doch feſten Schrittes die Stufen herab. Einige Kellner, die eben hinaufrannten, drückten ſich in erſterbender Ehrfurcht an die Wand, wie

zitterndes Kleinwild, wenn ein Bär daher kommt. Der Czar nahm jedoch keinerlei Notiz davon, dankte nicht und grüßte nicht und als ich knapp an ihm vorbeiging, sah er mich streng und vornehm, aber nicht finster an, zugleich jedoch mit einem Blick aus den großen Augen, als schauten diese Augen, ohne recht zu sehen. Im Vorgange des ersten Stockes traf ich mehrere der Hofbedienten, in grüner Livrèe, die ganze Brust reich mit Goldborten übernäht, und einen französischen Kammerdiener in schwarzseidenen Kniehosen, Atlasrock, aber nicht gepudert.

Ein oder zwei Jahre darnach stand ich in Wien auf dem Graben bei der Dreifaltigkeitssäule, als in einem offenen Hofwagen der Kaiser Franz Josef mit seinem eben angekommenen hohen Gaste, dem Kaiser Nikolaus, vorbeifuhr. Rußlands Herrscher überragte an Gestalt den jugendlichen Kaiser Oesterreichs, sah jedoch wie ein großer Unteroffizier neben einem jungen eleganten Offizier aus. Das nicht sehr dicht gedrängte Publikum rief vernehmlich: „Hoch Franz Josef," wobei seine Majestät stets dankte, Nikolaus dagegen rührte sich nicht, schaute sich auch weder das Publikum noch die Stadt an, sondern sprach fortwährend mit Oesterreichs Monarchen. Sein Wiener Aufenthalt dauerte eine gute Zeit, während welcher er fast täglich in den Prater fuhr, stets an der Seite unseres Kaisers. Ihre kaiserliche Hoheit Erzherzogin Sofie erschien zumeist zuerst in jenem bekannten Sechserzug in Begleitung der Kaiserin von Rußland, mit Vorreitern und Jokey's. Nach jagten zahlreiche russische Adjutanten, von denen auch einmal einer, ein korpulenter höherer Offizier so arg vom Pferde flog, daß er als todt weggetragen werden mußte, später aber wieder aufgekommen sein soll. Zuletzt kamen dann

die beiden Kaiser in zweispänniger offener Kalesche. —— All' das hatte ich übrigens längst wieder vergessen. Unterdeß war der Krimfeldzug gewesen und Kaiser Nikolaus im März 1855 verstorben. Im Frühjahre 1860 besuchte ich eines Tages in München die Wittwe des zu früh dahingegangenen Genremalers Guisbert Flüggen. Sie führte mich in das Atelier ihres seligen Gatten, indem demnächst die Versteigerung seines Nachlasses vor sich gehen sollte, und wo all' die Staffeleien, Rahmen, Bilder, Gewänder, Puppen, Büsten und Schnitzwerke wüst durcheinander lagen und standen. Nachdem wir Verschiedenes angesehen und besprochen, sagte mir Frau Flüggen, daß ihr Mann besonders großen Werth auf einen Gypsabguß des Schädels des Kaiser Nikolaus gelegt habe, den er aus Petersburg durch eigenthümliche Konnexion bekommen, und der sich in einer Schachtel versiegelt befand. Kaum hatte ich das gehört, als ich ohne frühere Anfrage sogleich im Namen meines hochverehrten Freundes, Direktor W. v. Kaulbach die Schachtel unangesehen erstand, was der Besitzerin auch sehr lieb war, indem sie das jedenfalls werthvolle Stück nun in besten Händen wußte. Als ich Tags darauf Kaulbach im Atelier besuchte, lag der Schädel bereits ausgepackt am Boden, neben den Todtenmasken Newtons, Karl XII., Göthe's, Schillers, Wielands, Napoleons. Kaulbach dankte mir herzlichst für den guten Einfall. Ja, das war veritable derselbe Nikolaus, wie ich ihn mehrmal im Leben persönlich gesehen. Ein großer starker Kopf, doch weder für Frenologen noch für Fysiognomisten von viel Interesse. Eine feste, geschlossene Fysiognomie, hohe Stirne, runden, großen Hinterschädel, nicht sehr tief liegende geschlossene Augen, starken sichel-

förmigen Schnurbart, schönen Mund, energisches Kinn, der Ausdruck des ganzen Gesichtes nicht im Geringsten verzerrt, obgleich man erzählt, daß der Czar Gift genommen. Der Gypsabguß wies noch einige Originalhaare vom Bart nach, die sich beim Formen von der Leiche rißen, und in den Abguß mit übergingen. Ein energischer Kopf, auch schön im gewöhnlichen, aber nicht im artistischen Sinne, weil bei aller Kraft ohne irgend welche besondere Intelligenz. Neben diesem Schädel durfte man den herrlichen Napoleons gar nicht ansehen; der Kopf eines Gottes neben dem eines gut disciplinirten Korporals. Und doch muß Nikolaus große geistige Gaben, wenn auch wohl keine edlen, besessen haben. Man kann sich aber keinen verblüffenderen Kontrast denken. Dieser Schädel Napoleons, dessen Oberkopf so stark ausgebildet als intelligent erscheint, die tiefliegenden Augenhöhlen, die energisch modellirte Nase, die dünnen Lippen, die feinen muskulativen Züge um Mund und Kinn, ein Imperatorenkopf, wie ihn gleich imponirend und durchgeistigt keiner der Cäsaren des alten Roms aufweist — und daneben der in der Form gleich große Schädel des Czars, mit der geschlossenen, energischen, doch geistig und künstlerisch so leeren Fysiognomie.

Als ich einige Zeit darnach wieder einmal zu Kaulbach ins Atelier kam, lag bei all' den anderen Todtenmasken noch eine neue Maske, aber nicht die eines Todten, sondern die der Büste Göthe's, welche der geniale Trippel bei Göthe's Aufenthalt in Rom vor nun mehr als siebzig Jahren modellirt und die nur wenigen Kunstkennern bekannt ist. Lißt hatte den Abguß aus Weimar eingeschickt. Damals war Göthe noch ein Dreißiger. Hätte Rafael diese Büste gesehen, er würde sie als Modell zu

ſeinem Apoll genommen haben. Es iſt direkt ein Kopf aus dem Parnaß oder der Schule von Athen. Und doch völlig ähnlich mit der Todtenmaske des zweiundachtzigjährigen Göthe, die wir vielfach mit jener herrlichen Büſtenmaske verglichen. Neben dieſem Jugendkopfe Göthe's wird der des Kaiſer Nikolaus — grauſenerregend, durch ſeine geiſtige Leerheit und durch jenen dem ganzen Schädel aufgedrückten ſtörriſchen Despotentrotz.

———

Alexander Petöfi.

Geb. 1. Jan. 1823. Geſt. 1849.

„Un hijodalgo tan alto de pensamientos, como humilde de bienes de fortuna.“
Dona Maria de Zayas y Sotomayor.

Wir ſaßen gewöhnlich in ſo dicke Rauchwolken türkiſchen Tabaks eingehüllt, daß, wenn endlich Lichter gebracht wurden, ihr Schein wie Nebelſterne erſchien. Und dann hatten wir junge Leute, die wir uns gewöhnlich 1845 bei einem Freunde in Peſt, dem Dichter Bakody, jetzt Arzt und glücklicher Gatte, ich denke in Lemberg wohnend, zu verſammeln pflegten, zu ungenierte Manieren, als daß jeder Neuhinzugekommene förmlich der Geſellſchaft vorgeſtellt worden wäre. Man ſprach mit einander, als würde man ſich ſchon jahrelang kennen. Da wurden denn moderne Dichter vorgeleſen, oder auch eigene Erſtlingsverſuche, kritiſirt, polemiſirt, über Literatur, Frauen, Theater, Profeſſoren, Landtagsfragen, Korteswahlen und über Bier geſprochen und Tſchibuck geraucht, daß ein Schinken hätte darüber ohnmächtig werden können. — Eines Tages lag ich wieder bärenhäuteriſch auf dem Divan, und während andere Gruppen Anderes thaten, blätterte ich in den literäriſchen Novitäten, die auf dem Tiſche lagen. Ich hatte damals, erzogen bei mitteleuropäiſcher Literatur, nicht viel Geſchmack an ungariſchen Dichtern, es muthete mich Alles

als „schon besser da gewesen“ an. Diese Horazischen Oden und Pindarischen Hymnen, diese Schillerischen Balladen und Uhlandischen Romanzen, alle blos mit einem ungarischen Schnurrbart versehen, mochten wohl begreiflicherweise die Dämchen eines Stuhlrichters, oder die Schreiber einer Herrschaftskanzlei in Entzücken versetzen, weniger aber Jemanden, der an Horaz und Pindar selbst keinen großen Gefallen fand, und Petrarka, Schiller oder Uhland im Original lesen konnte. Eine wirklich ungarische Poesie hatte erst einige Spuren angesetzt und merkwürdigerweise die stärksten bei deutschschreibenden Dichtern, wie Lenau und Karl Beck. Aber auch das war nicht das Eigentliche, das mußte noch ganz anders kommen, urwüchsiger, absichtsloser, wie ein Quell' klar und perlend aus dem eigenen Boden sprudelnd, in Form hellklingender Lyrik, nicht blos deskriptive Reflexionspoesie. Freilich, damals konnte man noch kaum die ganze Fülle ungarischer Volkslieder, die man so lange vom ungarischen Parnaß ausgeschlossen hatte, wo blos die Helden aus Papiermaché und die Leonisten Platz finden durften, und nur hin und wieder hörte man vom Munde eines kecken Juraten auch ein Stroflein klingen, wie:

„Keine Mutter wohl gebar Dich,
Wuchsest an dem Stock der Rose,
Stiegst im Pfingstenfrührothsmorgen
Aus dem glitzernd thanigen Schooße!“

oder:

„Deiner Wänglein Rosen
Möcht' ich gerne pflücken,
Daß als herrlich' Sträußlein
Sie die Brust mir schmücken.“

Aber solche Thauperlen galten den „Gerichtstafelbeisitzern pannonischer Literatur und Kritik“ damals noch nicht für Poesie, es waren ja blos „belächelnswerthe Bauernlieder!“

Als ich daher an jenem Abende unter anderen eben erschienenen Büchern auch einen Band ungarischer Gedichte mit dem simplen Titel: „Versek, irta Petöfi Sándor“ vorfand, achtete ich Anfangs nicht sehr des Inhalts und blätterte blos flüchtig in dem Hefte. Unversehens stieß ich aber auf ein Lied:

„Hejh, diese Welt, wie groß sie ist!
So klein auch Du mein Liebchen bist!
Besäße ich aber Dich, mein Leben,
Nicht um die Welt würd' ich Dich geben!

Der Tag bist Du, die Nacht bin ich,
Ich fühle voll vom Dunkel mich;
O, flößen uns're Herzen zusammen,
Welch' Morgenroth müßte daraus entflammen!“

— — —

Ich sagte zu einem Unbekannten, der neben mir ebenfalls rauchend im Divan lag: „Haben Sie diese Gedichte gelesen? Hören Sie nur! Das ist ja ganz merkwürdig frisch und flott. Wer ist denn dieser Petöfi?“ Mein Nebenmann sagte, ohne sich sonst zu rühren: „Ein Lump, der nichts Besseres mehr zu thun weiß, als Verse zu kritzeln.“ „Nun, ich gratulire der Nation zu einem Lumpen, der ein solches Genie ist,“ erwiederte ich. „Was

das gleich mit Genie's um sich wirft, diese liebe Jugend!“ erwiederte mein Gegner, „ein Mensch, der pure Bauernlieder zuwege bringt, so gut und schlecht als es das Volk selber kann, ist nicht einmal wirklicher Dichter, geschweige Genie; das sagen ja heute schon alle Journale, welche dies Buch besprachen, und die Akademiker gehen noch weiter, und nennen das Genre direkt roh und gemein, was man nicht kultiviren soll, wenn einem die Ehre der Nation am Herzen liegt.“ — „Das sieht den Zöpfen ganz gleich, und noch weniger Autorität ist, werther Herr, unsere Journalkritik, die versteht von echter Poesie soviel, als eine Kuh von einer Muskatnuß!“ — „Nun mehr schon,“ meinte lächelnd der Fremde, „als wohl Sie und ich; denn Sie sind eigentlich Ihrem Bildungsgange nach gar kein Ungar, können also nicht beurtheilen, was des Ungars Herz erfreut und abstößt; nun und ich — — —“ Ich erwiederte gereizt: „Was Sie betrifft, so mögen Sie sich für Ihre Person nach Belieben bescheiden, und brauchen eben nicht erst zu erklären, daß Sie von Poesie nichts verstehen, und wenn Sie echter ungarisch können, als Arpád's Großvater, denn eben Ihre Meinung über diesen jungen Dichter beweist zur Genüge, wie es mit Ihrem Urtheile bestellt ist; ich sage Ihnen aber, das dürfte der erste Poet Ungarns sein, der wirklich lyrisches Blut in seinen Adern trägt.“ — „Ich trage kein lyrisches Blut in meinen Adern, guter Herr,“ sagte der schon Unleidliche höhnisch, „aber dafür um so feurigeres, und lasse mir keine Grobheiten sagen, und wenn sie auch noch so deutsch gelahrt vorgetragen werden.“ — Ich erwiederte hitzig: „Erlauben Sie mir die Bemerkung, mit Grobheit fingen Sie an, denn Sie

nannten den Autor des Buches . . . . . wie heißt er? Petöfi . . . . . gut, also Sie nannten Petöfi gleich von vornherein einen Lumpen, und das ist schon an und für sich social eine Injurie.“ — „Ich allein kann ihn so heißen,“ sagte trocken der Fremde, „er ist ein Vagabund, ein Taugenichts, ein Jahrmarktsnarr, ein Esel, aber nur für mich, und wehe, dem schlage ich die Zähne in den Rachen, der mir das nachsprechen würde, denn nur ich allein kann über mich so sprechen.“ — „Sie, über sich?“ frug ich ganz erstaunt. „Ja, ich über mich, ich Alexander Petöfi über mich, der ich dieses dumme Heft geschrieben. Ist's Ihnen vielleicht nicht recht, Sie edle Pester Frucht?“ Ich lachte hellauf, und sagte: „Nun, Sie geben Ihren Kritikern schöne Anleitung, Ihnen leicht an den Leib zu kommen.“ — „Kritiker?“ höhnte er, „was geht mich die Kritik an; kommt mir einmal einer unversehens zwischen die Klauen, so wasche ich mir ihn hübsch durch, aber sonst kümmere ich mich um diese Jungens nicht; mir liegt auch an all' den Gedichten nichts, aber wenn ich einmal auf dem Nationaltheater auftrete, dann soll's ein Halloh geben, ich durchtrete ihnen das Podium!“ Er war begeistert aufgesprungen und hatte sich in eine energische Positur gesetzt, und sich dann, wie es das ungarische Volk gern zu thun pflegt, mit der Rechten den Hinterkopf haltend, die Linke weit von sich gestreckt, reckte er sich wie ein fauler Löwe und ohne ein Wort weiter zu sagen, ging er auf einen anderen in der Stube zu, und sprach mit diesem lebhaft. Ich betrachtete mir nun den Sonderling aufmerksam. Es war eine mittelkleine, ziemlich hübsche Figur, mit echt ungarischer natürlicher Taille und kleinen Händen und Füßen, erstere

stark sonnenverbrannt, oder sonst abgehärtet, von welchem Karakter auch das Gesicht war, ein Antlitz eben nicht griechisch schön, aber jugendlich, trotzig, ernst, fast verbissen, das herausfordernd geradezu auf Alles los sah; er hatte kurzes Haar und nur ein leichtes Bärtchen ober den Lippen. Die ganze Erscheinung machte den Eindruck halb des Burschikosen, halb der zähen Männlichkeit und als sei der ganze Mensch blos aus Fiebern und Nerven gewebt, die bei Aufwallungen des Innern äußerlich zu vibriren begannen, aber nicht krankhaft, sondern leidenschaftlich. —

Ich hatte Petöfi fast schon wieder vergessen, als ich eines Tages nach Tische zufällig den Haupttummelplatz der Juraten und Studenten, das „Kafè Pillwax" in der Herrengasse, betrat, welches 1848 den Titel „Revolutionshalle" erhielt, und dort den jungen Dichter traf. Er war jetzt nicht mehr allein, sondern schon Planet, den Satelliten und Trabanten umgaben. Er nahm den Mittelpunkt ein, stumm, trotzig, nur manchmal kurz und schneidend Hauptsätze sprechend, und Jüngere hörten ihm pietätsvoll zu, Ebenbürtige gaben ihm Recht. Ich war ziemlich, wenn auch nicht warm, mit dem ganzen Kreise bekannt, der sich nach und nach gewählter rekrutirte, und aus dem der Verein der „Dezemviren," das „junge Ungarn" hervorging, zählend Petöfi, Albert Pákh, den nachherigen Feuilletonisten der von Kossuth gegründeten Zeitschrift „Pesti-Hirlap," Alois Degré, damals ein ziemlich verlumptes Bürschchen, jetzt fruchtbarer Romanschreiber, Maurus Jókay, heute Ungarns Dumas in Bezug auf Zahl seiner Romane, sonst aber aus edlerem Stoffe, als der windmachende Kreole; Friedrich Kerényi, halb ungarischer,

halb deutſcher Lyriker, der nach der Revolution wahnſinnbefallen, in Amerika verſtarb, der Novelliſt Bérczy, der zierliche, queckſilberne Koloman Lißeyai, Lyriker und Leiermann, der nachherige Prediger und Dichter Michael Tompa, der in den Märztagen berühmt gewordene Satyriker Albert Pálffy, und der erſt unlängſt der Haft entlaſſene Lyriker Julius Sároſſy. Ich verkehrte nun mehrmals mit Petöfi und den Übrigen in jenem Café, brachte ihm deutſche Bücher, namentlich Lenau und Grün, die ihm wohlgefielen und beſuchte ihn zuletzt in ſeiner Wohnung. Er wohnte damals in dem Gäßchen vom Franziskanerplatz hinein, an deſſen linker Ecke ſich jetzt die Verlagsexpedition von Guſtav Heckenaſt befindet, und rechts oben in der Straße ſteht ein dunkles, dreiſtockhohes Haus nach dem Wirthshauſe „Zur Weinpreſſe.“ In jenem Hauſe, im zweiten oder dritten Stocke, hatte Petöfi ein ziemlich großes, doch dunkles Hofzimmer inne. Er beſaß nicht viel Luxus, auch auf dem zum Schreiben hergerichteten gewöhnlichen Tiſche lagen blos die „Chansons de Bèranger,“ und ein Band der Werke Csokonai's. Die ganze Stube roch nach Tabak, ſonſt herrſchte aber exakte Reinlichkeit. Petöfi trug auch zu Hauſe einen ungariſchen Rock, einen alten „Atilla“ oder „Zrinyi,“ und die Pfeife hing ihm ſtets im Munde. Hier ſaß ich nun oft ſtundenlang, und ſchwatzte oder hörte zu. Wir ſprachen meiſt ungariſch, doch Petöfi fing oft von ſelbſt deutſch zu reden an, und wenn auch mangelhaft, doch geläufig. Er kannte ſchon Byron, auch V. Hugo, Shelley, Burns und die Sand, nicht minder Lenau, Freiligrath, Uhland, beſonders Heine. Bei Göthe machte er mich auf die Stelle in Börne aufmerkſam: „Göthe's Styl iſt kalt,

marmorartig, nicht *malerisch*," und letzterer Zusatz wog bei Petöfi viel, da er eben ausgesprochen Kolorist war und alles Unfarbige ihm nicht imponirte, wenn er es auch sonst für schön fand. Sehr treffend bemerkt Arany in einer Vision, die er seinem dahingeschiedenen Freunde widmete, „ich zeichne emsig und klar, plötzlich bemerke ich in den Linien Spuren von lebendiger Farbe; das hab' ich nicht gethan, der Geist des Verschwundenen muß in diesem Moment gegenwärtig gewesen sein, ich erkenne des Unsichtbaren Hiersein an den paar fremden Strichen in meiner Zeichnung."

Im Herbste desselben Jahres kam mir unversehens eine Nummer von Frankl's „Wiener Sonntagsblätter" zur Hand, in denen ich das Gedicht Petöfi's: „Das gestohlene Roß," übersetzt von Adolf *Dux* abgedruckt fand. Ich eilte zu dem Dichter, der sich darüber kindisch freute und wiederholt ausrief: „Das ist ja im Deutschen noch hübscher, als im Original." Einige Tage darnach brachte ich ihm eine neue Nummer mit neuen Übersetzungen, und sagte ihm, ich wolle an Dux schreiben, und denselben auffordern, eine ganze Sammlung herauszugeben. Petöfi war hocherfreut über diesen Vorschlag und autorisirte mich zu jedem Schritt. Ich schrieb also an Dux. Mit umgehender Post erhielt ich folgenden Brief, den ich noch heute besitze:

„Euer Wohlgeboren!

Ihr Schreiben dtto. 20/11. hat mich ebenso sehr überrascht als gefreut, weil ich erfahren, daß Petöfi selbst meine Übersetzung gewürdigt. Ihren Antrag nehme ich

unter den gestellten Bedingungen an, und würde demselben auch sogleich mit der Ausführung entgegen kommen, wenn mir die Bücher zu Gebote stünden; vielleicht vermögen Sie unseren liebenswürdigen Dichter, mir seine Werke zu schicken; oder können Sie es wohl selbst thun? Wenn mir übrigens Petöfi, wie Sie versprechen, selbst schreiben wird, so werde ich mich zehnfach angeregt fühlen, ihn der deutschen Welt vorzuführen.

Mit Achtung Ihr ergebener

Adolf Dux."

Preßburg, 26. Nov. 1845.

Die Bücher wurden geschickt, denn Petöfi hatte nun schon einige neue Bändchen erscheinen lassen; auch schrieb er an Dux, und dieser gab 1846 bei Mörschner & Prandel in Wien das etwa 30 Lieder zählende Heft „Gedichte von Alexander Petöfi" heraus. Also auch auf die erste Übersetzung, welche je von den Poesien dieses großen Dichters erschien, hatte ich den intimsten Einfluß und gab die erste Anregung dazu.

Im Karneval des nächsten Jahres traf ich mit Petöfi irgendwo in einer Kneipgesellschaft zusammen, wo wir übernächtlich blieben, und da es zu mir näher war, so kam er auf meine Stube, um einige Stunden auf dem Divan zuzubringen. Er war sehr aufgeregt, und schwatzte mich aus allen Schlafversuchen wach, kam an mein Bett, und stellte Betrachtungen an, ob ihn wohl einmal die ganze Welt kennen lernen werde, nicht blos Ungarn; und wie er fühle, daß er zu einer Mission auf Erden berufen sei. Ich ließ mich auch begeistern, denn wenn er so recht

im Redefluß war, da vibrirte jeder Nerv an ihm, und er riß mit sich fort. Ich schwor ihm also beinahe, seiner nie zu vergessen, und wenn ich einmal selbst Schriftsteller werden sollte, für ihn zu wirken, daß auch das Ausland auf ihn aufmerksam werde. Und ich hielt mein schwurähnliches Versprechen, ich habe zwölf Jahre hindurch mich redlich abgemüht, es ausführen zu können."

Im Frühjahre 1846 kam Karl Beck nach Pest. Er wohnte im Hotel zur Königin von England. Ich hatte Petöfi den „Fahrenden Poeten" und „Jankó, der ungarische Roßhirt" zu lesen gegeben. Er wollte den Landsmann und damals schon berühmten deutschen Dichter persönlich kennen lernen. Ich sprach mit Beck, der den gleichen Wunsch äußerte. So führte ich denn eines Morgens Petöfi zu Beck, ich hatte aber dringendst zu thun, konnte also weiter der Sitzung nicht anwohnen. Beck äußerte darnach, Petöfi selbst habe ihm einige Gedichte in wörtlicher Übersetzung aufgeschrieben, er wolle sie im Deutschen nachdichten. Er hat aber nie etwas davon veröffentlicht, blos das Lied „Hortobágyer Wirthin" erschien, recht schwach reproduzirt, im Nachmärz in einem Journal. In Berlin sagte mir Beck 1848, Petöfi sei der einzige wirkliche Dichter Ungarns, alle übrigen wären blos Rhetoriker.

Von jener Zeit an sah ich Petöfi nie wieder. Ich war in widrige Privatangelegenheiten verwickelt und wenige Monate darnach verließ ich Ungarn, zu Fuße, mit nur fünf Gulden Reisegeld; ich hatte blos drei Bücher mit mir, Göthe's „Faust", Sterne's „Sentimental Journey's" und zwei Hefte der Gedichte Petöfi's in einen Band

gebunden. Und Monate hindurch war das meine einzige Lektüre, und — doch das Weitere ist ja in meinem Buche über Petöfi zu lesen, das 1858 bei Brockhaus erschien. In Italien begnügte ich mich, Petöfi für mich aber und aber zu lesen; im Elsaß waren es die Gebrüder Stöber, welche mir zuerst riethen, eine Übersetzung selbst zu versuchen; dasselbe rieth mir Heine in Paris; aber erst in London wagte ich den Versuch, und zeigte ihn Freiligrath, der meinte, ich solle das Heft an Julius Campe schicken. Das that ich auch, jedoch als ich dann nach Hamburg kam, nahm ich das Manuskript wieder zurück. In Weimar bei Liszt begann ich neuerdings zu übersetzen, machte auch einen Band druckfertig, der so eine Weile liegen blieb. In Frankfurt endlich persuadirte mich Alfred Meißner die Übersetzung mehr durchzufeilen und sie heraus zu geben, besorgte mir auch einen Verleger und so erschien jener erste, nun gänzlich zu verwerfende Versuch und — gibt man dem Teufel einmal einen Finger, so nimmt er dann gleich die ganze Hand. Nun bekam ich die Krankheit der Sucht zu übersetzen, versäumte darüber so manch' anderen wichtigeren Lebenszweck, und erntete kaum einen Dank, am wenigsten von Seite der Landsleute. Aber ich verdanke dieser brünstigen Thätigkeit doch auch manchen geheimen Genuß und ungeahnte stille Genugthuung, und der Name Petöfi wurde immerhin in der Weltliteratur bekannt; seinen Geist kennen noch Wenige, trotzdem ihn Dr. Johannes Scherr bereits zwar nicht unter die „Dichterkönige," doch unter die „Dichterfürsten" aufnahm. Nun, er wird auch schon in der Weltliteratur avanciren, und vielleicht endlich unter die „Cäsaren der Dichtung" eingereiht werden; man kann ein einfaches

Lied blos gedichtet haben, und durch dieses mehr berechtigt sein, zu den „Klassikern“ zu zählen, als tiefe Denker vom schwersten Kaliber.

Alexander Petöfi muß seinen Weltlauf machen, früher oder später. Er kann noch so lange unbeachtet bleiben, man kann alle dargebotenen Proben dieses Goldschachtes ignoriren, weil man sie vielleicht in schlechter Bearbeitung erhält, oder aus Bruchstücken nicht auf das ganze Lager schließen kann, aber einmal wird man es dann doch im Originale auffinden, oder ein geschickterer Bearbeiter wird Proben vorweisen, die sogleich den eigentlichen Werth des edlen Metalles erkennen lassen. — Ungarns Geschichte ist reich, die ungarische Sprache eine der wunderbarsten und interessantesten, sie weiset auch hunderte von Dichtern auf, die der Nation gar eng ans Herz gewachsen sind, und die sie daher allen der Welt gleichstellt oder noch höher hält.

Wenn aber je die Träger der heutigen Weltkultur auch ungarisch lernen, so kann es einzig nur wegen Petöfi geschehen, er allein vermag Fremden vollen Ersatz für die auf dies Studium gewandte Mühe zu geben, und erhält ihn einst die Weltliteratur würdig eingefügt, so wird Jedermann gestehen müssen, er sei ebenbürtig all' den übrigen auserwählten Juwelen und zudem ein Originaljuwel für sich. Er selbst wird sich nicht getäuscht haben, wenn er noch kurz vor seinem räthselhaften Verschwinden sang:

„Töne, Leier, laut im Klang,
Ist dies Lied Dein letzter Sang;
Lass' es laut erschallen,
Daß es die „Felsen der Zeit"
— die „Jahrhunderte" — weit und breit
Mögen wiederhallen!"

— — —

Im Nachworte zu meiner neuesten, 1858 bei Brockhaus erschienenen Übersetzung der „Dichtungen von Alexander Petöfi" forderte ich den ungarischen Originalverleger Herrn Gustav Emich auf, doch endlich den Nachlaß des großen Dichters herauszugeben. Das ist nun geschehen; unter dem Titel „Petöfi Sándor újabb Költemények 1847—1849" erschienen zwei Bände, à 284 und 288 S. stark im Duodezformat, enthaltend die größeren erzählenden Dichtungen „Bolond Istók," „Marie Szécsi," „Der Führer Lehúl" und „Kleinere Gedichte" enthaltend, und zwar 143 aus dem Jahre 1847, 47 aus dem Jahre 1848 und nur 4 aus dem letzten Lebensjahre des Dichters 1849. Natürlich fanden all' die zahlreichen Revolutionsgedichte eben so wenig Aufnahme, als die verpönte Dichtung „Der Apostel."

Diesen Nachlaß hatte ich nun schon im Manuskripte Gelegenheit zu benützen, also nahm ich die meisten der Übersetzungen mit in meine neue Ausgabe auf. Aber auch „zwischen den Halmen" findet sich manch' köstliches Körnlein. Was ich davon neuestens übersetzte, findet sich im Anhange zu diesem Buche. Beim wiederholten Lesen findet sich aber immer noch eine prächtige Stelle, ein abgerundeter Satz, der sich füglich herausheben läßt.

In Bezug auf fauſtiſches Studieren ſagt er:
Sieh lieber in die Sonne, als in's Buch;
Wohl bringt das Sonnenlicht der Blindheit Fluch.
Nicht ſo das Buch, es birgt ein Licht, das fähig
Das Aug' zu ſtärken, daß es forſchen lerne,
Und Alles näher bringt . . . . doch wie iſt Alles
Viel ſchöner, kann man es erſeh'n von Ferne!"

— — —

In trüber Stunde ruft er aus:
„Kurzer Friede iſt das Leben, langer Kampf und Streit,
Tod iſt kurzer Kampf und Friede für die Ewigkeit!"

— — —

Den Exkluſiven ruft er zu:
Weßhalb ſeid ihr, Ausnahmsvolle, ſtolz und reich?
Weßhalb iſt das Recht denn nur bei Euch, für Euch?
Eure Väter, ſie erwarben wohl das Land,
Doch des Volkes Schweiß, er düngt allein den Sand.
Und was nützt es, ſprechet ihr: hier iſt der Schacht,
Noch braucht's Hände, daß die Erd' ſie fortgebracht,
Und man wühle, bis des Goldes Ader blitzt . . . .
Und die Hand bleib ohne Lohn und unbeſchützt?!"

— — —

Ein Mädchen läßt er am Sarge der Mutter ſchluchzen:
Du warſt die Sonne, ich Dein Strahl,
Was ließ'ſt Du mich?
Die Sonn' nimmt doch beim Untergang
Den Strahl mit ſich.

———

Bringt Dich die Auferſtehung einſt
Wohl zum Erwachen,
Dich, die des Kindes Weinen ſelbſt
Nicht wach konnt' machen?!

— — —

Und derart könnte man fort und fort Stellen zitiren, die voll von Reiz und voll der größten Abwechslung ſind. Jedoch die Eſſenz, das Beſte iſt bereits in meiner mehrmal benannten Ueberſetzung geboten und bis eine trefflichere kömmt, verweiſe ich einſtweilen Alle, welche dieſen wahrhaft genialen Dichter in ſeiner Totalität kennen lernen wollen, auf jene Ausgabe.

* * *

Schließlich iſt noch zu bemerken, wie ſich auch die beſt unterrichtet ſein ſollenden Perſonen lange Zeit über Petöfi's Tod täuſchten oder täuſchen ließen. So ſchrieb mir der Originalverleger Guſtav Emich in Peſt, dto. 23. Januar 1850 nach Homburg, noch dazu doppelt unterſtrichen: „Petöfi ſelbſt l e b t! ebenſo auch ſeine Frau und Ältern!"

Kardinal Viale Préla.

Geb. etwa 1798. Geſt. 15. Mai 1860.

Ich hatte 1854 die Beſchreibung und Erklärung des großartigen Dombaues in Gran übernommen, davon einige Artikel in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung," im „Peſter Lloyd" und in ungariſchen Journalen erſchienen. Im Januar 1855 ſollte ich in dieſer Angelegenheit, und zumeiſt auch um mit Dr. Franz Liſzt betreff der Meſſe zu ſprechen, nach Wien gehen. Das Graner Erzkapitel gab mir mehrere Empfehlungen an die hohe Geiſtlichkeit mit. Es war eben die Zeit der Konkordatverhandlungen. An einigen Orten hörte ich auch, daß der damalige apoſtoliſche Nuntius am kaiſ. Hofe, Kardinal Viale Préla meine nicht ſehr ſchonenden Kunſtkritiken über das Graner Bauwerk geleſen und den Wunſch geäußert hätte, daß ich ihm vorgeſtellt werden möge. Ich ging alſo eines Vormittags in die Nuntiatur „am Hof" und ließ mich melden. Nach kurzem Verweilen im Vorſaale wurde ich rechts nach einem Empfangszimmer gewieſen. Als ich eintrat, kam mir der Kardinal langſam und elegant entgegen, mit großer Feinheit meine beiden Hände ergreifend und ſie während der Begrüßung feſthaltend. Es war ein ziemlich hoher, ſehr ſchlanker und magerer Herr, von einer feingeſchnittenen Phyſiognomie, die, beſonders in Betreff der Mundbildung, ſowohl an Liſzt, wie auch an Emil Devrient erinnerte. Das Kopfhaar war ſehr kurz ge-

ſchnitten, dicht niedergekämmt, und ſo ſchneeig weiß, daß es das Anſehen hatte, als wäre es noch beſonders mit Puder beſtreut. Der Kardinal hatte rothe Strümpfe, ſonſt ein einfaches Hauskleid an. Er ſprach ſo zierlich und völlig fehlerlos deutſch, wie ich noch nie einen Italiener ſprechen gehört. Ich wurde bedeutet Platz zu nehmen, und der Kirchenfürſt begann ſogleich vom Grauer Dombau zu ſprechen. Er ſagte, es freue ihn, wie offen ich meine Kunſtanſichten ausgeſprochen und er ſtimme jeglicher Bemerkung bei; ich hätte ganz richtig ſowohl das Weſen der Architektur, wie der Fresken beſtimmt und die Mißgriffe genau bezeichnet, die in Gran dagegen geſchahen. Und nun entwickelte mir der Kardinal in ziemlicher Breite ſeine eigenen Kunſtanſchauungen, und daß er keineswegs zu den Italienern gehöre, welcher den aus Bamante und Caravaggio ſpäter entwickelten Jeſuitenſtyl in Architektur und Malerei noch immer verehren, daß er vielmehr die Gothik und den reinen romaniſchen Styl dem römiſchen weit vorziehe, auch Giotto und die erſten Perioden Rafaels für tiefer und ſinniger religiös und zugleich künſtleriſch hatte, als die ſpätere Üppigkeit, weßhalb er denn auch die deutſchen Nazarener der Neuzeit gar ſehr würdige; auch habe er ſchon eine ziemlich reiche Sammlung angelegt. Hiebei erhob ſich der Kardinal, führte mich in die nächſte Stube und zeigte mir dort etwa 50—60 ſehr gewählte Bilder, Originale von Overbeck, Führich, Steinle, Veit, Schraudolph, Schnorr u. A., deren Auswahl wirklich von Kennerblick zeugte. Dies gab Stoff zu noch eingehenderer Beſprechung, und wie es bei ſolchen Gelegenheiten geht, man berührt unwillkührlich Fragen, die außer dem Vorwurfe liegen, und als ich des Konkordates

flüchtig erwähnte, ließ der Präsident jener Sitzungen die Frage keineswegs überhört, sondern ging direkt und fein darauf ein, bemerkend, daß die ungarische Geistlichkeit sehr großen Takt und natürliche Humanität habe, dagegen die italienischen Bischöfe leidenschaftlicher und unduldsamer seien, als im wahren Interesse der Sache zu wünschen wäre. Der Kardinal sprach in gleichmäßiger Ruhe, sehr klar, auffallend leise und mit großer Feinheit des Ausdruckes und der Gestikulationen. Besonderen Akzent verlieh den Worten der ruhige doch tiefe Blick des schwarzen glänzenden Auges. Beim Schluße der Audienz führte mich der Nuntius über den Empfangsaal hinaus, durch mehrere prachtvoll, doch nicht luxuriös eingerichtete Zimmer nach der, mit rothem Sammt ausgeschlagenen Hauskapelle, in der allerlei Vorbereitungen getroffen wurden, indem einige Tage darnach dort die Vermählung eines hohen Aristokraten Wiens stattfinden sollte. Zuletzt nahm der Kardinal wieder meine beiden Hände in die seinen, wie um einem etwaigen Handkuße vorzubeugen, erwähnte, daß ihm ein öfterer Besuch lieb wäre, jedoch möge ich mich, da seine Zeit sehr in Anspruch genommen sei, Tags zuvor anmelden lassen, und verabschiedete mich gnädigst. Obgleich ich viel in geistlichen Kreisen, auch sogar in den römischen, umherkam, entsinne ich mich nicht, je einen gleich feinen Weltmann und Priester kennen gelernt zu haben, einen episkopalen Gentleman. Mehrere Wochen darnach sah ich den Kardinal wieder im Atelier des Bildhauers Johann Meixner, der auch unter Cornelius' Leitung in Rom die Skulpturen und kolossalen Basrelief für den Grauer Dom geschaffen, und der eine höchst ähnliche und feine Büste des so feinen Kirchenfürsten lieferte.

Beim Frohnleichnamsfest im Juni 1855 hatten die Wiener den seltenen Anblick dreier Kardinäle im vollen Purpurornate; es waren dies der Nuntius, der Erzbischof von Wien, Othmar v. Rauscher, und der Fürstprimas von Ungarn, Johann Scitovßky von Groß-Kér. Damals sah ich den Kardinal Viale Préla zum letztenmale. Bald darauf übergab er die Wiener Nuntiatur einem Nachfolger und bestieg den erzbischöflichen Stuhl von Bologna, wo er am 15. Mai 1860 verschied, in Folge einer Lungenschwindsucht, deren Ansatz er leider schon in Wien gehabt haben mag.

Johann Ladislaus Pyrker.

Geb. 1772. Geſt. 2. Dez. 1847.

1833 hatte man mich nach Erlau zu einem Verwandten, dem Fleiſchhauer Bukovics gegeben, auf daß ich dort die Kloſterſchulen des Ziſterzienſerordens beſuchen ſollte. Ich trieb mich aber viel auf den Straßen umher, oder lag im Kloſtergarten und träumte auf den Grabſteinen, oder ſtieg auf den Trümmern der Türkenveſte umher, oder fuhr des Winters mit einem Rudel anderer Knaben am Glatteis hinab, das ſich an dem ſteilen Abhange des Berges bildete, an dem das Kloſter lehnte. Am liebſten war ich aber beim Bau der neuen Kathedrale. Sie war eben in ihren Grundmauern fertig, und nun konnte ich tagelang auf den Gerüſten umherbalanciren, oder über die immenſen Bauſteine voltigiren, oder die heimtückiſchen Büffel necken, welche vor die Wagen geſpannt waren, auf denen man die Rieſenblöcke herbeiſchaffte. —

Eines Tages ſtand ich denn wieder hoch oben auf den Gerüſten, ſo oft man mich auch ſchon verjagt hatte und ſah mit Genuß dem emſigen Treiben unter mir beim Baue zu. Unten ſtanden noch mehr der Zuſchauer umher, auch einige Geiſtliche, als vieles Grüßen und Auseinandergehen anzeigte, daß ſich eine höhere Perſönlichkeit nahe. Ich ſah denn auch einen goldkettengezierten Prieſter

in Gesellschaft anderer sich unten dem Portale nahen. Wie ich so hinabsehe, da bekomme ich unversehens von rückwärts einen Rippenstoß und höre die Stimme des mich schon einige Tage verfolgenden und verjagenden „Polliers," was das Werk eines Moments war, denn im nächsten befand ich mich schon in der Luft und ohne recht zu begreifen, wie so, wohl einige Klafter tiefer auf dem ebenen, durch Sandsteinabfälle gekiesten Boden. Ich fiel gerade der Gesellschaft Geistlicher zu Füßen, die, noch erschrockener als ich, bei diesem unerwarteten Geschenk des Himmels vor mir zurückprallten. Ich konnte mich nicht erheben. Da sprangen mir einige der Priester zu Hilfe und besonders der mit der Goldkette that gar mitleidig. Ich wurde emsig untersucht, und befragt, ob ich mich verletzt habe. Wunderbarerweise fühlte ich mich völlig heil. Nun wurde ich gefragt, wer ich sei? Ein Pester? Und mein Vater? Als ich dessen Namen nannte, kam der Mann mit der Goldkette noch freundlicher auf mich zu, denn er kannte meinen Vater persönlich und nachdem nun geforscht wurde, wie ich denn da herabfallen konnte, wobei ich jedoch guten Gemüths den von oben trostlos auf mich niederschauenden Bauhüther verschwieg, nahm mich der Goldkettenmann mit sich. Es war dies der Erzbischof Johann Ladislaus Pyrker, der eben damals die prächtige Kathedrale zu Erlau erbauen ließ. Ich wurde von ihm in seine Residenz geführt, köstlich gespeiset, von ihm und einer Dame abgeküßt, und mir gestattet, auch ferner vorzusprechen. Ich kam nun wohl alle Sonntage hin, und wenn der gütige Herr nicht daheim, beschäftigt war, oder Gesellschaft hatte, so gab mir die Dame, offenbar die Wirthschafterin, einige leckere Sächelchen, und einmal, weiß ich,

besuchte der Erzbischof sogar meinen Verwandten Bukovics, um sich nach mir zu erkundigen; er kam aber gerade in guter Stunde, um mich in der „Maienblüthe meiner Sünden“ kennen zu lernen, denn Tags zuvor hatte ich im Keller zu viel getrunken, als ich für die Familie Wein holen sollte, und war mit allen Flaschen wieder zurück ins Kellerloch hinabgefallen, und an jenem Tage hatte ich sogar den Frevel so weit getrieben, mich auf die Bank vors Haus in den Schnee zu setzen, und eine der riesigen Meerschaumpfeifen des Onkels anzurauchen, was mir so übel bekam, daß man mich völlig trunken und bewußtlos im Schnee auffand. Der Herr Onkel wußte nicht stark genug meine unheilbare Ruchlosigkeit zu schildern, und der gütige Erzbischof schüttelte gar mißbilligend das Haupt.

Jahre und Jahre waren vergangen, als ich in Pest einmal des Erzbischofs ansichtig wurde. Ich war in Uniform, und er erkannte mich nicht mehr. Als ich mich nannte, war er sehr freundlich, frug nach dem Vater und lud mich ein, ich dürfe ihn besuchen. Er wohnte in der Herrengasse in dem Hause, das er seinem Bruder, einem quiescirten Rittmeister geschenkt. In späterer Zeit hielt ich öfter dort Anfrage, ob der Erzbischof in Pest sei, erhielt aber meist zur Antwort, nein, in Wien oder in Venedig, oder auch in Erlau. Fand ich ihn dann aber endlich einmal, so war er wie immer mild und freundlich. Auch schenkte er mir ein Exemplar der Gesammtausgabe seiner Dichtungen, mit einigen eigenhändigen Zeilen versehen. 1845 besuchte ich ihn zum letztenmale, er fühlte sich schwach und krank. Ich bat ihn um einen poetischen Beitrag für mein damals projektirtes „Album.“ Er suchte eine Weile in seinen Papieren umher, und gab mir folgendes, damals

noch ungedrucktes, jetzt wie ich höre, schon auch anderwärts veröffentlichtes Gedicht:

Beruhigung auf der Alpe.

Was drängst du mich, Du armes Herz
Hinauf zu jenen Höhen?
Wähnst du, daß oben Weh und Schmerz
Im leichtern Schwung entflöhen?
Sie folgen mir im raschen Lauf
Bis dort zum höchsten Kulm hinauf:
Ich werd' auf leisen Zehen
Dem Finstern nicht entgehen.

Ich weile lieber hier im Thal,
Umringt von Felsengründen,
Wo ihre Wände starr und kahl
Im Wolkenreich entschwinden,
Und wo von ihnen eingezwängt
Nur Todtenstille mich umfängt,
Wenn nicht im Windesbrausen
Die Bäche mich umsausen.

Doch ruhst du nicht — mich reißt es hin
Im liebeheißen Dringen,
Und immer heiterer wird mein Sinn
Als auf die Füße ringen,
Und endlich mich die Alpenluft
Umweht mit süßem Blumenduft
Erfrischend Leib' und Seele
Daß ihr an nichts mehr fehle.

Ich lieg' im Grase stundenlang,
Und schau' empor und träume,
Im wonnig stillen Herzensdrang
Vom Blau der Himmelsräume,
Hoch über allen Erdentand
Und jenem ewig sel'gen Land,
Wo alle Wünsche schweigen
Und sich nur Segen zeigen.

So kehr' ich dann am Abend heim,
Die Wange feucht von Thränen;
Erstarket ist des Lebens Keim,
Gestillt des Herzens Sehnen,
Und Frieden kommt mit heit'rem Blick
In meine heiße Brust zurück,
Um ihr zu treuem Hüthen
Des Sieges Kranz zu biethen.

* * *

Schade, daß jeder Strofe dieses ziemlich modernen Gedichtes das Zöpflein einer veralteten Zweizeile angehängt ist, die in ihrer eufonen Abgeschmacktheit an Bürger's Drehorgelrythmen erinnert.

Das bekannte Porträt, welches allen Ausgaben der Werke Pyrker's vorsteht, ist äußerst ähnlich. Der Erzbischof ging meist in geistlicher Zivilkleidung, blos das rothe Band am Halse sehen lassend. In seiner pester Wohnung sah es elegant, wohnlich, aber nicht sehr reich aus. Und er sammelte doch ungemein emsig zahlreiche Kunstschätze, aber er konnte nichts für sich behalten, weder Geld noch Gut; es gab wohl noch wenige Prälaten, welche so

vielseitig und so viel verschenkten. So erhielt auch das ungarische Nationalmuseum seine reiche Bildersammlung, durchgehends ältere Meister, darunter sich wohl viel Powel befindet, aber ich entdeckte auch einiges Echte, und zwar von Leonardo, von Guido, von van Leyden, ein Mönchsköpflein von Murillo, und einen ziemlich annehmbaren Correggio.

Von Pyrker erzählt man sich in vertraulichen Kreisen, daß er einst im Gasthofe „Zum grünen Baum" in Preßburg eingekehrt sein, und durch die verschlossene Thüre Nachts im Nebenzimmer laut reden, und das eigentliche Geheimniß über Kaspar Hauser gehört haben soll, aber als Weihpriester wäre es ihm nicht statthaft gewesen, eine gerichtliche Zeugenschaft abzulegen. Jedoch, „wer weiß, ob wahr ist," wie deutschsprechende Ungarn zu sagen pflegen.

Pyrkers Lehrer waren einst die ungarischen Dichter, der Elegiker Paul Anyos und der Odenspinner und Historiker Benedikt Virág. 1792 kam Pyrker nach Sizilien in ein gräfliches Haus als Erzieher, wobei er auf der Rückreise beinahe Seeräubern in die Hände gefallen wäre, welche Thatsache zu dem weiteren Gerüchte Anlaß gegeben haben mag, daß Pyrker in seiner Jugend in Tunis als Sklave gedient habe, und durch einen Kanal schwimmend ins Meer entkommen sei. — 1809, als Pyrker Seelsorger in Dürnitz war, kam er beinahe ums Leben durch die Brutalität eines napoleonistischen Generals.

1844 saß der Dichter und Erzbischof auch in der Pairskammer des ungarischen Reichstages und wurde im gleichen Jahre Mitglied der Akademie.

Anton Reguly.

Geb. —— Geſt. 1858.

Es iſt Schade, daß ich im Augenblick, als ich dieſe Silhouette entwerfe, nicht das ungariſch erſchienene „Reguly-Album“ zur Hand habe, welches Dr. Franz Toldy 1850 in Peſt herausgab, und in welchem eine ausführliche Biographie und eine detaillirte Schilderung Reguly's enthalten iſt. Somit können meine Angaben nicht ſo genau und reichhaltig ſein, als wohl wünſchenswerth; ich muß mich einfach auf die Erinnerung, an das mündlich Beſprochene beſchränken.

Es iſt eine eigenthümliche Marotte bei den Ungarn, die ſchon ſeit einem Jahrhundert datirt, durchaus erforſchen zu wollen, woher eben ſie als Volk zur Zeit der Völkerwanderung gekommen, woher ſie ſtammen, und wo einſt in der Urzeit ihre Wiege geſtanden? Auf wie unwiſſenſchaftlicher Baſis dies Gelüſte ruht, wird von vornherein jeder tüchtig geſchulte Geſchichtsfiloſof einſehen, und noch minder rationell waren die Hypotheſen, welche die Zeit über in dieſer Frage auftauchten und die Wege und Mittel, deren man ſich bediente, um hierin ein Reſultat zu erzielen. Der gelehrte, doch leidenſchaftliche und abſtruſe Reichshiſtoriograf Stefan von Horváth hatte in dieſer Frage die möglichſte Verwirrung zuwege gebracht, und hauptſächlich die fixe Idee geſchürt, die Ungarn müßten

aus Mittelasien oder aus Egypten stammen, wohl auch aus Indien, nur von einem möglichst sublimen Stamme und von einem historisch berühmten Orte, denn eine andere, weniger poetische Annahme vertrug das stolze Nationalbewußtsein nicht. Doch vor ihm bereits hatte Sajnovics, der eine Polarreise mitmachte, in einem Werke auf die Ähnlichkeit zwischen der finnischen und ungarischen Sprache aufmerksam gemacht, aber diese Zumuthung war eine zu verletzende, weßhalb man ihr längere Zeit über keinerlei Beachtung schenkte. So ging denn der 1797 zu Körös in Siebenbürgen geborene Alexander Csoma, nachdem er in Göttingen studirt, etwa 1825, in der Absicht der Ungarn Wiege aufzusuchen, nach dem Orient. Er machte die Tour mittellos und zu Fuße über Egypten und drang bis Tibet vor. Er rang mit äußerster Noth und erst aus Reisebeschreibungen erfuhr man in Ungarn seine That wie seine Lage. Es wurden Kollekten gemacht, und ihm Geld übermittelt. Die ungarische Akademie ernannte ihn zu ihrem Mitgliede. Indessen war er jedoch mit den Engländern bekannt geworden, die sein Wesen praktischer zu verwerthen wußten, und er erhielt regelmäßige Besoldung von Kalkutta aus. Er arbeitete nun englisch seine berühmte Tibetanische Grammatik und 1834 das Tibetanische Wörterbuch aus, wobei ihm der gefeierte Wilson behülflich war, starb aber leider bei einer nochmaligen Exkursion am 11. April 1842 zu Darjenling in Bengalen, wo ihm die asiatische Gesellschaft ein Denkmal setzen ließ. Für Ungarn ergab sich jedoch kein Resultat aus dieser Expedition, denn Csoma erklärte in den Vorworten zu seinen filologischen Arbeiten ausdrücklich, er habe im Orient auch nicht eine Spur der Aehnlichkeit mit dem Ungarischen entdeckt.

Das machte denn stutzen und Einige wandten sich wieder der finnischen Hypothese des Sajnovics zu.

Ein junger Mann, Anton Reguly, ich denke von Stuhlweißenburg gebürtig, der eine romantische Liebe zu einem Fräulein Meßlényi gefaßt hatte, um welche aber ein anderer junger Mann, Ludwig Kossuth, sich damals mit mehr Erfolg bewarb, und zuletzt auch besagte Dame ehelichte, was leider von nicht geringem Einfluße auf die Geschicke Ungarns blieb, wußte nach erhaltenem Korb nichts besseres zu thun, als dem Rivalen das Feld zu räumen, und, völlig ohne Vorstudien und auch ohne Mittel, nach Finnland zu gehen, um dort nach der Abstammung der Ungarn zu forschen. Er ging zuerst, etwa 1838, nach Petersburg, und da die russische Regierung jeglich ähnliches Streben im eigenen Interesse zu unterstützen pflegte, so erhielt er Mittel, um die Reise nach Helsingfors anzutreten. Er weilte volle neun Jahre bei den Finnen, Wogulen, Ostjacken und weiß Gott, wo sonst noch, nährte sich kümmerlichst in den einsamen Fischerhütten und Kralen und sammelte einen riesigen Wust von Notizen, Volksliedern, Sprichworte, all' mögliches Wortmaterial aufzeichnend, auch geografische Punkte näher bestimmend, und darin Klapproth's Angaben, wie es heißt wesentlich, korrigirend. Die Akademie zu Helsingfors hatte ihn bereits im Jahre 1840 zum Mitgliede erwählt, die ungarische 1843, und von nun an erhielt er von der Heimath aus auch Unterstützung.

Im Jänner 1848 saß ich zu Berlin zufällig einmal im Etablissement Kroll, als ich mit einem Herrn am selben Tische ins Gespräch gerieth, den ich schon vordem aufmerksam betrachtet. Es war dieß ein großer junger

Mann von etwa 30 Jahren, mit aristokratischem Schnitt des Gesichtes, von Haar und Bart schwarz, glänzend vom Teint, mit bläulichen Augen und rosenrothen Wangen, dagegen von Hand und Fuß ziemlich kräftig. Er schien sich an all' dem bunten Treiben kindisch zu freuen, als wäre das ein völlig neues Schauspiel für ihn, während doch all' die übrigen Personen so blasirt darein schauten. Beim ersten Worte erkannten wir uns als Landsleute. — — Es war Anton Reguly, dessen Name in Ungarn bereits so berühmt war. Wir wurden rasch Freunde. Er jagte fast fieberisch allen Erlustigungen der großen Stadt nach, denn er gestand, daß er bisher kaum noch das Leben genossen, denn er hatte neun Jahre lang im hohen Norden als Anachorit geweilt, kannte keinerlei Luxus, aß mondenlang bloß gedörrte Fische, trank nur Wasser, und hatte nie ein Weib berührt, die dort exemplarisch häßlich sein sollen. Reguly sah aus und geberdete sich wie ein Kind, das zufällig einen großen Schnurrbart hatte. Er war damals voll Lebensmuth und voll Schaffungstrieb. Liefen wir eine Weile den banalsten Vergnügungen nach, so stürzte er sich dann eben so eifrig wieder in Studien und machte großartige Pläne, wie er all' seinen Reichthum an Entdeckungen imponirend verwerthen sollte. Hegel, den er noch nicht kannte, betäubte ihn völlig; er las nun eben so begierig moderne Literatur, als er modernen Vergnügungen nachjagte. Ich führte ihn zu Jakob Grimm, zu Professor Mahe, zu den für Ungarn besonders sich interessirenden Sanskritisten Dr. Schott, auch in den Salon zu J. L. Klein, dem Dichter der Dramen „Maria von Medici" und „Luini," einem Bruder des damaligen Pester Redakteur Hermann

Klein. Auch bei Moriz Rott sprachen wir vor, bei Varnhagen, bei der Luise Aston und bei Max Stirner, wie sich eben Gelegenheit ergab. Eines Abends brachte ich Reguly aus der Buchhandlung eine Novität mit „Magyarische Alterthümer. Von Selig Cassel." (Berlin bei Veit.) Er nahm das Buch lächelnd hin, doch nach einigen Tagen suchte er mich eigens auf, um zu erfragen, ob ich nicht wisse, wer jener Herr Cassel sei? Er müsse gestehen, daß jene Hypothese vom Wege der Einwanderung der Ungarn, auf die er durch genaues Lokalstudium als auf die annehmbarste gerathen sei, nun auch jener Autor aufgefunden habe, er müsse also mit ihm Rücksprache nehmen. Nichts leichter als dieß, meinte ich, wir fragen eben beim Verleger Veit nach, der wird seines Schriftstellers Adresse doch kennen? Und so geschah es. Wir stiegen denn in der Königsstadt, ich denke wohl im Judenviertel, d. h. in einer der von Juden am meisten bewohnten Straßen irgendwo drei Treppen hoch, und gelangten in eine große dunkle Stube, deren Fenster trotz der Tageszeit verhangen waren. Das ganze, sonst kahle Zimmer lag voll von Büchern und Schriften, und an einem von Papier und Büchern überladenen Tische stand bei brennender Lampe ein kleiner, kränklich scheinender junger Mann, der wehe, rinnende Augen hatte, und tief vergraben in Folianten studierte. Unser Besuch erfreute ihn sichtlich, doch meinte er, er sei eigentlich Talmudist und das Buch nur so nebenbei entstanden. Reguly und Cassel besprachen sich nun eingehendst über den finnischen Weg der ungarischen Einwanderung, und hatten dann weitere Besprechungen in Reguly's Wohnung; mit welchem Resultat, weiß ich nicht.

Plötzlich trat die Berliner Märzrevolution ein, und wir Fremden stoben alle auseinander, ohne daß einer vom andern wußte wohin und wieso? — Sechs Jahre darnach sah ich Reguly in Pest wieder. Er war unterdeß Skriptor an der Universitätsbibliothek, an Seite seines Freundes und Gönners Dr. Franz Toldy geworden. Ich erkannte ihn kaum mehr, er dagegen wollte weder mich, noch sonst Freunde kennen. Er war hohläugig, hüstelte, trug auch des Sommers seinen Mantel und beständig, um die Füße warm zu haben, Regenschuhe von Gummi. Er wich Jedermann aus, besonders früheren Bekannten, machte lange einsame Spaziergänge um die Stadt und verkehrte nur in einigen aristokratischen Häusern, wo man ihn als Kranken behandelte. Die Geschichte seiner Reisen war durch Dr. Toldy im Reguly-Album veröffentlicht worden, — ihre wissenschaftlichen Resultate blieben aber mysteriös verschwiegen. Während nämlich der arme Reguly bei den Wogulen und Ostjacken umherwanderte, und ohne wissenschaftliche Vorbildung wie wahrscheinlich auch ohne alle Methode mühselig Erhebungen machte, ohne befähigt zu sein, auch entsprechend zu resultiren, war in Ungarn eine aus den Prinzipien der deutschen Sprachforschung hervorgegangene wissenschaftliche Schule der Filologie entstanden, welche auf rascherem Weg und ohne erst Reisen zu machen, der Frage entscheidend beigekommen war, nämlich die Schule der ungarischen Finnisten, an ihrer Spitze Paul Hunfalvi. Das streng wissenschaftlich kritische Verfahren dieser Gruppe, welche sich um Nationaleitelkeiten nicht kümmerte, legte rasch das ganze Gerippe und die Verzweigungen des Sprachstammes, des uralaltäischen im Gegensatze zum indogermanischen, blos,

und fand die Verbindungsglieder vom Mongolischen, Mandschutartarischen und Türkischen bis zu den finnischen Sprachen und mit dem Ungarischen. Diese Partei läßt nun schon seit 1854 eine eigene Wochenschrift „Magyar nyelvészet“ (Ungarische Filologie) erscheinen, und es scheint, als habe sie im Prinzip den Sieg errungen. Reguly verhielt sich dieser Partei gegenüber, wie überhaupt, verschlossen, er lieferte kein Material für diese Bestrebungen und trat ihnen auch durch keinerlei Belege entgegen. Also zog man zuletzt den Schluß, Reguly habe entweder von seinen weiten Reisen gar nichts mit heimgebracht, oder seine Notizen seien so mangelhafter und unzulänglicher Art, daß er sich nicht getraue mit ihnen vorzutreten. Wie dem eigentlich sei, blieb denn auch bis jetzt volles Geheimniß. Reguly starb 1858, ich denke an einem Lungenleiden, in der romantischen Umgegend von Ofen, wo er Heilung suchte. Was mit seinem literarischen Nachlasse geschehen oder geschehen wird, weiß man nicht, nicht einmal, ob er wirklich welchen hatte. In Berlin zeigte er mir ganze Koffer gefüllt mit Skripturen, auch, bevor Lönnrot's Ausgabe erschienen war, eine komplette Ansicht der „Kalewala,“ und er hatte damals vor, einfach blos all das eingeheimste Material abdrucken zu lassen, und es der kritischen Forschung selbst anheimzustellen, daraus Folgerungen zu ziehen. Es scheint, daß keines dieser Projekte zu Stande kam.

Ludwig Roß.

Geb. 22. Juli 1806. Geſt. — —

Θνατὰ θνατοῦον πρέπει.

Pindar.

Nach den Märztagen ging ich eines Nachmittags mit dem gelehrten Filologen Prof. F. A. Pott in Halle um die Stadt herum, eifrig über Zigeuner und deren Romſprache, über das Ungariſche und dergleichen Themata diskurirend, als ſich uns Prof. Dr. Karl Witte beigeſellte, der einſt als Wunderkind ſoviel Aufſehen erregte, der jetzt als Danteüberſetzer und Mitglied der Crusca berühmt iſt, und den ich noch von Italien her kannte, wo wir einige ſchöne Stunden miteinander verlebt. Als Pott ſich uns bei ſeinem Hauſe empfahl, ſchlenderte ich weiter mit Witte umher, und nachdem wir in die Stadt gelangt waren, meinte Witte, ich möge ihn begleiten, er habe mit Prof. Roß, dem berühmten Philhellenen in akademiſcher Angelegenheit etwas zu ſprechen. Ich folgte ihm in irgend ein Haus nach, eine Treppe hoch, und wir traten in ein Vorzimmer. Im ſelben Augenblicke öffnete Jemand die Thüre aus dem Wohnzimmer, und ein nicht ſehr großer und anſcheinend nicht ſehr alter Herr, deſſen Haar jedoch ſtrichweiſe graue und ſogar weiße Streifen zeigte, hielt ſich mühſam zwiſchen der Thüre mit beiden Händen, und hum-

pelte eben so mühsam und sichtbar mit Schmerzen an den Füßen halb gelähmt aus der Stube, die Thüre hinter sich offen lassend, durch die man in ein elegantes Studierzimmer sah, mit Bibliothekschränken, doch zugleich mit vom Plafond herabhängenden Turnseilen, während einige sogenannte „Handeln" auf dem Boden lagen. Der offenbar am Rückenmark Leidende begrüßte sogleich freundlich den Professor, konnte jedoch nicht mehr in die Stube zurück, sondern bat uns, gleich im Vorzimmer Platz zu nehmen. Es war dieß Professor Roß. Ich wurde vorgestellt, und er erkundigte sich nach allerlei ungarischen Fragen. Als wir wieder gingen, erhob er sich mühsam, und drückte mir die Hand so krampfhaft, daß ich sie rasch zurück zog. Seitdem sah ich den gelehrten Kranken nicht wieder. Das war 1848, und er bereits so hinfällig; und erst 1859 schnitt sich der Arme im Bade die Kehle ab, indem er nicht mehr Herr der Schmerzen werden konnte! Die „Europa" brachte einen längeren Nekrolog, der auch in die „Allg. Ztg." überging.

M. G. Saphir.

Geb. 1794. Geſt. 1858.

„The chief end of all my labour is to vex the world, rather than to divert it.“

Swift an Pope.

Wohl gab ich erſt vor Kurzem öffentlich die Erklärung ab, nie über Saphir geſchrieben zu haben, und nie über ihn ſchreiben zu wollen. Das Erſtere bleibt für immer volle Wahrheit, aber in Bezug auf letztere Zuſicherung, die ich ohnehin nur gemacht, um zu betonen, daß ich weder zu den Freunden noch zu den Feinden Saphir's gezählt ſein will, muß ich inſoferne eine Ausnahme machen, daß ich in meinen Memoiren Thatſachen nicht zu übergehen vermag. Und dieſe Blätter ſind Vorläufer meiner einſtigen Memoiren.

In den vierziger Jahren mag ich den „großen Humoriſten“ zuerſt perſönlich, und zwar in Peſt geſehen haben. Mein Vater hegte eine gar gewaltige Antipathie gegen dieſen Mann, und ſo hörte ich ſchon von Jugend an Dinge über ihn, die ſeinen literariſchen Karakter eben nicht ſehr vortheilhaft beleuchteten. Dagegen las ich mit vielem Eifer ſeine ſechsbändige „Damenbibliothek“ und lachte manchmal ob eines treffenden Witzes hell auf. Aber im Ganzen fand ich zu wenig geiſtige Nahrung, es regte mich

durchaus nichts zum Denken an, und das entsetzliche Wortgedresche ermüdete mich bis zu Gähnkrampf erregender Langweile. Gedichte von Saphir konnte ich selbst als Junge nicht vertragen, dazu war ich von Kindesbeinen auf an zu gute Bissen gewöhnt gewesen, um diese poetischen Marzes und syropsüßen „Dalken“ wohlschmeckend zu finden; ich hatte mich zuviel an die reine Milch des Volksliedes gewöhnt.

Als ich 1845 mein „Jahrbuch“ herausgeben wollte, und dessen Programm drucken ließ, kam ich damit nach Wien, und besuchte zuerst Saphir. Ich zeigte ihm das Programm, er las es aufmerksam durch, und sagte dann, das sei ein sehr glücklicher Gedanke. Ich erwiederte, ich sei gekommen, ihn offen zu fragen, ob er für oder gegen dies Unternehmen sein werde; er möge es mir gerade heraus sagen; im letzteren Falle wolle ich ihn nicht als Mitarbeiter auffordern, im günstigeren jedoch wohl. Er erwiederte ganz dezidirt, er sei nicht nur überhaupt für diese hübsche Idee eingenommen, er wolle selbst auch dabei sein, um so mehr, da er ja auch Ungar von Geburt sei, und um nur seinen guten Willen zu zeigen, wolle er mir gleich jetzt einen Beitrag geben. Und somit gab er mir einige neue „Wilde Rosen“ im Manuskript. Ich dachte also dieses Mannes ganz sicher zu sein, aber ich kannte noch seine fast gedankenlose Launenhaftigkeit nicht. Einige Tage nach diesem Besuch erschien ein Artikel im „Humoristen“, worin ich und mein projektirtes Unternehmen auf die perfideste Weise lächerlich gemacht wurde. Kurze Zeit darnach sah ich Saphir in seiner Loge im Theater an der Wien sitzen, und mit seinem grünen Fächer tändeln. Ich ging in die Loge, stellte ihn

ganz kurz und ernsthaft über den Widerspruch zwischen seinen Worten und Thaten zu Rede, jedoch gemäßigt und höflich; er glotzte mich durch seine Brillen an, und schmunzelte wegwerfend; da sagte ich ihm ein Wort, das man sonst in der Gesellschaft nicht ruhig hinzunehmen pflegt, und entfernte mich. Es waren noch einige mir unbekannte Herren in der Loge, aber Niemand folgte mir.

Nun vergingen Jahre, die ich im Auslande zubrachte. 1854 war ich wieder in Wien, und saß eines Tages im Damen-Salon des Café Français, als Saphir eintrat. Er fixirte mich eine Weile, ich verhielt mich aber ruhig; da stand er endlich auf, ging auf mich zu, und nannte mich ganz wohlwollend bei meinem Familiennamen. Ich erwiederte kalt, ich sei wohl derselbe, wisse aber nicht, wie ich zu der Ehre komme von ihm gewürdigt zu werden, da er sich doch jenes Auftrittes im Wiener Theater entsinnen müsse. Er lachte kurz auf, und sagte, er erinnere sich an gar nichts mehr. Ich wollte solcher Gedächtnißschwäche nicht zu Hülfe kommen, begnügte mich also, meine Zeitung weiter fort zu lesen, und auf seine sonstigen Fragen über meinen „bis dahinigen" Aufenthalt nur halbe Antworten zu geben.

In den Wiener Gesellschaftskreisen war es mir aber unmöglich nicht mit Saphir doch mehreremal zusammen zu treffen. Er betrug sich sehr wohlwollend gegen mich, und lud mich wiederholt zu sich ein. Ich machte keinen Gebrauch von dieser Einladung. Als Waldek's Erklärung am 4. März 1856 erschienen war, begegnete ich einige Zeit darnach den vor innerer Wuth kochenden Allerweltsangreifer, eben als ich über den Stefansplatz ging. Er hielt auf der Straße fest, schimpfte wie ein Lastträger

über diese Vorfälle, und frug so in seiner eigenen Manier kurzherausgestoßener Sätze, ob ich seiner oder der — Gegner Ansicht sei. Ich antwortete trocken und ehrlich, daß mich die ganze Angelegenheit eben so wenig interessire — als würde des Schnupftabakes wegen eine Revolution entstehen! Er meinte, ich sei doch sein Landsmann? Ich frug, was sein Thun und Lassen mit der Landsmannschaft zu thun habe? Darauf sagte er, im Kriege sei die Neutralität Dritter eben so viel werth, als eine aktive Bundesgenossenschaft, es freue ihn also, daß ich wenigstens nicht auf der andern Seite stehe, „denn es würde ihm leid thun, auch mich nicht schonen zu können, wenn er sein schreckliches Gericht halte.“ Ich zuckte die Achsel.

Später traf ich wieder einmal mit ihm auf offener Straße zusammen, und er ersuchte mich, ihn einmal zu besuchen, da er durch mich gerne einige Stanzen aus ungarischen Dichtern im Original niedergeschrieben zu haben wünsche, welche er zur Einflechtung in ein Gedicht benöthige. Er forderte mich dieses Umstandes wegen auf. Endlich eines Nachmittages besuchte ich ihn denn. Er empfing mich recht freundlich, führte mich in seinen Salon, der voll von Porträten europäischer Berühmtheiten war, welche ihm von den Personen zum Geschenke gemacht worden waren. Dann setzte ich mich zu ihm an den Schreibtisch und schrieb ihm einige ungarische poetische Stellen nieder. Zugleich gab ich ihm mein „Album hundert ungarischer Dichter,“ was er gerne annahm, und zu lesen versprach. Wir wurden im Verlaufe des Gespräches wärmer, und ich erlaubte mir mit unverkenbarer Theilnahme ihn zu fragen, ob er denn für seine Zukunft

und die seiner Tochter materiell gar nicht gesorgt habe. Er schaute mir forschend in's Auge, reichte mir die Hand, und sagte ganz ernst, doch zugleich mit Achselzucken: leider nein! Ich meinte, das könne er ja noch, wenn er sich hinsetzen wolle, und, nicht witzelnd, sondern mit etwas Sinn für historischen Vortrag seine Memoiren niederschriebe. Er habe doch über sechzig Jahre voll großer Weltgeschichte durchlebt, sei mit hunderten von berühmten und mächtigen Personen in intimstem Umgange gewesen, da könnte er ja einen interessanten Zeitspiegel entwerfen, den ihm die Buchhändler gewiß so gut bezahlen würden, daß seiner Tochter Zukunft gesichert sei. Er erwiederte, darauf habe er auch schon gedacht, gar oft, und es dränge ihn völlig, solch einen Schlußstein zu schaffen, aber eben der Gedanke an seine Tochter hindere ihn daran, denn würde er offen reden, so müßte er zahlreiche mächtige Personen kompromittiren oder doch gegen sich einnehmen, welche, wenn er einmal dahin gegangen, seiner Tochter Unterstützung sein werden, also habe er rücksichtsvoll zu handeln. Bei solchem Gespräche waren wir beide recht ernsthaft, fast sympathisch geworden, und ich hatte einen neuen Beleg, daß man auch der korrumpirtesten Natur einen innigeren Laut der Aufrichtigkeit abgewinnen könne, sobald man selbst aufrichtig und herzlich spricht.

Plötzlich hörten wir im Mittelzimmer Stimmen, und als Saphir die Thür öffnete, sah ich Adelaide Ristori mit ihrem Gemahl dem Marquese del Grillo. Nun gings nach dem Salon, und es wurde gar viel geschwatzt. Endlich kam auch an mich die Reihe, mein Licht glänzen zu lassen. Ich erzählte der Signora, daß ich sie schon 1846 in Italien sah, in der Pergala und im Tea-

tro Ré, und damals schon entzückt über sie schrieb, daß diese Artikel in Deutschland ausgelacht wurden, da man vom italienischen Schauspiel nur die allerunvortheilhaftesten Ansichten hegte, während ich die Ristori höher stellte, als was das übrige Europa an dramatischer Darstellungskunst aufzuweisen habe, und auch sehr bedeutend seien die Marchioni, die Sadowska, Gustavo Modena und im Lustspiel der liebenswürdige Belloti-Bon. Zugleich hatte ich eben zufällig ein ungarisches Gedicht von Josef Székely „An die Ristori" in der Tasche; ich beeilte mich, auch diese Huldigung der großen Tragikerin zu Füßen zu legen, und dann entfernte ich mich. Auf die Einladung des edlen Marquese lud mich dann auch Saphir nochmals recht herzlich ein, ihn öfter zu besuchen.

Einige Tage darnach schickte Saphir zu mir, er ließe um noch ein Exemplar des „Albums" bitten, ich möge es ihm aber persönlich bringen. Ich willfahrte dieser kuriosen Zumuthung, und frug ihn nur lächelnd, ob er denn das Buch zweimal lesen wolle. „Sind Sie froh, wenn ich's nicht lese, ich erweise Ihnen besseren Dienst, wenn ich die Exemplare stets ungelesen verschenke. So habe ich auch das andere verschenkt, und hier schreibt man Ihnen den Dank dafür. Damit reichte er mir einen eleganten Damenbrief, auf lilafarbigem Papier meine Adresse französisch tragend. Ich öffnete und las:

„Gentilissimo Signor!

La ringrazia infinitamente del graziosissimo pensiero d'inviarmi l'Album contenente le poesie Ungaresi, come paro lo bello poesie per me composta.

Spero andante a Pest vendermi degna della

simpatia che gia mi dimostra quel caro popolo, e personalmente ringraziarla.

Gradisco intanto gli attestati della mia gratitudine e della più alta stima.

Vienna il 29. Febr. 1856.

Adelaide Ristori
Del Grillo.

„Nun, habe ich es gut gemacht?“ frug Saphir, als ich das Billet behutſam zu mir ſteckte; „verdiene ich jetzt nicht noch ein Exemplar Ihres ſo ſchön gebundenen Buches? Will das auch verſchenken, wenn ich nur ſchnell noch eine Riſtori wüßte.“ Ich gab ihm die Hand für dieſe graziöſe Überraſchung.

Von jetzt ab ſah ich ihn wieder lange nicht. Eines Tages ſpeiſte ich im Hotel zum goldenen Lamm auf der Wieden mit Ludwig Löwe am ſelben Tiſch, der dort ſeit Jahren Stammgaſt iſt. Unverſehens kam auch Saphir daher. Es wurde ihm bereitwilligſt Platz gemacht. Er war ſehr heiter und ſprudelte Witze, die wenigſtens im Moment unwillkührlich zum Lachen reizen mußten. Als Meiſter Löwe eine ſehr guſtieuſe Cotelette tranchirte, griff Saphir die beſſere Hälfte weg, und ſagte: „Ich will meinen Löwenantheil haben!“

Von dieſem Tage an bekam ich ihn nicht mehr zu Geſicht. Sein Neffe ſprach mich einſt im Café an, daß Saphir mir ſehr zürne, indem ich unausgeſetzt in der „Allgemeinen Zeitung“ gegen ihn ſchreibe, wie er jetzt beſtimmt wiſſe. Ich gab die bündige Antwort auf Ehrenwort, daß ich überhaupt nie eine Zeile weder für noch gegen ihn geſchrieben. Man glaubte mir das aber nicht,

denn bald hörte ich, Saphir rüste sich gewaltig, um mich einmal rechtschaffen zu sezieren. Er habe mehrere meiner Landsleute aufgefordert, ihm die Unzulänglichkeiten in meinen Übersetzungen nachzuweisen, er werde mich öffentlich züchtigen. Ich gab nichts auf so dummes Gewäsch, und ging auch nicht zu Saphir. Da ward er in Baden gefährlich krank. Endlich starb er. Als er von der evangelischen Kirche aus begraben wurde, stellte auch ich mich ein auf einige Minuten und dann ging ich ruhig an meine weiteren Lebensaufgaben. — Entsprechend diesem meinem historischen Verhalten gegen den Lebenden, enthalte ich mich auch alles Urtheiles über den Dahingegangenen, und beschränke mich blos auf die Erzählung obiger Fakta.

Ludwig von Schedius.

Geb. 1768. Geſt. etwa 1847.

Heute erinnert ſich wohl noch kaum mehr jemand dieſes Namens, aber zu Anfang des Jahrhundertes ſpielte er in der ungariſchen „Gelehrtenrepublik“ eine ziemliche Rolle; er hatte für die ungariſchen Beſtrebungen eine deutſche literäriſche Kotterie zu bilden gewußt, welche wacker für das gemeinſame Ziel arbeitete und einen Zuſammenhang mit der übrigen civiliſirten Welt vermittelte, bevor dies die, ihrerſeits auch berechtigte, nationelle Exkluſivität unmöglich machte.

Geboren am 20. Dezember 1768 zu Raab von armen Ältern, ſtudirte Schedius als Bettelſtudent, hatte durch mildthätige Leute Quartier und an verſchiedenen Tiſchen Koſt, gab bald ſelbſt Unterricht, kam nach Peſt und fand Unterſtützung bei ſeinen Glaubensgenoſſen, den Proteſtanten. Damals ſaßen längs der Donau gewöhnlich Bauernweiber, welche offen auskochten, und aus deren Töpfen man um wenige Kreuzer Suppe, Fleiſch, Gemüſe, Mehlſpeiſen und auch Braten erlangen konnte. Mit dieſer Koſt begnügten ſich viele junge Leute, welche ſpäter eine große Rolle ſpielten, beſonders unbemittelte Studierende, ſo der berühmte Advokat Madár, der geniale Arzt Haraßty, ein jetzt Millionen reicher Peſter

Magistratsrath, und auch der nachherige kaiserliche Hofrath Schedius.

Zu Ende des letzten Jahrhundertes studierte er aber schon zu Göttingen, kehrte darauf zurück, und gab in Pest von 1797—1799 die 12 Hefte des „Literärischen Anzeigers von Ungarn" heraus; von 1802—1804 edirte er die 6 Bände der stoffreichen „Zeitschrift von und für Ungarn." 1806 machte er eine große Rundreise durch Deutschland, 1807 eine noch weitere nach Italien bis Sizilien; 1808 gab er mit dem Obersten Johann von Lipßky und mit dem Astronom Bogdanovich die große „Karte von Ungarn" heraus; 1810 wurde er zum Schulinspektor des evangelischen Hauptgymnasiums ernannt, 1817 zum Sekretär des Pester wohlthätigen Frauenvereins, und sodann zum Professor der Aesthetik und Filologie an der Universität, sowie zuletzt zum kais. Hofrath. Anfangs ungemein thätig für das öffentliche Wohl, so besonders auch für die Seidenzucht, für Schulreform und dergl., zog Schedius sich immer mehr auf seine Studierstube zurück, vereinsamte unter seinem Bücherwust, und war endlich fast außer allem Zusammenhang mit der Außenwelt. Er ehelichte noch im vorigen Jahrhundert ein armes Fräulein, eine Tante von mir, und sagte mir oft, sie wären beide am Hochzeitstage so arm gewesen, daß sie sich das Brautbett hätten ausleihen müssen. Aber das wurde nach und nach anders. Schedius starb zuletzt als halber Millionär, und hinterließ seinen zwei oder drei Kindern ein reiches Erbe.

Schedius muß einen ungemein interessanten literärischen Nachlaß gehabt haben, aber leider sammelte ihn bis jetzt Niemand. Mir gab er einst eine Abhandlung,

in der bewieſen wird, daß Albrecht Dürers Familie aus Ungarn ſtammte, weßhalb ich dieſe bemerkenswerthe Arbeit vor Vergeſſenheit retten will. Schedius war eine große, ſchlanke, vornehme Perſönlichkeit, an Franz Kazinczy erinnernd, in älteren Jahren aber etwas ſchwerhörig und zerſtreut in Blick und Gedanken. Seine wiſſenſchaftlichen Schularbeiten ſchrieb er meiſt latein.

Wilhelmine Schröder-Devrient.

Geb. 6. Okt. 1805. Geſt. 26. Jan. 1860.

Nun preiſt ſie Gott mit jenem Sang',
Der hier ſo oft zu Herz uns drang!
Grabſchrift einer Sängerin in München.

So viel ich an Journalen zu Geſichte bekam, ſchrieben ſeit dem Tode der Frau v. Bock, Fanny Lewald, Claire v. Glümer und auch Julian Schmidt ſehr intereſſante Erinnerungen über jene große Künſtlerin.

Zu Beginn der vierziger Jahre hörte auch ich zuerſt, in Peſt und Wien, die Schröder-Devrient. Gehört iſt übrigens zu wenig geſagt, denn ſie war ebenſo groß als tragiſche Schauſpielerin, wie in Bezug auf Stimme und Geſang. Die Sonntag und die Unghar, die Schachner, und die Schebeſt, die drei Heinefetter, Jenny Lind, Johanna Wagner, die Duſtmann, ſodann die Todor, die Garcia, die Paſta, die Pixis, die Tadolini, die Cruvelli, die Falconi, die Borghi Mamo u. d. gl. ſind wohl die größten Sängerinnen, die ich noch gehört — keine machte jedoch ſo gewaltigen Eindruck auf mich, als die Schröder-Devrient als „Norma," „Euryanthe," „Fidelio," auf welche drei Parthien ich mich noch genau erinnere, obgleich ich das Datum nicht mehr weiß. Von Jugend an auch beim Theater mich umhertreibend, brachte ich beſon-

dere Abende zumeist hinter den Koulissen zu, und entsinne mich eines Aktschlusses, bei dem die Devrient als Fidelio jenen berühmten, markerschütternden Schrei ausstieß, und dann, noch am ganzen Leibe zitternd in die Koulissen stürzte, daß ein Kreis von Enthusiasten, die sie dort erwarteten, noch mehr applaudirend raſete, als das Publikum im Parterre. Die große Künstlerin rang nach Athem und warf sich auf den nächstbesten Stuhl in der Garderobe, während all' jene enthusiastischen Verehrer sie lobpreisend umstanden. Plötzlich sprang sie auf, ergriff einen der Wortreichsten am Rockkragen und frug heftig: „Hat Ihnen meine Darstellung wirklich so hinreißend gefallen, als Sie mich zu versichern sich Mühe geben? Nun gut, ich habe aber gehört, daß Sie, Herr Dr., sich ganz besonders die Kritik über mein Privatleben angelegen sein lassen? Wissen Sie was, Verehrtester, stellen Sie doch einmal Ihre gar so sittlichen Bürgerfrauen, vor denen ich allen Respekt habe, da hinaus auf die Bühne, und es soll mir eine dieser Abgeklärten, Ruhigen, den Fidelio so singen, wie ich es eben that! Sie sehen, wenn man Leidenschaften darstellen soll, muß man auch Leidenschaften haben, denn nur das reißt hin, was man selbst fühlt!" Der, an den diese Filippika gerichtet war, soll sich darnach gehüthet haben, seinem moralischen Bedauern weiters Worte zu leihen, denn die Antwort der Künstlerin zirkulirte in allen Gesellschaften.

Damals befand sich sehr vielfach Graf Koloman Majláth im Gefolge der stets von einer Suite begleiteten gefeierten Sängerin, wie sein Vater, der unglückliche Johann Majláth einst zu den glühendsten Verehrern der so früh geschiedenen Sofie Müller gehörte.

Von dem tragisch Gewaltigen der Darstellungen der Schröder-Devrient läßt sich schwer Andern ein Bild liefern. Am meisten noch erinnerte mich die Ristori in Erscheinung und Spiel an Wilhelmine Schröder. Man denke sich eine Sängerin, welche so grandiös und edel spielt als die Ristori es that, bevor sie völlig manirirt wurde und die bei diesem Spiele so wundervoll singt, wie nur je eine große Sängerin. Darin war die Schröder-Devrient wohl einzig. Im rein Gesanglichen mag sie von manchen Berühmtheiten übertroffen worden sein, auch von der Malibran, die trotzdem sie als höchste dramatische Sängerin galt, im Spiele neben der Deutschen nicht bestehen konnte.

Wilhelmine Schröder war die Tochter der großen Sofie Schröder, wohl der größten Schauspielerin, die die deutsche Bühne hervorgebracht, und die noch 80 Jahre alt in München lebt. Nach Wilhelminen's Tode sprach ich oft von ihr und über sie mit ihrer edlen greisen Mutter. Sofie Schröder erzählte, daß Wilhelmine Anfangs nicht viel Talent für Musik zeigte, wie sie denn auch zuerst und ohne viel Erfolg im Lustspiele auftrat. Die Mutter hielt ihr aber fort Gesanglehrer und auch den Lehrer für das Italienische und sie versuchte sich zuerst als „Emmeline" in Weigl's „Schweizerfamilie." Sie wählte hiezu nach damaliger Mode ein langes Kleid mit kurzer Brust, doch als dies Kostum die Mutter sah, kassierte sie es sogleich, und drang dem widerstrebenden Mädchen einen echten Schweizer Rock, kurz und in Falten, und einen breiten Strohhut auf. Verzagt und ärgerlich betrat Wilhelmine in dieser ungewohnten Maskerade die Bühne, jedoch die Mutter hatte richtig gewählt, die Er-

scheinung war neu und bezaubernd, umsomehr als „Wilhelmine schön wie die Morgenröthe war," wie die alte Frau hinzufügte, und sogleich kamen in Wien die Emmelinenröcke in Mode.

Die bekannte Anekdote mit Beethoven, daß dieser nämlich Wilhelmine noch als Kind auf der Promenade ersah und sie sich für seine Oper auswählte und heranbildete, ist nicht wahr, vielmehr kam Beethoven regelmäßig in das Haus Sofie Schröder's und gab manchen Rath schon bei den ersten Studien, und erst als Wilhelmine bereits völlig ihren Ruhm erlangt hatte, bat sie Beethoven, auch den Fidelio zu übernehmen, den ihr im dramatischen Theile ihre Mutter einstudierte.

Wilhelmine Schröder heirathete frühzeitig, und zwar den damals so gefeierten Schauspieler Karl Devrient, den Bruder Emil's und Eduard's, der damals für den schönsten Mann galt, und dem allein unter den drei Brüdern der Onkel, der große Ludwig Devrient, eine glänzende Carrière prophezeite, weil er so „famose Fratzen und Gesichter" zu schneiden wußte, während der gefeierte Onkel den jüngsten seiner Neffen, Emil, für absolut talentlos erklärte.

Aus dieser Ehe, die übrigens nicht glücklich war, und schon nach einigen Jahren getrennt wurde, gingen zwei Söhne hervor, wovon der eine Landwirth ist, der andere aber, Fritz Devrient, gleichfalls die Bühne betrat, längere Zeit im Fache der Naturburschen Liebling des Hofburgtheaterpublikums und später in Hannover engagirt war. Fritz hatte aber einen schweren Stand neben seinem, früher dasselbe Rollenfach spielenden Vater und nicht minder, so oft er seiner so leidenschaftlichen Mutter

auf der Bahn der Kunst begegnete, wo sie bekanntlich Niemanden, selbst nicht schwächere Kräfte, gerne neben sich duldete.

Im Sommer 1848 stand ich eines Tages in Weimar und sah dem Exerzieren der Bürgerwehr zu, als ich Liszt in Begleitung einer Dame, die heftig gestikulirte, und einiger mir bekannten Männer heran kommen sah. Ich begrüßte Liszt und hörte nicht eben deutlich, was die Dame im heftigen Vortrag ihm erzählte; unversehens wurde er jedoch abgerufen, und um die Dame nicht allein stehen zu lassen, stellte er mich ihr vor. Es war Schröder-Devrient — ich hätte sie jedoch gewiß nicht erkannt, so sehr gealtert und zudem so sehr ungeordnet im Kostum sah sie aus. Sie überfiel nun mich mit gleicher Heftigkeit des Vortrages und erzählte mir, daß sie all' ihres Schmuckes beraubt, bestohlen und ausgeplündert sei, — von wem? entsinne ich mich nicht mehr. In jenen Tagen war jedoch Jedermann von den politischen Begebenheiten und den Straßenvorfällen — die auch in dem sonst so zahmen Weimar alle Öffentlichkeit damals beherrschten — in Mitleidenschaft gezogen und angeregt, daß ich nur mit halbem Ohre der gefeierten Künstlerin zuhörte und bald durch einige Bauernzuzüge von ihrer Seite gerissen wurde. Seitdem sah ich sie nicht wieder.

Sophie Schröder's
achtzigster Geburtstag.

„In und außer Ilium“ gibt es wohl wenige der Nachgeborenen, welchen obiger Name in seiner ganzen Bedeutung bekannt sein dürfte. Ich mag ein zehn- bis zwölfjähriger Junge gewesen sein, als ich diese größte deutsche Tragödin, die damals schon fünfundfünfzigjährige, zuerst als Medea in Grillparzer's Dichtung sah. Schon als Kind in alle Theater mitgeschleppt, erinnere ich mich, an jenem Abend den ersten großen Eindruck empfangen zu haben, der mir plötzlich die Bühne nicht blos als Schaubude erscheinen ließ, und auf meine Gemüthsentwicklung so nachhaltig und unverwischbar wirkte, wie man einen Blitzstrahl nie wieder, sogar nicht im Greisenalter, vergißt, schlug ein solcher je vor einem in den Boden. Und darnach sah ich all' die anderen so hochgepriesenen Größen der übrigen modernen Bühnen: zuerst die gewaltige Tochter der Medeadarstellerin, die große tragische Schauspielerin Wilhelmine Schröder-Devrient, welche die Schauspielkunst in die Oper verlegte und die gesungene Tragödie schuf; sodann die Rachel, mit dem Tigergrollen in der Brust und dem Schlangenblicke; ferner Julie Kemble, die so stylistisch groß zu gestalten wußte, und dann die Ristori, und noch dazu in ihrer ersten Zeit, auf italienischem Boden und neben Modena, neben der Marchione

und der Sadowska, in jeder Bewegung wie ein lebendig gewordenes antikes Basrelief, aus dem schönsten Motiv in ein gleich schönes übergehend; und zuletzt die Seebach, von all' den hundert secundären Erscheinungen ganz zu schweigen. Und ich kann es nicht in Abrede stellen, es gab manche Darstellungen, die mich zum vollen, nachhaltigen Enthusiasmus hinrissen, und deren Eindruck nie wieder vergessen werden konnte; aber nüchtern und still erwogen, reichte doch keiner der Eindrücke an den heran, den ich in frühester Jugend empfing, da ich Sophie Schröder als Medea gesehen. Übrigens oft dachte ich dazwischen, alle ersten Eindrücke sind die nachhaltigsten und eben weil ich diese große Schauspielerin nicht wieder darnach sah, bildete ich mir wahrscheinlich noch mehr dazu ein und hinzu, als ich wohl einst in Wirklichkeit erlebt. —

Und so vergingen die Jahre. Im Mai 1854, bei der Vermählung des Kaisers, überraschte plötzlich die Wiener Theaterfreunde, all' jene alten Herren, welche seit Kaiser Franz ihren Sperrsitz im Burgtheater behaupten, und die nur der Tod denselben entführen kann, die Nachricht, die damals 74-jährige Sophie Schröder werde noch einmal deklamiren, und zwar Schiller's Glocke mit der bekannten musikalischen Begleitung. An jenem Abend dürfte kaum ein einziger in Wien anwesender Fremde einen Sperrsitz erlangt haben; man war völlig in einer Art von Familienkreis, und mancher mußte wohl denken, die Gräber hätten sich geöffnet, und einigen schon Todtgeglaubten sei Erlaubniß geworden, der Vorstellung als Schatten beizuwohnen. Man soll nicht so sehr applaudirt, als vielmehr gestöhnt und geweint haben. Ich war

leider in jener Zeit eben nicht in Wien. Einige Tage nachher erzählte mir meine liebenswürdige Landsmännin Lilla Bulyovszky, sie habe Frau Schröder auch nochmals in Berlin deklamiren gehört, und finde keine Bezeichnung für die Großartigkeit des Eindrucks.

Als ich nun im Sommer 1859 nach München kam, hielt ich bei jedem Besuch, den ich abstattete, Nachfrage, wo denn Sophie Schröder wohne? Niemand, sogar nicht das Theaterpersonal, schien zu wissen, ob die edle Greisin überhaupt noch lebe, und einige glaubten zuletzt, sie müsse in Augsburg wohnen. Aber endlich fand ich sie doch auf in einer provisorischen Wohnung nahe am botanischen Garten und es stand eine kleine alte Dame vor mir, mit ungemein feingeschnittenem Profil und noch immer blitzenden Augen, die mich so obenhin an den Kopf Bettina's, noch mehr an den der großen Elisabeth auf dem Grabstein in Westminster erinnerte. Abgesehen von einiger Schwerhörigkeit hatte die Gefeierte alle Beweglichkeit der früheren Zeit bewahrt, sprach und gestikulirte behende und oft mit dramatischem Effekt, während sie einige wirklich reizende englische Hündchen tätschelte und heiter liebkoste. Zu ihrem Sohn, pensionirtem Hauptmann, der leider oft kränklich, sah sie mit Blicken empor und sprach mit ihm in einer Mischung von zärtlicher Achtung und mütterlichem Dankgefühl.

Und von nun an kam ich öfter. Eines Tages brachte ich einen Freund, den Maler Gustav Gaul, Rahl's talentvollen Schüler mit, und die große Künstlerin gab sich zu einigen Sitzungen her, indem Gaul das Bild dem Burgtheater widmen wollte. Das Porträt schien äußerst gelungen zu werden, doch plötzlich überfiel die edle Greisin eine heftige, langdauernde Krankheit, die das Äußerste

befürchten ließ und sie fast Monate lang an das Bett und an die Stube kettete; Gaul aber mußte zurück nach Wien. Als einer der ersten Besuche führte ich der Genesenden dann die als Sängerin einst so gefeierte Karoline Ungher zu, welche München nicht verlassen wollte, bevor sie Sophie Schröder gesehen, und die noch von Florenz und Palermo her Grüße zuschickte. Endlich hatte die Hochbetagte doch noch siegreich die Gefahr mit der ihr innewohnenden wunderbaren Lebenskraft überstanden und konnte wieder ausgehen. Der erste gute Tag wurde benutzt, um die Langerharrte zu Hofrath Hanfstängl zu führen, und das äußerst gelungene Porträt bildet nun ein Blatt in der so reichhaltigen „Gallerie der Zeitgenossen," welche Hanfstängl's photographisches Institut so berühmt gemacht.

Zu Ende Oktober versammelten sich die Ausschüsse für die Schillerfeier und an einem der Abende stellte ich den Antrag, die größte Darstellerin der Frauenbilder in Schiller's Dramen, die deren Typen auf der deutschen Bühne zuerst geschaffen, doch ja zur Säcularfeier einzuladen, und zu deren Verherrlichung heranzuziehen, auf daß das Fest nicht blos Schau- und Wortgepränge sei, sondern für München die Weihe des persönlichen Erscheinens einer Zeitgenossin, und einer der größten des Dichters, erhalte. Der Vorschlag schien eben so sehr zu verblüffen, denn daran hatte Niemand gedacht, als er allgemeine Zustimmung fand. Und so kam denn der Vorabend des Festes, der 9. November heran. Das kolossale Hoftheater war in allen Räumen überfüllt; der König und die Königin, so wie König Ludwig und die Prinzen zeigten sich in den verschiedenen Hoflogen. Auf den

Sitzen im Parterre sah man allerlei alte Herren und Damen, denen man sich seit lange nicht erinnerte begegnet zu haben, inmitten eines „Parterre's von Intelligenzen," wie es sich an manchen Abenden in München bildet, wo Kaulbach, Piloty und Schwind, Liebig, Steinheil und Klenze, Geibel, Lingg und Bodenstedt, Riehl, Fallmerayer und Bluntschli u. A. m. zwischen dem übrigen Publikum zu erblicken sind. Einer der Regisseure sprach einen schön stylisirten Prolog, dem man aber doch nicht viel Aufmerksamkeit schenkte, da man der kommenden Scene mit ungeduldigster Spannung entgegenharrte. Endlich flog der Vorhang wieder in die Höhe, die Bühne zeigte einen Salon mit Tisch und brennenden Lichtern, und die Mittelthüre ging auf und heraus trat eine kleine alte Dame, geführt von einem der Regisseure, festen Schrittes vorwärtsschreitend, und sich dreimal vor den Königen und dem minutenlang lautlosen, doch sodann donnerähnlich von Applaus widerdröhnenden Hause verneigend. Und die 79-jährige Tragödin schritt dem Tische zu, stützte sich mit der Linken, warf das Haupt leicht zurück und begann mit voller, anschwellender Stimme, klar und lauter in jedem Wort, Schiller's Glocke — diesmal ohne musikalische Begleitung — zu deklamiren. Schon die ersten Strophen riefen neuen Applaus wach, der sich später so sehr steigerte, daß die Hochgefeierte stellenweise innehalten mußte, um danken und die überwältigende Rührung bezwingen zu können. Nie hatte man wohl noch seither solch' einen Vortrag, besonders einzelner, jedermann so geläufiger Stellen jenes berühmten Gedichtes gehört, und die, welche Sophie Schröder als Greisin zum erstenmale hörten, gestanden einstimmig, das sei denn doch etwas ganz Anderes, als uns Epigonen auf

deutſcher Bühne jetzt geboten zu werden pflegt. Die Hervorrufe wollten kaum mehr enden, und König Ludwig lehnte ſich direkt zur Loge heraus, um vorzuapplaudiren. Ich machte ſchon manchen ungewöhnlichen Theaterabend durch, als Ligier den Tod der Mars verkündete, als Macready, als Louiſe Neumann ihre letzten Vorſtellungen gaben, als man Anſchütz's fünfzigjähriges Bühnenjubiläum feierte: — dieſer Abend jedoch übertraf all' die anderen Erlebniſſe.

Auf König Maximilian's Wunſch wiederholte zwei Tage darnach die Verherrlicherin der Schillerfeier ihren großartigen Vortrag, der diesmal noch abgerundeter, energiſcher, ſonorer ausfiel, da die erſte Rührung überwunden war. Nun wußte München wieder, daß Sophie Schröder noch lebte, und auch die auswärtigen Blätter nahmen davon Notiz, und die Illuſtrirte Zeitung brachte das Porträt der Gefeierten nach der Photographie Hanfſtängl's. Dieſes Porträt trug übrigens als Facſimile zugleich die Unterſchrift: „Geboren den 1. März 1781.“ Trotz alledem aber vergaß man auch in München dieſes Datum, und es wäre völlig überſehen worden, hätte nicht noch einige Tage zuvor ein Localblatt unter anderen Geburtstagsnotizen auch darauf aufmerkſam gemacht. Nun beeilte ſich in elfter Stunde, beſonders das Theaterperſonal, ſeinem älteſten und gefeiertſten Mitgliede eine Ovation darzubringen. Alle Vorbereitungen waren getroffen, als plötzlich ein weiſer Daniel unter die Menge trat und nüchtern bewies, die am 1. März 1781 geborene Frau Schröder ſei am 1. März 1860 noch nicht achtzig, ſondern erſt neunundſiebenzig Jahre alt, und es rechnete wirklich Niemand nach, man ließ ſogleich alle Vorberei-

tungen fallen und ging auseinander. Freilich am 1. März 1860 hat die edle Künstlerin ihr achtzigstes Jahr noch nicht zurückgelegt, immerhin aber das achtzigste Lebensjahr angetreten, und ihren achtzigsten Geburtstag — worauf es doch eigentlich allein ankam — erlebt. Zudem ist es allgemein Sitte und sehr erklärlich, daß man bei so ungewöhnlich hohem Alter die Geburtstage und nicht die zurückgelegten Lebensjahre feiert, um ja nicht solche so seltene Momente der Gefahr des Zufalls auszusetzen. Und dann thut jedes Volk gut daran, bei solchen Gelegenheiten lieber voreilig zu handeln, denn jeder Anlaß, den man ergreift, den gefeierten Größen seiner Nation zu huldigen, und sich ihres Daseins zu freuen, gibt zugleich Gelegenheit, sich selbst, und besonders dem so huldigungsbereiten Ausland gegenüber, zu ehren, denn wie Ludwig Pfau so schön von Schiller sagt:

Wie weite Lande lichter
Im Abendfeuer stehen,
So darf dein Volk, o Dichter,
In deinem Purpur gehen.

Und jedes Volk, das alle seine Größen, in welchem Fache immer sie groß sein mögen, ehrt, wird des Rechtes theilhaftig, mit in deren Purpur gehen zu dürfen.

Trotz alledem saß aber die edle alte Frau in ihrer so angenehm gelegenen neuen Wohnung in der Briennerstraße Nr. 30 an jenem Tage nicht so ganz vergessen und ungeehrt. Eine hohe Dame schickte einen riesigen lebenden Lorbeerbaum, und zahlreiche Blumentöpfe und Sträuße, von Frau Konstanze Dahn, Baronin Oven, ehemals Charlotte v. Hagn u. A. reihten sich diesen sin-

nigen Huldigungen an, die auch durch Zusendungen aus Hamburg, Gotha vermehrt wurden. Die poetischen Gaben fehlten natürlich auch nicht und Professor Dr. Schafhäutl schickte gedruckt eine schöne längere Dichtung, während der Schwiegersohn der Gefeierten, Dr. Arnold Schlönbach, von Gotha her durch folgendes Gedicht grüßte:

Achtzig Jahr! — Und doch kein Alter
Für den wunderbaren Geist!
Achtzig Jahr! Und wie ein Falter
Phantasie dich leicht umkreist!

Achtzig! Und in keuscher Reinheit,
Stets verachtend Trug und Dunst,
Lebst du in granit'ner Einheit
Mit dem Höchsten deiner Kunst!

Deines Tempels heil'ge Lichter
Hieltst du andachtsvoll entfacht,
Deines Volkes große Dichter,
Hältst du mächt'gen Arms bewacht.

Also stehst du in dem Tempel
Selbst als reines ew'ges Licht,
Das als leuchtendes Exempel
Durch das Grau der Tage bricht.

Also gab dich das Jahrhundert
Und als ernstes Testament,
Dessen Satzung, hochbewundert,
Mahnend unser Herz durchbrennt.

Achtzig Jahre! Nun so schreite
In gebietend fester Ruh',
Deinen Göttern stets zur Seite,
Auch dem vollen Hundert zu!

Ach, die große Künstlerin, die im Leben so viel schon gelitten, sollte auch die Schwelle jenes achtzigsten Jahres nicht ungebeugt betreten, so versüßt ihr der Gang durch die Triumphe im November geworden war. Denn dem 1. März ging leider der 26. Januar voran, an dem die große Tochter der großen Mutter, Wilhelmine Schröder-Devrient, fern von ihr und einsam das Auge schloß, das einst so wundervoll geflammt!

Im Namen Sophie Schröder's laufen zahlreiche Fäden des Gewebes der größten Periode deutscher Bühnengeschichte wie in einem Knotenpunkte zusammen. Der Geschichtskenner erinnert sich bei diesem Namen auch des der nicht minder großen Mutter dieses ganzen Geschlechts, der Schauspielerin Bürger, dann, mehr oder minder beziehungsreich, tauchen die Namen Smets, Kotzebue, Davoust, Schreyvogel, Kunst, Ludwig Devrient, Wilhelmine Schröder, Karl Devrient, Beethoven, Grillparzer, Kaiser Franz, König Ludwig ꝛc., welche auf den Lebensgang dieser Frau durch Verwandtschaft, Verfolgung oder Unterstützung, Dichtung oder Musik, Huldigung oder Versorgung, von üblem oder gutem Einfluß waren, und es blieb ihr beschieden, viele derselben zu überleben und in voller Glorie in unsere Zeit hineinzuragen.

Es gab manche Tage in München, wo ein Fremder, wäre er unversehens in jenes Asyl in der Briennerstraße getreten, eine alte Dame, noch hellen Blickes, strickend

und lebhaft sprechend, und vor ihr sitzend einen lebhaft gestikulirenden Herrn nicht viel jüngerer Jahre angetroffen haben würde, welche Gruppe ein gar freundliches, erhebendes Genrebild abgeben könnte. Denn jene Dame ist Sophie Schröder und der vor ihr sitzende der greise König Ludwig, dessen edler Fürsorge und Gnade die große Künstlerin mit die zwar bescheidene, doch garantirte Lage ihres hohen Alters verdankt, während ihr der andere Theil der Pension durch die Huld des österreichischen Kaiserhauses zufließt.

Und gewiß stimmt jeder Leser zu Ende dieser Zeilen in den stillen Wunsch ein:

Achtzig Jahre! Nun, so schreite
In gebietend fester Ruh',
Deinen Göttern stets zur Seite,
Auch dem vollen Hundert zu!

Besuche bei Charles Sealsfield.

Der, was in schwankender Erscheinung schwebt,
Befestiget mit dauernden Gedanken.
Göthe.

I.

Es war auf einer jener herrlichen Campagnen der Genfer Aristokratie, die zumeist das rechte Ufer des Léman schmücken. Wir saßen in gemischter Gesellschaft verschiedentlicher Nationalität auf der breiten Terasse, schlürften schwarzen Kaffee, und genossen neben heitersten Gesprächen zugleich auch den in diesem Jahre so seltenen klaren und vollen Anblick der hinter dem braunen Mole hervorguckenden schneeigen, blendendweißen Zacken des Montblanc, während der glatte See oscillirte gleich geschmolzenem Indigo, und die Wand des Salève wie tiefblauer Stahl erschimmerte.

Einer der Gäste, ein preußischer Baron, erzählte eben von seinen vielen und weiten Reisen, seinen Abenteuern und Fahrten; der Hausherr dagegen, eine der ersten Intelligenzen Genf's, ließ sein literarisches Gedächtniß glänzen.

General K., gleichfalls mit in der Gesellschaft, machte auf die unlängst ungarisch im Druck erschienenen Berichte seines Landsmanns Xántus aufmerksam. Andere erinnerten

an Anschauungen Dickens, Andree's, der Bremer, des Dr. Gall, oder an Humboldt und Bonpland, an Tschudi, Ampère und sonstige Autoritäten. Wie von selbst sich ergebend und natürlich wurde zugleich auch Charles Sealsfield's Erwähnung gethan, des großen Unbekannten, des berühmten mysteriösen Verfassers von Der Legitime und der Republikaner, der Transatlantischen Reiseskizzen, von Morton oder die große Tour, von Der Virey und die Aristokraten, der Lebensbilder aus beiden Hemisphären, von Nathan der Squatter, der Land- und Seebilder, des Kajütenbuchs und Süden und Norden.

Bei Aufzählung dieser ziemlich zahlreichen Werke meinte ein Russe, daß er die Hälfte derselben aus russischer Übersetzung kenne, jedoch habe er immer geglaubt, diese herrlichen Schilderungen, welche offenbar nicht ohne Einfluß auf die Entwickelung Turgenew's und Saltykow's sein dürften, seien aus dem Englischen übersetzt.

„Sealsfield," fiel der preußische Baron dem Sprecher ins Wort, „das ist der größte Schriftsteller unseres Jahrhunderts!" — „Mein lieber Baron," entgegnete rasch ein bis dahin still zuhörender Engländer, „Sie müssen nicht vergessen, daß unser Jahrhundert das eines Scott, Byron, Dickens, eines Göthe, Schiller, Heine, eines Chateaubriand, Hugo, Lamartine, eines Manzoni und Puschkin ist, ganz zu geschweigen auch das Humboldt's!" — „Zugegeben, zugegeben!" meinte der Angegriffene, „oder besser vorausgesetzt; aber immerhin nehme ich meinen Ausspruch doch nicht zurück, nein, im Gegentheil, ich will ihn sogar erhärten. Um sich die Frage klar zu machen, sei zuerst jener europäischen und amerikanischen Autoren gedacht, die durch Schilderungen der neuen Welt

besondere Berühmtheit erlangten; es findet sich bei ihnen manch' treffliche, hinreißende Stelle, einzelne jener Skizzen sind wirkliche Cabinetsstücke, man wird entzückt von ihnen; — sobald man aber ein Werk Sealsfield's gelesen, kann man all' diese anderen Versuche gar nicht mehr zur Hand nehmen, sie schmecken nach diesem frischen erquickenden Trunke wie laues Wasser oder überzuckert; sie erscheinen wie blasse Handzeichnungen oder schüchterne Aquarelle gegenüber einem großartig breiten und farbig leuchtenden Wandgemälde; es ist großer, schöpferischer Styl, verglichen mit conventionellem Dilettantism. Wenn die Figuren Sealsfield's nicht blos agiren, sondern auch Anschauungen aussprechen, deren Summe den philosophischen Grundgedanken jener Schilderungen ausmachen, so geschieht es nie, als seien ihnen solche Sätze in den Mund gelegt, um dem Leser die gleiche Reflexion beizubringen; nein, jene Reflexion gehört immer demselben Charakter an, der sie ausspricht, entsteht aus der Situation, in der er sich befindet, und eben deßhalb wirkt sie so unmittelbar auf den Leser, auch wenn er durchaus nicht gleicher Meinung ist, und wir erhalten dadurch in all' dem riesigen, quirlenden Chaos eine Totalanschauung, einen Zusammenhang, eine Schlußfolgerung, die dem scheinbar zufälligen Organismus zu Grunde liegende geschichtsphilosophische Idee, was uns zugleich rasch ungemeine Geistessicherheit gegenüber dieser bunten schrillen Phänomenologie gewinnen läßt. Daher die ungemeine Verbreitung seiner Schriften in Amerika, in deutschen, englischen, selbst spanischen Ausgaben, welche Cooper's Einfluß fast völlig verdrängten, und die alle Schichten durchsickerten, mehr als man in Europa irgend ahnt, wo die Originalausgaben

in verhältnißmäßig geringer Auflage erschienen, während der Nachdruck und die Übersetzung sich in hunderttausenden von Exemplaren verbreiteten, eine gewiß eigenthümliche Erscheinung. Wenn Sie hier aber auch alle Sealsfield kennen und gleich mir lieben, so können Sie ihn vielleicht doch nicht so hoch rangiren, wie ich es thue, weil Ihnen, wie gesagt, jene Welt nicht aus eigener Anschauung bekannt ist, die er künstlerisch und großartig im Spiegelbilde wiederzugeben unternahm. Manches wird Ihnen daher grell, verzerrt vorkommen, hundert der kleinen, feinen Züge werden Ihnen ganz entgehen, deren Fülle ihn so überaus reich an Interssantem macht, daß man mit rücksichtslosester Strenge doch nicht bei gewissenhafter Abwägung vermöglich wäre, auch nur ein Wort in all den bändereichen Werken als überflüssig, als gleichgiltig zu streichen."

„Nun gut," nahm wieder der Engländer seinerseits das Wort, „wenn wir Ihnen das alles auch zugeben, so haben Sie denn doch nur gesprochen, um zu beweisen, daß jener Autor der großartigste und ungewöhnlichste unter den Schilderern Amerika's, unter dessen europäischen wie eingebornen Schildern; dagegen, daß er, nicht bloß der größte, überhaupt nur einer der größten Schriftsteller unseres Jahrhunderts sei, der Beweis ergibt sich noch nicht von selbst aus dem Beweis, in einer besonderen Gattung der Bedeutendste zu sein."

„Ganz wohl," lautete des Barons Antwort; „ich begann ja das Plaidoyer bisher erst nur mit dem Nachweis von Sealfield's Bedeutung für und durch Amerika, weil auch mir das eine Frage für sich zu sein scheint, und weil die größten Nationaldichter noch immer nicht schon von selbst zugleich Weltdichter sind. Aber Sealfield schrieb,

wie wir jetzt wissen, alle seine Werke deutsch; sie entzückten in den Originalen die Stubenhocker und Professoren Deutschlands in gleichem Grade, wie den armen deutschen Colonisten jenseits des Meeres, der sie natürlich mit ganz anderen Augen las, da er mitten im Geschilderten lebt. Aber nun denken Sie sich, daß Sealsfield's Werke bei dem in diesem Literaturzweige so verwöhnten und nur beste Qualität darin aufsuchenden Engländer ebenso unbedingt als Meisterwerke anerkannt und populär wurden, wie bei den nur stärkstem Gewürze zugänglichen, das Lesen überhaupt nicht sehr liebenden Yankee's. Und wie uns dort jener Herr sagt, so beeinflußte dieser Autor eben so sehr die moderne russische Literatur, gleich wie unsere ungarischen Freunde seine Wirkung in Ungarn eine allgemeine nennen, und hier, unser würdiger Gastfreund, vorwiegend französischen Blättern zugeneigt, auch er las schon längst geheim, und hier in Genf das Kajütenbuch, und versuchte die Prärie am Jacinto zu übersetzen. Behalten wir Deutschland und Amerika allein im Auge, so findet sich schon in diesem Bezug kein zweiter Schriftsteller unseres Jahrhunderts, der in der einen Sprache schreibend, und übersetzt in die andere, in beiden Hemisphären die volle Wirkung eines Originalautors ersten Ranges hervorbrachte, und von den Nichtkennern, wie von den Kennern amerikanischer Zustände gleichmäßig als classisch-wahr und zugleich hochkünstlerisch und poetisch anerkannt wurde. Er schreibt ein Deutsch, das in vielfacher Beziehung über dem der besten deutschen Prosaisten steht, gesund, organisch, kurz, fertig, virtuos, und doch stimmungsvoll wie nur je Göthe, und zugleich einen Styl, wie Börne von den Franzosen sagte: „flüssig, man könnte ihn trinken". Er hat die seltene

Gabe, nicht blos zu erzählen, sondern in die Verhältnisse hinein zu versetzen; bei seinen Landschaften tritt uns sogleich der Localton vor Augen, seine Farben haben die volle Wirkung ihres Naturgesetzes, wir fühlen das Klima, die Temperatur, wir riechen die Luft jener Gegenden, und jede menschliche Figur, die auftritt, lebt nicht bloß vor unseren Augen, sie lebt mit uns, wir mit ihr, wie in der wirklichen Gesellschaft. Ich fordere Sie auf, mir einen modernen Schriftsteller zu nennen, der diese doppelte Macht der Schilderung von Land und zugleich Leuten in gleichem Grade besitzt?"

„Dickens," fiel der wortkarge Engländer lant ins Wort.

„Dickens?" frug der Baron, und setzte rasch hinzu: „Dieser große Meister der Vergegenwärtigung vermag nur Engländer zu schildern, oder besser, nur die englische Race gelingt ihm vollkommen, während George Sand, wen immer sie schildert, jeden zum Franzosen macht, und noch dazu zum George-Sandischen. Und nicht nur, daß Dickens blos Engländer trifft, er trifft auch unter dieser Nationalität nur die chargirten Charaktere; seine idealeren Figuren sind alle physiognomielos, von Wachs, ohne Blut und Muskeln, schmächlich organisirtes Bread and butter-people. Übrigens, um zum Schlusse zu kommen, meine Herren, denn es beginnt eben dort am Montblanc das für Einige von uns nicht oft gesehene Alpglühen; nicht Sealsfield's realistisch wie künstlerisch so eminentes Landschaftstalent, darin ihm niemand in der Gegenwart gleichkommt, und das Humboldt bewog, seiner eigens im „Kosmos" zu erwähnen, noch seine virtuose Kunst der Charakterisirung und dramatischen Lebendigkeit, noch auch seine flüssige, sicher

und fein behandelnde Sprache oder seine virtuose Formbehandlung allein sind eigentliche Ursachen des Zaubers, den er auf seine heterogenen Leser ausübt, sie wurzelt vielmehr in zwei Eigenschaften, die erst seinen Talenten Wärme und Leben mittheilten, ihm den Gegenständen wie den Lesern gegenüber jene Souveränität verleihen: er ist wirklicher Dichter neben aller Schärfe der Beobachtung und genauester Kenntniß der Zustände, und er ist zugleich neben dem starken Gefühlstrieb einer der tiefsten Denker. Sein Auge ist in Einem das eines Poeten, welches blitzschnell in aller Erscheinung die Schönheit, das Herz, die Form und die Farbe auffindet, und das eines Philosophen, welcher überall den tieferen Grund und Zusammenhang der Dinge sieht oder ahnt.

„Was wollen Sie, General!“ fuhr der Baron fort, sich an den Angeredeten wendend. „Ich ging aus verknöchertster deutscher aristokratischer Erziehung hervor, und war daher als Kind schon blasirt. Mich ließ alle Lectüre kalt, so pflichtschuldigst ich sie treiben mußte. Eines Tages erwischte ich zufällig eine jener Schilderungen von Sealsfield. Ich wurde berauscht und im Entzücken zugleich plötzlich mit mir und der Welt klar. Ich fühlte es unversehens warm ums Herz, es überkam mich ein anderer Stolz, Mensch zu sein, als der der Kaste. Ich lernte erkennen, daß die Welt noch in voller Entwickelung, im Wachsen und Aufblühen ist, und noch nicht allgemein in socialer Schläfrigkrit blasirt. Es dauerte Jahre, bevor ich mich zu einer Selbstständigkeit emporarbeiten konnte, ich zerriß endlich die Bande und mit dem aus den Schriften Sealsfield's erwachsenen Drange ging ich über Meer. Ein Jahrzehend hindurch existirte der deutsche Freiherr nicht, es gab nur einen Arbeiter und

Wanderer, deſſen Anſchauungen in der Wirklichkeit die jenes Lieblingsſchriftſtellers prüften und verglichen, und —"

„Frau v. Schwetſchin," unterbrach der Hausherr den Sprechenden, „hatte alſo recht, wenn ſie ſagte: es gibt Worte, welche den beſten Thaten gleichkommen, ſie enthalten die Keime zur That?"

„O gewiß," beſtätigte der Baron, „und ich wollte nur, ich wäre je im Leben mit dieſem myſteriöſen Sealsfield zuſammengekommen, ich hätte ihm durch Darlegung der Geneſis meiner Entwickelung wohl das aufrichtigſte und beſte Compliment dargebracht, das ſich nur je ein Schriftſteller wünſchen kann. Denn denken Sie ja nicht, daß ich durch jene Anſchauungen und Erfahrungen, die mich für Amerika ſo begeiſtert erſcheinen laſſen, ſo zu ſagen europamüde wurde; im Gegentheil, jetzt habe ich erſt rechtes Intereſſe und Verſtändniß für unſere heimiſchen Zuſtände, weiß erſt jetzt, daß die Triebfähigkeit in jedem Dinge liegt, und wie ſie wieder hervorzulocken. Sie wiſſen, daß ich heute meine Güter ſelbſt verwalte, und der blaſirte witzelnde Gardelieutuant iſt jetzt in ſeiner Gegend der rührigſte und glücklichſte Reformer; ich habe ſeit zehn Jahren mein Vermögen verdoppelt, und zugleich ſehe ich nunmehr Welt und Leben ſo groß an, es iſt ſo ſchön für mich, da ich den Organismus darin erſehe, und weder mich noch irgend wen und irgend was für unnütz anſehe, und man mir nicht mehr vorſchwatzen kann vom Verfall, vom Rückſchreiten, vom Einſchlafen; nein, die Welt wächſt organiſch weiter, wird immer größer, immer ſtärker, immer freier, freilich nicht im Einzelnen, ſondern im Ganzen, in den Endreſultaten!"

„Das glaube auch ich ſchon deßhalb," nahm ein

junger deutſcher Schriftſteller das Wort, der bisher faſt noch weniger als der Engländer mitgeſprochen, „weil immer mehr der Dichter und Philoſophen entſtehen, die ſich dadurch von den früheren unterſcheiden, daß ſie uns nicht lehren wollen, durch Hinwendung zu Idealen die ihrer Anſicht nach nun einmal unzulängliche Wirklichkeit zu vergeſſen und Erſatz für ſie zu finden, die vielmehr mit warmer Beredſamkeit und liebevoller Beobachtung ſich dem Realen, Beſtehenden zuwenden, dies nicht gleißneriſch vergolden, ſondern das in demſelben liegende Schöne und Gute nachweiſen, und unſere Zufriedenheit im Endlichen hervorrufen. Übrigens, ich bin viel jünger als Sie alle, meine Herren, Sealsfield iſt deßhalb für mich ſchon ein Schriftſteller der Vergangenheit, den ich bis jetzt erſt theilweiſe nachleſen konnte, denn er ſcheint doch ſchnell vergeſſen oder für den Nachwuchs ohne gleiche Wirkung zu ſein, da man jetzt kaum mehr ſeine Werke trifft, ſie auch keine neuen Auflagen erleben.“

„Das weiß ich nicht zu beantworten,“ meinte der Baron, „ob Sealsfield in Deutſchland noch ein Autor des Tages iſt; in Amerika iſt er es noch immer, oder wird es vielmehr täglich mehr, wie ich mich aller Orten überzeugte. Aber auch in Deutſchland, wenigſtens in Preußen und in den Kreiſen, in welchen ich mich bewege, kennt und vergöttert faſt jedermann den Verfaſſer des Kajütenbuches. Immerhin iſt ſeine Popularität eine eingenthümliche eine durch ſein myſteriöſes Auftreten und conſequentes Verhalten bis zu ſeinem Tode bedingte. Alle Welt nämlich kennt die Werke, wenige aber den Namen des Autors, der ja bei ſeinen Schriften erſt gegen 1847 gedruckt eingeſtanden wurde, und ihn perſönlich ſoll kaum Jemand je kennen

gelernt haben, ja es ist nicht einmal gewiß, ob er wirklich Sealsfield hieß, und noch räthselhafter ist es, daß man in seinem Nachlasse gar nichts vorgefunden zu haben scheint, also die meisten jener herrlichen Werke unvollendet, ohne Schluß blieben, welche fragmentarische Productionsmanier zu seinen Haupteigenthümlichkeiten gehörte."

„Gestatten Sie mir nun auch einige Bemerkungen und zugleich Berichtigungen, lieber Baron!" nahm ich zuletzt das Wort, da ich bisher noch gar nicht mitgesprochen, sondern nur zugehört und mir meine Gedanken zurecht gelegt hatte. „Vorerst will ich Sie aufmerksam machen, daß sich mir die Bemerkung aufgedrängt, welch eine merkwürdige Demarcationslinie das Jahr 1848 in der deutschen Literatur gezogen hat, sie direct in zwei Hälften, in die vormärzliche und die nachmärzliche, theilend. Alle Schriftsteller, welche bis 1848 in Flor waren, sind wie von der Tafel der Erinnerung weggewischt, falls sie nicht seitdem wieder ein bedeutendes Lebenszeichen von sich gaben, und dann hat man nur ihren jetzigen Literaturcharakter im Bewußtsein, nicht ihren vormärzlichen. Gutzkow, Laube, Hebbel, Meißner, Gerstäcker, Hackländer, Sternberg, die Lewald, Auerbach, Stifter — um nur einige Namen zu nennen — sind auch heute noch Modeschriftsteller, weil sie durch neue Werke seitdem wieder in Mode kamen, dagegen Fürst Pückler, Menzel, Anastasius Grün, Freiligrath, Uhland, W. Alexis, Rehfues, Spindler, die Hahn-Hahn ꝛc. — um eben auch nur einige Namen zu citiren — die im Vormärz so viel genannten, der junge Nachwuchs kennt sie heute nur mehr aus Literaturgeschichten, und fast niemand weiß oder kümmert sich viel darum, ob sie noch leben oder nicht! So geht es denn in Deutschland auch

mit Sealsfield, dem größten Schriftsteller, welchen das Volk in der Neuzeit hervorgebracht, jedenfalls und in vielfacher Beziehung der einzige Deutsche im Romanfache, der in dieser Gattung den Franzosen und Engländern nicht nur ebenbürtig an Talent, Routine, Reife und Kunst der Charakteristik, der vielmehr sogar in jenen Literaturen einer der Allererſten unter den Erſten wäre. In keiner anderen Literatur, als eben in der deutschen gibt es so viele der Beispiele, daß gerade manche der bedeutendsten Größen nie in dem Grade populär und einstimmig anerkannt werden, während neben ihnen eine Anzahl viel unbedeutenderer Geister durch Zufall und Glück, auch etwas durch künstliche Nachhilfe zu dem Nimbus von Classikern gelangen. Denken Sie nur, Heinse, Liskow, Meyern, Pestalozzi, Möser, Leisewitz, Novalis, Arnim, Brentano, Heinrich v. Kleist, Immermann, die Rahel, Waiblinger, Rehfues oder Sealsfield — so sehr die Genannten an Talent und Werken unter sich verschieden sind — haben noch immer nicht den allgemeinen Ruf, den landläufigen Nimbus, die nicht blos literaturhistorische Popularität, wie einige der sogenannten Classiker, Ramler, Gleim, Klinger, Matthisson, Pyrker, Tiedge, Werner, Ernst Schulze, Houwald u. s. w., um nicht noch Lebende nennen zu müssen. Die Ursache liegt aber auch vielfach an dem eingenthümlichen Mechanismus des deutschen Buchhandels. Verleger, die ihre älteren Artikel in neuen Auflagen herausgeben, bringen ihre Autoren wieder in Ruf und ins Gedächtniß, während man gewisse Schriften mühselig aus den Bibliographien heraussuchen und bestellen muß, will man sie je wieder zu Gesichte bekommen. Indessen, meine Herren, der Abend ist völlig hereingebrochen, machen wir uns also

auf den Heimweg nach Genf. Noch eins, lieber Baron, Sie ſagten vorher, Sealsfield ſei geſtorben? Gott ſei Dank, das iſt unrichtig, er lebt noch, hoffentlich recht geſund, und zwar nur wenige Stunden von hier, in Solothurn, mit der Eiſenbahn in ſechs Stunden erreichbar, wie ich gewiß weiß."

Ich hatte kaum ausgeſprochen, als dieſe paar Worte eine Wirkung hervorbrachten, als ſei in die aufbrechende Geſellſchaft eine Bombe platzend niedergefallen. Der Baron ſprang auf mich los, den Mund vor Erſtaunen offen behaltend, und rief: „Wie, Menſch, und das ſagen Sie mir erſt jetzt, nachdem ich ſchon ſeit einer Stunde von dem herrlichen Autor ſpreche? Ja, ſind Sie Ihrer Sache auch gewiß, lieber Freund? Donnerwetter! da nehmen wir ja noch heute Nacht einen Extrazug!"

„In der Schweiz gehen keine Nachtzüge," bemerkte lachend der gelehrte Hausherr.

„Gleichviel, dann gehen wir morgen früh mit dem erſten Zuge! Nein, Freund, dieſe Gunſt dürfen Sie mir nicht abſchlagen, den Mann muß ich ſehen, der dieſen gewaltigen Einfluß auf mein Leben hatte, ich könnte ja nicht ruhig ſterben, wenn ich dieſe Gelegenheit verſäumte. Jetzt hat die ganze Schweiz kein Intereſſe für mich, nur noch Solothurn liegt mir im Sinn!" — „Gemach, gemach!" replicirte ich; „nicht alle Dinge der Welt bewegen ſich ſchon auf Schienen. Man hat mir in Zürich im Schank bei Orſini geſagt, Sealsfield ſei durchaus unzugänglich, er hauſe ganz einſam im Walde, empfange keinen Fremden, der ſich anmelden laſſe, und gebe auf keine Frage irgendwelche Antwort. Dieſe Reiſe wäre daher ſehr unnütz."

„Pah, pah!" meinte der Baron, — „lernte ſchon

andere Käuze kennen, war zu lange in Amerika, falle nicht in Ohnmacht, wenn mich einer anſchnauzt, kriege den Mann doch noch zuletzt kleine! Fürchte mich nicht, und Sie ſind ja auch keiner der zaghaften Verſchämten. Will mal ſehen, ob der Mann nicht weich wird, wenn wir zwei anrücken. Und läßt er uns doch nicht vor, nun ſo lege ich mich vor ſeine Hütte in Hinterhalt, wie ich's ſo oft da drüben that: einmal muß er doch aus dem Loche; ſchau' mir ihn dann an, ſo recht als wollt' ich ihn mit den Augen ſchlucken und verdauen. Aber ſehen muß ich ihn. Morgen früh finden wir uns um 8 Uhr auf dem Bahnhofe zuſammen. Nicht wahr, meine Herren? Das lohnt ſich ſchon, einen directen Feldzug zu unternehmen, eine Entdeckungsreiſe!"

Und alle ſtimmten lärmend nicht nur mit ein, es wurde ſogar ein förmliches Complott arrangirt. Zuerſt ſollten wir zwei den gefährlichen Gang wagen, den Verſuch anſtellen, und falls der Erfolg unſer Unternehmen kröne, wollten die übrigen nachrücken, der Genfer, der Engländer, der Ruſſe, die Deutſchen und die Ungarn. Wir kehrten in heiterſter Stimmung heim, — hatten wir doch wieder einmal eine intereſſante Lebensaufgabe!

II.

> Hamlet. But, in the verity of extolment, I take him to be a soul of great article; and his infusion of such dearth and rareness as, to make true diction of him, his semblable is his mirror; and who else would trace him, his umbrage, nothing more.
> Shakespeare.

Als wir andern Tages zur rechten Zeit im Waggon saßen, versuchte der Baron ein originelles Experiment. In jeder Station wechselten wir nämlich den Waggon, unter verschiedenen nichtigen Vorwänden, daß die Conducteure zuletzt den Kopf schüttelten und etwas von „fous Allemands“ in den Bart brummten. Sobald wir jedoch wieder in ein neues Coupé gekrochen waren, horchte der Baron einige Minuten, ob niemand deutsch oder englisch spreche, und dann wußte er ein Gespräch anzuknüpfen, ein ganz harmloses, zufälliges, darin aber immer zuletzt der Name Sealsfield vorkam. Verfing der Name nicht, so wurde dann einzelner Werke jenes Autors erwähnt, und blieb auch diese Beschwörung ohne Erfolg, dann wurde der Frager still und kühl, sprach gar nichts mehr, und stieg in nächster Station ins nächste Coupé. Aber nur die ersten Versuche blieben ohne Widerhall. Gleich beim dritten oder vierten Experiment kannte ein Engländer den „Viceroy“ (Viren), und ein junger deutscher Professor, der nach Montreux auf dem Zuge war, sprach flottweg enthusiastisch von dem „großen Unbekannten“. Wie strahlte erst der Baron von glorioser Genugthuung, als ein älterer deutscher Herr, der mit Bedienten reiste, nach eingehenderem Gespräche aus dem Reisesacke einen Band des „Morton“ in der Zürcher Originalausgabe hervorzog.

Das war zu viel, und nur mit Mühe konnte ich den Baron zurückhalten, nicht jubelnd dem Fremden mitzutheilen, daß wir eben auf dem Zuge seien, den „großen Unbekannten“ persönlich aufzusuchen.

Gegen Mittag waren wir vor dem kleinen, alterthümlichen, mit Wällen eingefaßten Solothurn. Knapp am Bahnhof steht jetzt ein neuer Gasthof „Hotel Bargezzi“, sehr angenehm gelegen. Wir zogen ihn der Einquartierung in der alten dunklen Stadt vor. Kaum in der Stube untergebracht und eingerichtet, setzten wir uns auf den Balkon und hielten Kriegsrath. Der Baron verläugnete nicht seine der Diplomatik stets geneigte Abstammung. So kam es denn zuletzt darauf hinaus, daß ich allein den ersten Gang wagen sollte; ich sei ja als Schriftsteller von Fach dazu am meisten berechtigt, und fände ich nur leidliche Aufnahme, so wolle es auch der Preuße riskiren. Wir wurden übrigens nicht sehr ermuthigt, als wir bei der freundlichen schwyzerischen Wirthin Nachfrage hielten, ob sie einen Herrn solchen Namens hier kenne, und sie es lebhaft bejahte, jedoch hinzusetzte: „O, das ist ein sonderbarer Herr, der wohnt ganz einsam, dort, am Fuße des „Wyssenstins“, „unter den Tannen“, geht einsam im Walde umher, spricht mit niemand, hat auch noch nie jemanden besucht, als nur einmal den Altrath .... aus Baselandschaft, als der hier abgestiegen war. Nicht wahr, es ischt in Inglinder gsi? oder in Amerikaner? Sel wird Auch nicht spreche wolle, ischt wohl unnöthig, der Gang.“

Das war erst recht Oel ins Feuer, und der Baron drängte nun, ich möge unverweilt dem großen Abenteuer entgegengehen.

Ein Junge war mein Führer.

Nach kaum viertelſtündigem Wandern, erreichten wir das Grundſtück des Amerikaners.

Ich ſchickte den Jungen fort, und zog dann kurz und ſtark an der Klingel. Der Ton hallte von innen wider. Gleich darauf öffnete eine Magd, ziemlich erſtaunt. Ich frug, ob hier Herr Sealsfield wohne und ob er zu Hauſe ſei. Beides wurde bejaht. Ich, ein Fremder, erſuche um die Gunſt, ihn ſprechen zu dürfen. Die Magd ließ mich hierauf ſogleich eintreten; da war ein langer, das ganze Haus in zwei Hälften theilender Gang, in den links und rechts Thüren mündeten, die alle offen ſtanden. Die Frau wies mich gleich rechts in die erſte Stube. Ich trat ein. Das Gemach, klein, doch elegant, wenn auch nicht ſehr voll eingerichtet, war halbdunkel durch die geſchloſſenen Fenſterläden. Ich ſah daher nicht gleich ſcharf genug, und erblickte blos an einem Tiſchchen bei einer Flaſche Wein einen ältlichen Mann mit Augengläſern ſitzen, der wie nachdenklich Brod ſchnitt, mich einen Moment lang erſtaunt anſchaute, dann raſch ſich erhob und vor mir ſtehend deutſch und kurz frug: „Was wünſchen Sie? wen ſuchen Sie?“

„Habe ich die Ehre, mit Herrn Charles Sealsfield zu ſprechen?“

„Ja, ich heiße Sealsfield.“

Nun nannte ich auch meinen Namen, ſetzte hinzu, daß ich Ungar ſei, und eröffnete in wenigen herzlichen Worten den Grund meines Beſuches. Kaum hatte ich geendet, als Sealsfield ohne ein Wort zu erwidern, aus der Stube forteilte, und mich allein zurückließ. Ich wußte nicht recht, wie mir geſchah, und ſah mich eine Weile verlegen im dunklen Gemach um; glatte Tapeten an der

Wand, ein Speiſeſchrank mit feinen Gläſern, ein Tiſchchen, zwei Stühle und in der Ecke ein größerer Servirtiſch; das war vorerſt alles.

Während ich in dem Halbdunkel immer mehr mein Sehvermögen erlangte, kehrte plötzlich der Hausherr zurück und ſagte nichts als „Kommen Sie!“ Ich folgte ihm durch den Gang und wir betraten an deſſen unterem Ende, wieder rechts, eine andere Stube, gleichfalls im Halbdunkel durch die geſchloſſenen Jalouſien. Es war dies offenbar das Empfangzimmer; wieder glatte Tapeten, dann ein weißer engliſcher Kamin, ein Tiſchchen, ein runder Tiſch, hinter dieſem ein elegantes Sopha, nebſt einigen Stühlen, mit feinem rothen Zeuge überzogen; an den Wänden keine Spur eines Bildes. Sealsfield ließ mich Platz nehmen und verſchwand neuerdings.

Aus Langweile ſtand ich auf und muſterte einige Bücher, die mit Goldtſchnitt und in kleinen Atlaseinbänden auf dem Kamin lagen; es waren engliſche Romane. Bald kam der bis jetzt nicht geſprächige Hausherr wieder zurück, und frug ſehr freundlich: „Was wollen Sie, Bier oder Wein? Ich habe beides im Hauſe, es ſteht Ihnen die Wahl ganz frei!“ Ich wählte Wein, Sealsfield gab der Magd den Auftrag, und nun ſetzten wir uns. Mir war unverſehens alle Beklemmung gewichen, als ich aus dieſem Benehmen endlich errathen mußte, man ſchlage hier Fremden doch nicht die Thüre gleich vor der Naſe zu, wie das Gerücht ging.

Und wir kamen nun in ein ruhiges, langſames Geſpräch, das immer wärmer wurde, und raſch ſo unbefangenen, herzlichen Tones ſich ausbreitete, als ſeien wir längſt ſchon Freunde. Ich beobachtete hiebei den würdigen edlen

Mann nicht wenig scharf, um physiognomische Erinnerungen zu behalten, was durch das Halbdunkel in der Stube etwas erschwert wurde. Es saß vor mir ein Mann, der wohl schon mehr Jahre als das Jahrhundert zählt, ohne daß er durch das Alter irgendwie gebeugt schien. Im Gegentheil, den Bewegungen wie dem Aussehen nach könnte man wohl erst auf die Fünfzig rathen. Der Kopf ist nicht sehr groß, der Blick tiefliegend und durch die Augengläser mit Anstrengung scharf scheinend. Der breite Mund wahrscheinlich durch Mangel der Backenzähne etwas eingekniffen, das Kinn dadurch vorstehend. Die Stirne zeigt sich gerade und hoch, ohne auffallend modellirt zu sein, das Kopfhaar ist kurz, nicht weiß, sondern erst „Salz und Pfeffegrau"; viel Charakteristisches hat das ganze Gesicht nicht, in der Menge würde es nicht einmal auffallen. Der nicht starke, kurzgestutzte Schnurrbart zieht sich zusammen mit einem kärglichen, mehr grauen ausrasirten Backenbarte, wie ihn alte Offiziere zu tragen pflegen, und an der Unterlippe sitzt gleichfalls ein Tüpfchen graumelirten Kinnbartes. Die Ohren sind auffallend groß und flach, wie so vielfach bei geistig bedeutenden Männern, im Gegensatz zu den zierlichen Muschelohren schöner Frauen, die Balzac die Ohren der Mütter und der Sclavinnen nennt. Die Hand, um auch Freund Wiedmanns Princip gerecht zu werden, ist stark, knochig. Eine Bemerkung drängt sich jedoch beim Anblick der ganzen Erscheinung sogleich auf. In Physiognomie wie in Tracht und Manieren nicht eine Spur von dem, was wenigstens wir Continentalen uns unter einem Amerikaner oder Engländer vorstellen, nichts von jenen Stoffen, jenem Zuschnitte, jener stereotypen Physiognomie, eben so wenig aber auch eine Aehnlichkeit mit

einem gewöhnlichen ſtädtiſchen oder ländlichen Schweizer, der den Gegenſatz zu einem Engländer bildet, und eben ſo leicht in genere zu erkennen iſt.

Aus dem erſten Beſuche wurden Stunden. Ich ſtieß freudig auf meines edeln Wirthes Geſundheit an, und zuletzt wußte ich vor Fülle des drängenden Geſprächſtoffes nicht, was zuerſt anregen, und ſprang oft vom Hundertſten ins Tauſendſte. Als ich endlich für dieſen Abend ging, war die Verabſchiedung eine ſo herzliche, wie ich ſie mir beim Hergange nicht geträumt. Am nächſten Tage führte ich den Baron zu Sealsfield. Natürlich kam zwiſchen den beiden ſogleich Amerika zur Sprache. Sealsfield entwarf in wenigen Worten ein blendendes Bild von Veracruz. Hierbei erzählte er auch, daß er in ſeiner Wohnung ſtets Halbdunkel erhalte, indem ſeine Augen durch die beſtändigen furchtbaren Gewitter in Louiſiana ſehr geſchwächt ſeien. Gelegentlich ſprach er mit dem Baron engliſch. Auch das Engliſche ſpricht er ſo geläufig wie deutſch, aber keineswegs mit jenem beſtimmten Accent, der den geborenen Amerikaner oder Engländer nicht verkennen läßt. Und deutſch?

Völlig frei von einem beſtimmten deutſchen Patois, einer der bekannten deutſchen Mundarten, iſt ſein Deutſch doch keineswegs ein ſo reines, wie das Deutſch der Literatur oder der Bühne; vielmehr merklich weich, mehr nach dem Süden oder Oſten, als nach Norden weiſend. Man glaubt etwa einen gebildeten Oeſterreicher oder Bayer zu hören, der durch langen Aufenthalt unter fremden Sprachen, ſowie etwa durch angeeignete gute Ausſprache allen Jargon abgeſtreift hat.

Es iſt mir bisher noch ſelten ein Mann vorgekom-

men von so in jedem Worte, in jeglicher Anschauung sich widerspiegelndem tief humanen, in sich fertigen, stark und zugleich milden Wesen, und dabei von so freier, großartiger Anschauung gegenüber jeglichem Dinge.

Jeder Versuch, ihn zu Mittheilungen über sein Privatleben, besonders seine Vorgeschichte zu bringen, wird von ihm nicht sowohl abgewiesen, als vielmehr ruhig fallen gelassen. Nachdem ich im brieflichen Verkehre ihn direct auf dies Thema gebracht und meine Dienste angeboten hatte, falls er nach so langer Vertröstung seinen Verehrern sichere biographische Angaben zukommen lassen wolle, antwortete er: „Allerdings habe ich einigen Erfolg als Schriftsteller gehabt und mir Sympathien erworben; aber wenn Sie es mir zur Pflicht machen, diesen Sympathien durch Darlegung meiner persönlichen Verhältnisse Rechnung zu tragen, so vergessen Sie, daß meine Stellung Deutschland gegenüber eine exceptionelle ist, und daß ich Bürger Amerikas bin. Was für einen Deutschen Pflicht der Dankbarkeit wäre (sagen wir es nur geradezu, denn dies ist der bezeichnende, etwas humble Ausdruck der Ihren Worten unterliegenden Idee), dürfte bei einem Bürger Amerikas leicht als überschwänglich und tactlos angesehen werden. Dadurch will ich jedoch nicht gesagt haben, daß ich das Stillschweigen über meine persönlichen Verhältnisse nie zu brechen gesonnen bin, keineswegs, — der Zeitpunkt wird hoffentlich kommen, wo ich meinen geistig Befreundeten in Deutschland und Europa meine Achtung auch in dieser Beziehung zu beweisen im Stande sein werde. Das aber ist ja in der Regel letztes Auftreten. Ob nicht bis dahin ein früheres stattfindet, hängt von den Umständen ab."

Sealsfield ist jedenfalls in Deutschland geboren, aber an welchem Orte, in welchen Verhältnissen, das bleibt einstweilen offene Frage. Daß er ein Sohn noch des vorigen Jahrhunderts ist, geht daraus hervor, daß er schon 1812 Bürger von Louisiana war.

Sealsfield scheint sich 1826 auch in Deutschland etwas genauer umgesehen und eine nicht zu verwindende Abneigung von den Zuständen damaliger Zeit eingesogen zu haben. „Sehen Sie," meinte er einmal, „ich würde viel lieber in Deutschland als in der Schweiz leben, denn die Schweizer in Ehren, ich hätte jedoch bei den Deutschen mehr Anregung und Bildungsstoff in der Gesellschaft. Aber hier bin ich frei wie in Amerika, und denke ich an die Zustände, wie ich sie einst in Deutschland und Oesterreich kennen lernte, — nein, da will ich lieber verwildern und verbauern; meine Freiheit und Menschenwürde ist mir nicht um höchste Bildung und Kunst und Gemüthlichkeit feil!" Freilich gibt er gerne zu, daß jene Verhältnisse sich nunmehr wesentlich und theilweise bis zur völligen socialen Freiheit geändert haben mögen; aber in dem Alter verlangt er nicht mehr, sich eine dritte neue Heimath zu gründen. 1827 befand er sich wieder in Amerika.

Sealsfield war seiner Zeit in persönlicher Bekanntschaft mit Cooper; auch scheint er die übrigen amerikanischen Schriftsteller jener Periode, und nicht minder die dortigen Staatsmänner gekannt zu haben. Als sein erstes Werk englisch erschien, besuchte er Walter Scott, und der junge Schriftsteller hatte eine lange, eingehende Besprechung mit dem vielerfahrenen, so gefeierten Vater des modernen Romangenres, die nicht ohne Einfluß auf Seals-

fields nachherige Richtung und Verhalten geblieben sein mag. Er erzählt, daß ihm der berühmte Schotte besonders aufs Herz band, er solle, fühle er in sich den Drang und Stoff, frei zu produciren, sich nur ja nie um die sogenannte Kritik kümmern, weil diese mit nüchterner Vernunft und nach aus ihr entwachsenen Regeln und Anschauungen Urtheile über Schöpfungen fälle, die nur Ausflüsse des Gemüthes und starker seelischer Macht des Empfindens und Auffassens sein können, sind die der Rede werth.

Gelegentlich fragte ich Sealsfield, woher er denn wohl, in Amerika erzogen und zumeist doch nur im Englischen und Französischen geläufig und schriftlich in Uebung, zu diesem auffallend frischbrüchigen, reinen und in seiner Kürze, Sinnlichkeit und Positivität so originellen Deutsch gekommen sei? Er meinte: „Sehen Sie, das gewöhnliche heutige Literaturdeutsch besteht zwar zumeist aus urdeutschen Wurzelworten, mußte jedoch durch einen mehrhundertjährigen Proceß der Latinisirung und spätern Französirung gehen, ist daher in den meisten Constructionen, Beugungsfällen und Wendungen noch nach der fremden Schablone gebogen, und durchnetzt von diesen Einflüssen. Ich dagegen, der ich die Sprache meiner Kindheit fast ganz vergessen, jedenfalls nur im Englischen eine literarische Bildung durchmachte, ging, als ich mich wieder dem Deutschen zuwandte, aus einem viel weniger latinisirten Germanismus, dem Englischen nachconstruirend, in die Schwesterſprache über, und schrieb endlich ein Deutsch nicht im Geiste des Latinismus, sondern des Anglo-Germanismus, welches den verschiedenen deutschen Volksmundarten viel näher steht als das literarische Deutsch, daher es auch

frischer, sinnlicher, plastischer, also natürlicher und unaffectirter wirken mußte."

Für diesmal nur noch einige wenige Bemerkungen. Es existirt leider bis jetzt noch kein im Handel zu erlangendes Porträt dieses nicht genug zu würdigenden Meisters der Schilderung von Natur und Gesellschaft. Einige seiner Freunde in Amerika sollen vor mehreren Jahren aufgenommene Photographien besitzen. Da Sealsfield, noch heute Grundeigenthümer in Louisiana, und nun zugleich auch in der Schweiz, vorhat, in nächster Zeit wieder einmal die neue Welt zu besuchen und nach seinen dortigen Angelegenheiten zu sehen, so vertröstet er seine näheren persönlichen Freunde mit dem Versprechen, ihnen sein Bildniß aus einem Neuyorker Atelier zur doppelten Erinnerung mitzubringen. Er lebt nämlich auch in Solothurn nicht so ganz ohne Umgang, wie die Gerüchte es schilderten, und besonders der dahin übergesiedelte junge Patricier aus Bern, Alfred Hartmann, der Verfasser der vortheilhaft bekannten „Kiltabend-Geschichten", des helvetischen Romans „Meister Putsch und seine Gesellen", des „Hanns Ritter von Staal", zugleich Gründer des Karrikaturblattes Postheiri, einst auch Jeremias Gotthelfs vertrauter Freund, findet sich oft „unter den Tannen" ein, oder sieht den „großen Unbekannten" zuweilen auf seinem herrlich gelegenen Landgut. Sealsfield bemerkte mir gelegentlich mehrmals: „Ich suche keine Gesellschaft, verscheuche jedoch auch die bedeutsamen Naturen keineswegs, wenn ich aufgesucht werde; nur wäre mir eine Touristenkaravanne keine angenehme Heimsuchung, vielmehr müßte ich da die Thüre recht fest zuschließen." Als jener verdienstvolle Genfer Gelehrte, auf dessen Sommersitz eben

jenes Gespräch über den berühmten Verfasser des Kajütenbuchs sich anknüpfte, später einmal bei ihm vorsprach, schrieb er mir über die so sehr befriedigende neue Bekanntschaft: „Ich bin Ihnen recht sehr verbunden für den angenehmen Besuch, den Sie zu vermitteln so gütig waren. Ich fand in Herrn R. nicht nur einen Mann von feinen Manieren und sehr bedeutender wissenschaftlicher Bildung, sondern auch von hellem Geiste, der die Lage Europas und der civilisirten Welt überhaupt mit klarem Auge erfaßt zu haben scheint. Ich wünsche Ihnen Glück zur Freundschaft dieses Mannes!“

Die vielen Freunde, die der so lange Zeit nur als der „große Unbekannte“ bezeichnete berühmte Verfasser des Virey und des Kajütenbuches im unabsehbaren Meere deutschen Lesepublikums hat, werden gewiß für diese unerwarteten Mittheilungen dankbar sein. Sie mögen die Erinnerung an viele jener herrlichen Schilderungen, die sie vor zwanzig und dreißig Jahren so sehr entzückten, noch nicht verloren haben, und in manch einem Augenblicke mag sie ihnen, unbewußt woher, als glänzende Reminiscenz durchs Gedächtniß ziehen; aber des Autor, der ihrer Literatur diese seltenen und kostbaren Geschenken machte, um die sie ein ganzer fremder Welttheil beneidet, mögen sie wohl kaum mehr gedenken, um so entschuldbarer, weil ihnen nichts denn ein Name und noch dazu in schwankender Angabe zur Kenntniß kam, den zudem die abenteuerlichsten Gerüchte immer noch in Zweifel stellten, noch mehr aber das persönliche Dasein von dessen Träger. Die Überraschung und Erfreuung durch Mittheilungen über die Existenz und Persönlichkeit des großen Meisters der Schilderung von Natur und Gesellschaft, ist daher jenen Freunden und Ver-

ehrern seiner Schriften zugedacht, die man wohl in allen Schichten des deutschen Lebens auch noch heute zahlreich vertreten findet. Andertheils ist es für den jungen Nachwuchs, der verlegen wählerisch das reiche literarische Erbe seiner Väter betrachtet, ein vielleicht gleichfalls dankenswerther Wink, statt sich durch triviale Mittelmäßigkeit oder längstabgestandene Tagesblüthen früherer Zeit durcharbeiten zu müssen, gleich das Unvergängliche, Bedeutendste auffinden zu können, und bei frischer Empfänglichkeit einen Autor kennen zu lernen, der dem jugendlichen Geiste ebenso gesunde als edle Nahrung darbietet und zugleich das Nationalbewußtsein mehr als ein anderer stärkt, sowohl durch seine eigene Auffassung der Welt, wie auch, indem er als deutscher Schriftsteller in einem Fache Engländer und Amerikaner überragt, in welchem diese sonst in der That andere Literaturen an Reife zu überragen pflegen.

Wenn man sich die Mühe nimmt, klar zu überdenken, daß Charles Sealsfield dem deutschen Boden kaum mehr als seine Geburt verdankt, von den ersten Jünglingsjahren an aller Bildung, Entwickelung, Freiheit und Wohlstandes in der Fremde theilhaft wurde, dann auch nie irgend Ansprüche an die Nation und das Land seiner Abstammung machte; daß er vielmehr, der Muttersprache kaum mehr mächtig, sie sich durch einen Trieb und Fleiß zurück errang, sie ehrte und veredelte, indem er in ihr Werke schrieb, die die gesammte civilisirte Welt mit Entzücken hinnahm, und um welche die stolzesten Literaturen die deutsche so sehr beneiden, wie um ihre andern allerersten Klassiker; wenn man ferner bedenkt, daß dieser große Meister diese merkwürdigen und kostbaren Werke nicht einmal mit der Prätension, sich einen berühmten Namen zu machen, sondern

baar aller kleinlichen Eitelkeit und alles Eigennutzes, dieselben anonym auf den Altar seines ersten Vaterlandes hinlegte, nie in der Gesellschaft sich vordrängte, um den gewiß reichlich fließenden Dank gewissermassen als Tribut einzusammeln, vielmehr als geistiger Wohlthäter und nationaler Ehrenvermehrer sich geräuschlos in die Einsamkeit zurückzog, und vielleicht, ohne daß die Welt es geahnt haben würde, einst zu den Vätern heimgegangen wäre, hätte nicht der Zufall einige der aufrichtigsten Verehrer in jenes Thal geführt, — wenn man diese Thatsachen klar und ruhig überdenkt, so wird man wohl auch nicht einmal zum leisesten Wähnen es bringen, als sei diese Mittheilung irgendwie im Interesse oder unter absichtlicher Beeinflußung von Seite des Besprochenen entstanden. Eben so wenig sollte und kann eine Glorification des edlen Mannes, vielleicht auf Kosten der Discretion, veranstaltet werden. Nein, wer wie Charles Sealsfield sein Volk und die Welt so reich, so edel, so tiefbefruchtend beschenkte, den darf man offen und ungescheut preisen, und selbst überschwenglichstes Lob kann nichts sein und ist nichts mehr als verdiente Huldigung und schuldiger Tribut!

Baron Louis Splényi.

Geb. etwa 1820. — Geſt. 5. Jan. 1860.

„Du glaubſt zu ſchieben, und Du wirſt geſchoben."

Fauſt.

Es mag wohl Mitte 1845 geweſen ſein, als ich durch einen mir nicht mehr erinnerlichen Zufall den damals kaiſ. Rittmeiſter Splényi kennen lernte. Er war der Sohn eines in Ungarn berühmten Reitergenerals, deſſen Familie Beſitzungen bei Ofen hatte, jedoch im Geruche ſtand, finanziell ſehr derangirt zu ſein. Baron Louis ſchien damals im gleichen Alter mit mir, lebte im Zivil und wohnte zur Zeit in einer ziemlich eleganten Garçonwohnung auf dem Joſefsplatze, eine Treppe hoch, mit breiter Ausſicht auf den ſchönen Platz. Literäriſche Intereſſen brachten uns zuerſt zuſammen; Splényi hatte ſchon einige Jahre vorher die Abſicht gehabt, einen Band politiſcher Gedichte in deutſcher Sprache — obgleich er ganz gut ungariſch ſprach — zu veröffentlichen. Das Werk war auch bereits im Verlage von Hoffmann & Campe in Hamburg gedruckt, und ſollte eben ausgegeben werden, als es in ganzer Auflage beim Brande von Hamburg mit zu Grunde ging.

Splényi hatte aber bereits wieder einen Band druck-

fertig, aus dem er mir gar vielfach vorlas, der aber trotz aller Projekte, nie publizirt wurde, und somit ging der gute Louis als ein Dichter zwar, aber nicht als ein gedruckter, in die Ewigkeit hinüber. Soviel ich mich übrigens jener Poesien erinnere, waren es zumeist politisch-reflektive, voll Reminiszenzen aus Anastasius Grün, Herwegh, Fourier und Cabet, langathmige Hymnen in Streckversen, ohne alle künstlerische Tournüre, daher sie mich denn auch kühl ließen und Splényi war so gutmüthig, mir in diesem Urtheile Recht zu geben. Dies that er um so bereitwilliger, nachdem ich eines Tages in der Kilian'schen Buchhandlung ein dünnes Octavbändchen in rothem Umschlag — Verlag von Reklam in Leipzig und mit der Jahreszahl 1846 — gekauft hatte, dessen Inhalt uns für die nächsten Monate unser eigenes Talent ganz vergessen machte. Es waren dies die „Gedichte von Alfred Meißner." Wir wußten bald die meisten dieser schwunghaften Poesien auswendig, wie „Kommunion," „Einöde," „Drei Poeten" usw. Freilich, diese erste schüchterne und fließpapierne Ausgabe enthielt noch nicht Dichtungen, welche Freund Meißner später wirklich den besten Dichtern der Neuzeit würdig anreihten, nämlich „Venezie" und den Prolog zum „Žižka," dafür aber jene so schönfrasigen, rythmisch schaukeligen Apostrofen an die Freiheit, für die „Armen, Kranken und Sündigen" jene leidenschaftliche Partheinahme, deren Stichworte den französischen Programmen der verschiedenen Schulen der Kommunisten, Phalansteristen, Ikaristen usw. entnommen waren, und die in diesen schönen, wohlklingenden deutschen Versen als neu und unerwartet erschienen, weiter greifend, denn die bisherige deutsche politische Dichterei. Die Lektüre

dieſer Lieder führte uns beide auch auf das Studium der Frage der Pauperism, und wir laſen emſig all' die Anklagen gegen die moderne Geſellſchaft und die Schilderung all' des menſchlichen Elends in großen Städten und in den Fabriksbezirken. Wir verſtiegen uns bis zu den Lehren des Nationalökonomen dieſer Parthei, laſen Proudhon, Stein und Engel, und riefen gar oft engverſchlungen aus:

„Ihr fragt: Was ſuch' ich Träumer dort?
Im armen Volke ſuch' ich Platonsſtirnen,
Ich ſuch' das Weib in den verlornen Dirnen,
Die Kraft im Sklaven, der in Staub getreten,
Den Gott im Sünder, der nie lernte beten,
Ich ſuche bei den Armen, Sünd'gen, Kranken,
Des Schöpfers argverſtümmelte Gedanken!"

Im Frühjahre 1846, als die ſchönen lenzduftigen Tage kamen, ging ich oft ſchon des Morgens zu Splényi und wir filoſofirten bis wir hungrig wurden, dann ließ er ein lukuliſches Mahl vom „Hotel zur Königin von England" holen und je exquiſiter wir dinirten und feine Weine ſchlürften, je wehmüthiger wurden wir über das Elend der Welt und der Menſcheit geſtimmt. Aber ſonderbar, Söhne eines Landes, in dem eben die größte politiſche Bewegung vor ſich ging, wo alle Welt im Reformiren begriffen war, und das Land darnach rang, politiſch frei zu werden, intereſſirte ſich Splényi eigentlich ganz wenig um dieſe näherliegenden Fragen, er trieb viel lieber allgemeine Sozialreform, die „Geheimniße von Paris" regten ihn tiefer auf, als die fulminanteſten Reden Koſſuths und für Petöfi, mit deſſen ſchwungvollen Liedern ich ihn damals bekannt machte, und ihn dafür eben ſo zu begeiſtern ſuchte, als ſie mich begeiſterten, hatte er wenig Sinn.

Eines Vormittages meinte er, es wäre doch schön, könnte ich eine kleine Gesellschaft Gleichgesinnter zusammenbringen, besonders solcher, die das Ausland kennen, um einmal recht eingehende, vielseitige Gespräche zu führen. Die Leute fanden sich bald. Neben Splényi wohnte ein Engländer, Jefferson, der unlängst aus dem Oriente gekommen war, und an einem Romane arbeitete, in dem er die Donauvölker schildern wollte, und welcher Roman später wirklich erschienen sein soll. Den luden wir zuerst ein. Dann schickte ich noch um meinen Cousin, August Bayer, damals eben aus dem Dienste getretenen kaiserl. Lieutenant, zugleich Cousin der kön. sächs. Hofschauspielerin Marie Bayer, jetzt verehlichten Bürk in Dresden.

Wir vier dinirten an jenem schönen Lenztage gar fein in Splényi's Wohnung, und sprachen so tief und viel über die höchsten Weltfragen, daß wir ernst, düster gestimmt wurden, und ich daher nach Tische einen Spaziergang im Sonnenschein vorschlug. Wir wandelten, eifrig in filosofische Gespräche versenkt, den oberen Donaukai hinauf, bis „wo die letzten Häuser" stehen, als wir auf einen Freund von mir stießen, den ich sogleich der Gesellschaft vorstellte. Es war dies Johann Palma, seit Kurzem Beamter der Donaudampfschifffahrtsgesellschaft, später von uns der „Kordistane" genannt, indem nämlich Palme, einst Kaufmann in Triest, viele Jahre lang in Asien und Afrika geweilt, sich mit Mumienausgrabungen, Schlangenfang und Vogelausstopfung beschäftigt hatte, bis an den weißen Nil drang und eine Weile auch Mehemed-Ali's Dollmetsch war, ihm die Augsburger „Allgemeine" und Fürst Pücklers Briefe vorlesend und erklärend.

Wie wir also an jenem Nachmittage 1846, durch

Palma's Anschluß unser fünf, den Donaukai entlang gingen, und uns immer wieder mehr in Sozialstudien und die Pauperismfrage vertieften, dazu Palma auch manch artig Stücklein anzuführen wußte, geriethen wir in die Vorstädte und in die Dämmerung und plötzlich schlug Splényi vor, eins der großartigsten und berüchtigtesten modernen Beguinenhäuser der Theresienstadt in Pest zu besuchen, nicht etwa — und er sah bei diesem Gedanken ganz entrüstet aus — um gemeinen Genuß in dem Pfuhl der Sünde und Schande zu suchen, — nein, blos um Studien an Ort und Stelle über dies übertünchte Elend, die geschmückte Schmach, und die aus Noth und Jammer hervorgegangene Feilheit anzustellen, und günstigen Falles die Rolle Gott Mahadöh's zu spielen, der mit feurigen Armen die Bajadere in reinere Lüfte emporhob. Hier hatten wir es auch mit „Lust" zu thun, aber mit dem Zunamen jener Dame, die das gastfreundliche Asyl hielt, welchen Namen in Pest Jedermann kennt, in einer Stadt, in der die Sturm- und Drang-Jugend zumeist byronhaft zu leben glaubte, wenn sie alle Familienkreise vermied, und nur, welttrotzend, im Kafée „Pillwax" im „Hopfengarten", im Parterre des Nationaltheaters und in der „Zwei Mohrengasse" vegetirte.

Genug, wir fünf „hartgesottenen Sozialphilosophen" erschienen denn auch in jenen unheiligen Räumen, mit katonisch kalten Herzen, und in lukretiasscher Stimmung. Der erste Anprall eines Dutzends aus dem Bajaderenheere wurde streng und hart ausgehalten. Aber der Zufall läßt nicht mit sich spielen, er spielt selbst mit den klugsten Köpfen, und macht die feinstberechneteten Kalkuls zu nichte. Plötzlich erschien ein eigenthümlich fettes rundes Wesen,

mit blendend weißem Teint, ſchwarzen gebogenen Augenbrauen, und von ſonderbar watſchligem Gange, auf die manierirteſte Weiſe ſtereotyp lächelnd. Das Fünfrichterkollegium wurde aufmerkſam und begann noch ſtrenger das Verhör. Aber die Gute konnte uns wenig Beſcheid geben, denn obgleich wir ſie deutſch, ungariſch, franzöſiſch, engliſch, italieniſch, auch ſlovakiſch, vallachiſch, ſerbiſch und ruſſiſch anſprachen, ſie konnte merkwürdigerweiſe in jeder Sprache antworten, ein, zwei, auch drei Worte halbgebrochen, aber auch nicht mehr als ein paar erſchnappte Worte, und unſere polyglotten Talente waren an der Neige, als plötzlich der „Kordiſtane", der das Mädchen ſchon lange fixirt hatte, daſſelbe in irgend einer uns fremden Sprache anredete, worauf das dicke Kind mit einem Freudenſchrei und in überſprudelnder Volubilität antwortete. Nun löſte ſich das Räthſel; wir hatten es mit einer veritablen, echten Türkin zu thun, die ein ungariſcher Kavalier einem echten veritablen konſtantinopolitaniſchen Herrn geraubt und entführt hatte, und dann ſpäter das „Muſelweib" in fernen Landen ihrem Schickſale überließ, als Curioſum und Rarität im Kreiſe nicht mehr rarer Schweſtern zu glänzen.

Alles Folgende an jenem Abende iſt meinem Gedächtniße nicht mehr gegenwärtig, da mich die Götter mit einem merkwürdig dezenten Gedächtniße beſchenkt. Ich weiß nur, daß wir um 5 Uhr Morgens noch beiſammen ſaßen und — ſangen. Ja, in der That, das war ein polyglottes Konzert, bei dem alle ungariſchen und ſlaviſchen, wie alle germaniſchen und romaniſchen Volkslieder mit griechiſchen, türkiſchen, armeniſchen, arabiſchen und indiſchen abwechſelten, und wer uns bei dieſem Wettkampfe

zugesehen hätte, würde geglaubt haben, dem harmlosesten und bescheidensten Kränzchen anzuwohnen. —

Auch Meißners Gedichte sollten noch ein Abenteuer, jedoch ein reineres, herbeiführen. Als ich den Band Splényi brachte, war derselbe darüber nicht wenig verblüfft, indem am gleichen Tage ein anderer seiner Freunde und Landleute, der sich eben im Auslande auf Reisen befand, ihm dieselben Gedichte unter gleichem Enthusiasm dafür eingeschickt hatte. Wir wollen diesen Landsmann kurzweg Buday nennen, und Splényi erzählte mir anläßlich dieses Falles viel von diesem Freunde, und daß auch ich mit ihm Freund werden sollte, indem ich dadurch gewiß die höchste Befriedigung fände. In Folge davon schrieb Splényi über mich dem Buday, und dieser correspondirte später durch seine Antworten an Splényi gewissermassen auch mit mir, ohne daß wir uns persönlich kannten.

Im Frühjahre 1846 machte ich mich wieder einmal, und ganz unversehens, auf die Strümpfe, um neuerdings eine Irrfahrt durch die weite Welt anzutreten. Ich sagte dies Splényi am Abend vor meiner Abreise, an die er durchaus nicht glauben wollte, da ich keine weiteren Anstalten dazu getroffen, und fest entschlossen war, nächsten Tages zu Fuße, ohne Paß und Empfehlung, fast ohne Reisegeld, nicht blos einen „Spaziergang nach Syrakus", sondern gleich durch Italien, Frankreich, England nach Amerika anzutreten, was ich denn auch mit Ausnahme des Ganges nach der neuen Welt vollführte. Zur Vorsicht und halb witzelnd meinte Splényi jedoch zuletzt beim Abschiede, sollte ich wirklich mein Reiseprojekt effektuiren, so möge ich doch ja trachten, mit Buday zusammen zu

treffen, der jetzt in Italien sei, und demnächst nach der Schweiz gehen wolle.

Und so kehrte ich denn am 6. Mai 1846 meiner Vaterstadt Pest den Rücken, ging zu Fuße über Budaörs, Stuhlweißenburg, Veßprim nach Bad Füred am Plattensee, von dort durch den riesigen Bakonywald über Pápa und Oedenburg nach Wien, von Baden aber über den Semmering nach Laibach, Triest und Venedig.

Ich durchzog monatelang die Halbinsel von Norden bis in den höchsten Süden, und suchte wie eine Stecknadel den guten Buday; oft stieß ich auf die Spur von ihm, doch verlor sich diese rasch wieder, und so erging es mir auch das Jahr darnach in der Schweiz. Endlich in Paris gab ich die Sache ganz auf, und dachte zuletzt nicht mehr an Buday, ja kaum mehr an Splényi; denn obgleich ich in Mailand von letzterem einen freundlichen, herzlichen Brief vorgefunden, so blieben von da ab weitere Briefe unbeantwortet, und man hatte mir von Pest geschrieben, Splényi sei nicht mehr dort.

So lebte ich denn schon mehrere Monate in Paris, wo ich öfter auch das Cafée Dänemark in der Rue St. Honoré zu besuchen pflegte, indem dort nicht nur die meisten meiner Landsleute, sondern auch ungarische Journale zu finden waren. Vielmal saß ich dort im Kreise von Landsleuten, deren Namen ich nicht wußte, noch darnach frug, obgleich wir lebhaft in ganzer Gesellschaft zu plaudern gewohnt waren. Eines Vormittags kam die Rede darauf, wir sollten doch die abyssinischen Alterthümer besehen, welche eben im Louvre angelangt und ausgepackt standen, zu deren Besichtigung es jedoch eines Passes be-

dürfe. Ich wohnte zuweit ab, um den meinen zu holen, während ein junger Mann, der bisher nicht viel gesprochen, seinen Paß auf den Tisch legte, meinend, eine Legitimation genüge für sämmtliche Besucher. Mit der mir angebornen üblen Gewohnheit, nach allen Dingen zu langen, griff ich mechanisch nach jenem Papier, entfaltete es, und — fand zu nicht geringem freudigen Erstaunen den Namen Buday. Nun folgte eine leidenschaftliche Anerkennungsscene. Die fragenden Gesichter der Anderen bewogen uns, der Tischgesellschaft die ganze absonderliche Zufallsgeschichte zu erzählen, wie wir uns nie persönlich gesehen und doch uns kannten, wie wir uns suchten und nicht fanden, und nun so unerwartet auf einander stolpern. „Das Eigenthümlichste an der Sache ist übrigens," setzte Buday hiezu, „daß wir durch gleichen Geschmack an einem, so zu sagen von uns zuerst entdeckten Dichter in freundschaftlichen Verkehr kamen; Splényi, Kertbeny und ich, jeder räumlich vom anderen geschieden, entdeckten zu gleicher Zeit wie instinktiv die herrlichen Gedichte von Alfred Meißner — — —." „Alfred Meißner?" frug im selben Moment auflachend ein junger blonder Mann, der am selben Tische saß, uns aber nicht bekannt war, und etwas schwer mit der Sprache vorwärts zu kommen schien — „Alfred Meißner? Nun, das trifft sich komisch, denn dieser Alfred Meißner bin ich selbst!"

Man kann sich den Jubel vorstellen, der aus diesem Quiproquo hervorging Ich weiß nur mehr, daß wir um die Weise des Tages zu bewahren, auf den Père Lachaise fuhren, und auf den Gräbern Manuel's und Börne's, — man könnte wohl sagen geistig Brüderschaft tranken, indem wir, auf den uns theuren Hügeln sitzend,

das unendliche Paris vor uns, niedertauchten in ein Meer Welt- und Himmelstürmender Gedanken.

Daß wir drei noch oft genug in Paris zusammenkamen, versteht sich von selbst, ebenso daß wir nicht minder des guten Splényi gedachten, der die Endursache des hübschen Abenteuers war, dessen Adresse in der Heimath wir aber nicht wußten, daher wir ihm keine Mittheilung machen konnten.

Und wieder vergingen ein paar Jahre. Die revolutionären Weltereignisse schlugen eben ihre höchsten Wogen, das Jahr 1849 war angebrochen, in dem die einzelnen Aufstände und Reformbewegungen schon längst in offenen Kampf übergegangen waren, als ich — damals im Bad Homburg abgeschlossen und einsam hausend, — im Frankfurter Journal las, Baron Louis Splényi sei in Turin, akkreditirt als Gesandter der ungarischen Regierung und Radetzky habe einen Preis auf dessen Kopf gesetzt. Ich wollte mich von der Wahrheit der Angabe überzeugen und schrieb denn einen kurzen, harmlosen, freundschaftlichen Brief an den neuen Gesandten. Richtig, schon in wenigen Tagen kam Antwort zurück, datirt: Turin, 5. März 1849, worin Splényi nicht wenig jubelte, daß wir noch beide existiren, und uns nach so vielen Jahren wieder begrüßen. Der Brief athmete volle Siegesgewißheit und ließ sich auf Detaillirung der sardischen Macht und Begeisterung ein, und wie aufrichtig es Carlo Alberto meine, und wie sich Radetzky ärgern mag, daß ihm Splényi nun schon ein paar tausend ungarische Hußaren abspenstig gemacht. — Wie gesagt, dieser Brief, der mir leider verloren ging, trug das Datum 5. März 1849, und am 25. März desselben Jahres,

also 18 Tage nach Abgang jener Zeilen, schlug Radetzky die Schlacht bei Novara und all' die glänzende Illusion war für immer zerstört.

Splényi flüchtete, wie ich hörte, nach Paris, dann nach London, und ging sodann nach Konstantinopel. Dort trat er mit seinem Schwager, dem Engländer Guyon, bekannt als General der ungarischen Armee, zum Islam über, und nahm den Namen „Haider-Ali-Bey" an. Als solcher soll er sich den tanzenden Derwischen angeschlossen, und deren verrückte Verzückungszeremonien mitgemacht haben, wie man sich erzählte. Soviel allein ist gewiß, daß Splényi am 5. Januar 1860 zu Stambul im größten Elende verstarb, in das er durch systematisch getriebenen Genuß von Hadschisch gerieth, soll jedoch in unberauschten Stunden, trotz des Verfalls seines Körpers, die ganze Frische seines heitern und leicht empfänglichen Geistes bis ans unselige Ende bewahrt haben.

Es ist ein eigenthümlicher, wehmüthig-humoristischer Gedanke, einen seiner Jugendfreunde nun in Mahomed's Paradies, in den Armen der Houri und Peri, geküßt von den Schti, zu wissen, und es ist vielleicht gut für die eigene Zukunft, wenn man an allen Stationen des Jenseits Bekannte sitzen hat, da man ja selbst nicht vorher sagen kann, wo man einst noch hinkömmt!

Heinrich Stieglitz.

Geb. 1803. Geſt. 1849.

Quanto diutius considero, tanto mihi res videtur obscurior.
Simonides.

Wie oft des Tages fällt mir der nun auch ſchon dahingegangene Freund bei! Übrigens nicht, als ſei die Erinnerung an ihn meinem Gemüth oder meiner Fantaſie tief eingeprägt, enthuſiaſtiſch oder ſchmerzlich eingeäzt. O nein, dazu war weder jener Dichter der Mann, noch die Gelegenheit gegeben, uns näher im Gemüthe zu ſtehen, als bei blos flüchtigem Begegnen wohlwollende Bekanntſchaft ermöglicht. Und doch muß ich unwillkürlich des Tages oft hundertmal an ihn denken, und da fällt mir auch gar vielerlei Anderes bei, — einfach nur, weil über meinem Schreibtpult ein Ölbild hängt, Bruſtſtück, Studienkopf von W. v. Kaulbach, das Porträt eines Mannes etwa in den Dreißigen, mit ſchwarzem krauſen Kopfhaar, orientaliſchem, tief in die Wangen hineingehenden, nicht zu ſtarken Backenbart, hübſch modelirter Stirne, den Blick geſenkt, wie in ſich verloren nachgrübelnd, die Arme gekreuzt. Ein braungelber, kaftanartiger Überwurf, am Halſe offen und das Hemd vorſehen laſſend, verleiht dem Bilde noch mehr den Karakter orientaliſcher Färbung. Es iſt dies Heinrich Stieglitz, gemalt während ſeines Aufenthaltes in München, 1835, das Jahr nach dem pſychologiſch ſo räthſelhaften

Selbstmorde Charlottens. Stieglitz war ebenfalls aus Arolsen gebürtig gleich Rauch, Bunsen und Kaulbach. Dennoch besuchte er selbstverständlich sehr oft seinen Landsmann. Als ich das Erstemal das Bild in einem Winkel des so sehr angefüllten Ateliers ersah, und es sogleich als das Stieglitz's erkannte, frug ich den großen Meister, warum er wohl den Dichter so tiefnachdenklich, geneigten Hauptes und wie in sich versunken, aufgefaßt? Mir sei er derart sokratisch gedankenvoll nicht in Erinnerung, vielmehr pathetisch ruhig, gleich den orientalischen Juden. Mein hochverehrter Freund eben am Lotte- und Werther-Karton wischend und kohlend drehte sich nach dieser Frage halb um, schob sich die Brille zurecht, zündete sich die Zigarre an, und mich mit seinem eigenthümlichen sonnenhaften Blick fixirend, sagte er mit dem ihm noch eigenthümlicheren ironischen Schmunzeln, leichthin küchernd, zwischen den Zähnen durch: „Gedankenvoll aufgefaßt, in sich versenkt? O, das ist nur zufällig gekommen, nur hineingelegt, um einen Studienkopf zu erlangen. In Wirklichkeit saß Stieglitz oft stundenlange genau in dieser Stellung vor mir da, — und schlief, schlummerte, dämmerte. Da malte ich ihn denn gelegentlich. Und das Bild fiel sehr gut aus, da er unter solchem Verhältniß völlig ruhig hielt, ruhiger als Sie es thaten, als ich Ihren Kopf zeichnete, und dachte, eine wie Gelée zitternde Quabbe zu zeichnen. Hören Sie, der Mann schlief immer, auch wenn er die Augen offen hatte und körperlich munter war.“ — „Wie?“ frug ich, mich aus später Zeit desselben Zuges entsinnend, „damals schon war er solch lymfaler Natur, kurze Zeit nachdem das tragische Ereigniß vorgefallen, das einer anderen Natur fürs ganze

fernere Leben allen Schlaf benommen, sogar die Nächte schlaflos gemacht hätte?“ — „Ja wohl“ meinte der geniale Künstler eifrig weiter zeichnend, „ich glaube nicht, daß der Mann sogar in jener Nacht schlaflos lag, als er, aus dem Theater kommend, seine Frau todt in ihrem Blute fand, denn — — “ doch Kaulbach konnte nicht aussprechen, da eben Besuch kam. Und so war von Stieglitz nicht mehr die Rede, obgleich der hochverehrte Freund mir später diesen und noch einige andere Studienköpfe gab. Trotzdem ich nun diese schlafende Figur, die durch des Künstlers geniale durchgeistigte Behandlung den Eindruck tiefer filosofischer Nachdenklichkeit macht, stets vor Augen habe, so hätte ich dem flüchtig Begegneten doch keine Gedenkzeilen eigens in diesen Erinnerungen — in denen er ohnehin schon nebenbei seiner typischen Ähnlichkeit mit dem Mosaikporträt San Marco's wegen erwähnt ist, — gewidmet, würde ich nicht eben so zufällig in dem Riesenhaufen meiner alten Papiere nachstehenden Aufsatz Betty Pavli's gefunden haben. Diese Skizze ist an und für sich zu interessant, dabei, wenn auch mit einiger Härte, der Mann durchaus richtig und kenntlich karakterisirt, als daß diese Silhouette nicht verdiente dem Papierkorbe entrissen zu werden, um so mehr jedoch im gegebenen Falle, als der eben im vorigen Jahre von Louis Curtze bei Brockhaus veröffentlichte Briefwechsel Stieglitz's an seine Verlobte, Charlotte Willhöft, während der Jahre 1823—28, den reichlichsten Beleg liefert, wie richtig die Wiener Dichterin den so lange für eine poetische Sensitive geltenden, gutmüthigen, doch ganz gewöhnlichen Menschen beurtheilte. Ihre Karakterisirung enthebt mich zugleich der Mühe, dasselbe, wenn auch nicht so fein und geschickt zu sagen, und jedem

lernten Betty Paoli und ich Stieglitz zu ein und derſelben Zeit gemeinſam kennen, ich habe daher nichts hinzuzufügen, als die Angabe wie das kam.

Im Sommer 1846 ging ich in Trieſt viel mit meinem werthen Landsmanne Dr. Steinacker — jetzt in Weimar — um. Der durch ſeine Überſetzungen ungariſcher Poeſien wie auch als Originaldichter vortheilhaft bekannte Schriftſteller war damals evangeliſcher Prediger in Trieſt. Er machte mich mit einem andern proteſtantiſchen Prediger, — ich glaube Namens Buchholz, — bekannt, nnd als ich eines Tages den Vorſatz äußerte, nun nach Venedig aufzubrechen, gab mir Buchholz eine Karte an Stieglitz mit. Ich betrat die Lagunenſtadt am Morgen, und eilte natürlich zuerſt in jene wundervolle Baſilika, die mich übrigens nicht ſo komplett überwältigte, als ihr Anblick vielleicht Andere hinreißt, denn ich hatte früher ſchon ihr Original, die Aja Sophie geſehen, die an Größe und Schönheit der Verhältniße die Baſilika eben ſo übertrifft, als ſie ihrerſeits durch den reichen Moſaikſchmuck von San Marco übertroffen wird. Beſonders lang und ſorgſam ſah ich mir die herrliche Figur des heil. Markus an der Decke der Pfortenhalle an, und noch immer jenes Moſaik lebhaft im Sinne, ging ich dem deutſchen „Café Mendel“ zu, in der unteren rechten Ecke des ſuperben Markusplatzes, woſelbſt Stieglitz finden zu können man mir geſagt hatte. Als ich eben in das kleine finſtere Lokal eintreten wollte, ſtand unverſehens leibhaft jener San Marco vor mir, in eigener Perſon, nur in moderner Kleidung. Es mußte der Explikation nach unzweifelhaft Stieglitz ſein. Er war es denn auch. Nach den erſten Worten fühlten wir uns wie altgewohnte Bekannte. Er nahm

meinen Arm und wir ſchlenderten in den Arkaden umher. Ohne alle nähere Erklärung ſpielte er ſogleich den Weltſchmerzler, ſeufzte oft mitten im alltäglichſten Geſpräche auf, und ließ aus hundert kleinen Zügen merken, „meine Ruhe iſt hin, mein Herz iſt ſchwer, ich finde ſie nimmer und nimmermehr.“ Doch kam es keineswegs zu irgend welcher Erzählung oder Nennung von Namen. Dann führte er mich in den Dogenpalaſt und den Canal grande hinab in mehrere Paläſte, wobei er eine große Lokal- und Detailkenntniß gegenüber den reichen Kunſtſchätzen wie den hiſtoriſchen Monumenten bewies, aber immer dabei in gedrückter Gemüthsſtimmung. Später fuhren wir in die Schwimmſchule, und um 5 Uhr nahm er mich mit zu Tiſche. Wir ſpeiſten im Innern der Stadt, auf feſtem Boden, bei einem Traiteur auf einem kleinen Platze, wo, denke ich, einſt Canova wohnte. Nach dem Deſſert pickte Stieglitz ſeiner Gewohnheit nach, was er faſt den ganzen Tag that, wieder mit dem Zahnſtocher die Kerne aus einem Granatapfel, während ich verſuchte mich an jene gräßliche rattenſchwanzartige Zigarrengattung „Virginia“ zu gewöhnen. So ſaßen wir da und lungerten, als ein Burſche Stieglitz ein Billet brachte. Nachdem er es geleſen, ward er plötzlich ganz heiter und frug mich: „Kennen Sie die Dichterin Betty Paoli?“ — „So flüchtig hin,“ meinte ich, „ich beſuchte ſie einſt in Wien, als ſie noch im Hauſe der Fürſtin Schwarzenberg war.“ — „Nun wiſſen Sie,“ ſagte er raſch ſich erhebend, und meinen Arm nehmend, „Betty Paoli iſt hier, eben ſchrieb ſie mir; ſie kommt dann ſpäter, wenn die Lampen angezündet werden, ins Kaffee Militäre, zur Muſik auf den Markusplatz. Finden Sie ſich auch ein; doch jetzt muß ich noch wohin, alſo auf dem Markusplatze!“

Dort fand ich denn Abends Stieglitz bei einigen Damen sitzen. Wir erneuerten die Bekanntschaft. Dann fuhren wir in Gesellschaft Nachts auf die Lagunen hinaus.

Die nächsten Tage begegnetete ich dem Freunde nicht zu oft, er hatte zuviel als Cicerone der Damen zu thun. Als diese fort waren, ging er wieder mit mir umher. Ich lernte viele Verborgenheiten Venedigs durch ihn kennen, viele Merkwürdigkeiten, die man für gewöhnlich übersieht. Dabei hatte er unausgesetzt einen Granatapfel in Händen, war voll interessanter historischer Daten, doch ohne originelle Kunstanschauung, und sonstige geistige Fragen kamen gar nicht zur Besprechung, höchstens seine eigenen Gedichte, davon er mir viel vorsagte. Venedig und seine eigenen Poesien, das war der einzige Stoff seines Ideenganges, sonst interessirte ihn nichts zwischen Himmel und Erde. Höchstens noch Dalmatien, das er eben damals bereist und beschrieben. Meine Bekanntschaft mit dem Littorale ungheresi war ihm daher sehr willkommen. Von Tommaseo sprach er mit Begeisterung, kühler von Manin. Seiner eigenen früheren und jetzigen Verhältniße erwähnte er nie, auch sagte er mir nicht, wo er in Venedig wohnte, noch führte er mich dahin. Wir trafen uns stets in jenem kleinen Kaffehause, das ein Deutscher, ein gewisser Mendel inne hatte, der, wie ich hörte, sich bald darauf erschossen haben soll.

Endlich verließ ich Venedig. Wir nahmen nicht leidenschaftlichen, schmerzlichen, doch immerhin herzlichen Abschied, und wollten uns im Herbste in Rom treffen, wo wir uns jedoch nicht fanden. Ich sah also Stieglitz nicht mehr im Leben. In Vincenza blieb ich ein paar Tage, um Palladio's Spuren erschöpfend nachzugehen, zugleich um im Archive einige ungarische Forschungen anzustellen.

Eines Abends stand ich an der „Strada ferrata", als eben der Zug ankam. Ein deutscher Reisender, Sack und Regenschirm in der Hand, fiel mir zufällig auf. Ich sprach den Mann mit den Augengläsern kurz an, und er schaute erfreut auf, seine Sprache zu vernehmen. Ich empfahl dem Fremden das Hotel, wo ich selbst wohnte, wir wurden rasch bekannt, und verbrachten einen sehr angeregten, geistig verbrüdernden Abend unter dem Weinlaub im Garten der Osteria. Es war der Dr. Rudolf Marggraff, der bekannte Kunsthistoriker und Reiseschriftsteller, der Bruder Hermann Marggraff's, des Redakteurs der Blätter für literarische Unterhaltung. Und Marggraff ging nach Venedig eben um mit Stieglitz zusammen zu treffen, und in seiner Gesellschaft dann nach Rom zu reisen.

Ich sah Marggraff erst im vorigen Jahre zu München wieder, dreizehn Jahre nach unserem ersten Zusammentreffen. An meinem Geburtstage 1860 am 28. Februar erhielt ich ganz unerwartet einen Zettel, den Marggraff in meiner Wohnung hinterlassen, da er mich nicht daheim getroffen. Er brachte mir seinen herzlichen Wunsch für den Tag, der — sein eigener Geburtstag ist. Ich mußte übrigens eben verreisen, konnte daher nicht ebenso herzlichst gemeint den Wunsch erwiedern. Möge er hiemit für unser Beider Zukunft ausgesprochen sein, während ich unseres gemeinschaftlichen Freundes Stieglitz gedenke, und zwar, was mich persönlich betrifft, in bester lauterer Erinnerung.

Graf Stefan Széchenyi.

Geb. 21. Sept. 1792. — Geſt. 7. April 1860.

Wir wollen die verhältnißmäßig kleine „Quantität“ unſerer Nation durch die beſtmögliche „Qualität“ zu erſetzen trachten.

Széchenyi: Blick auf den Rückblick.

Zu Mitte der dreißiger Jahre, bald nachdem die Cholera auch in Ungarn und beſonders in Buda-Peſt ihre erſte erſchreckliche Rolle abgeſpielt hatte, mag uns Kindern der jugendlichen Metropole zuerſt der Name und die frappirende Perſönlichkeit des edlen Grafen aufgefallen und bemerkbar geworden ſein. Ringsum wo man ging und ſtand, geſchahen Neubauten, wurden Unternehmungen bemeſſen und ausgeſteckt, in der erſt kümmerlich aufſchießenden ungriſchen und in der verkümmert fortvegetirenden deutſchen Tagspreſſe kamen allerlei Projekte zur Beſprechung, an den Buchläden prangten eben erſchienene Bücher, — man ahnte kaum noch, „was da Alles noch werden wolle,“ — aber überall und aus Allem klang der Name „Széchenyi“ wieder. Und es war dies nicht der Name eines weſenloſen, unſichtbaren Deus ex machina, — die Perſon des Reformators war an allen Ecken und Enden auftauchend und ſichtbar, und wenn man ſo in den eben erſt im Ausbau begriffenen Straßen längs der Donau, oder in der

alten, eingewohnten „Waiznergasse“ der City, dem „Graben“ von Pest, daherwandelte, und ruhig flanirte, da kam plötzlich eine Gestalt daher geschossen, eifrig, eilig, gestikulirend, meist mit einem oder mehreren Begleitern laut parlirend, nach allen Seiten hin flüchtig grüßend, manchmal auch rasch quer über die Straße schießend, Jemanden anrufend und festhaltend — und alle die Vorbeiwandelnden grüßten hochachtungsvollst, und viele blieben stehen, und sahen der merkwürdigen queckſilbernen Erscheinung eine gute Weile nach, und einer sagte zum andern der Vorübergehenden: „Das ist Szécsenyi!“

Um so auffalender war die Erscheinung des edlen Grafen, weil sie sich weder im ungarischen Kostüme, noch „Wienerisch“ bot, vielmehr in ganz eigenem, imponirendem, patentfeinem Habitus, und man flüsterte sich zu: „das ist ächt englisch!“ eine Bezeichnung, die damals noch höllischen Respekt hervorrief, und für hocharistokratischen Timbre galt. Der Graf hatte nämlich meist einen sehr feinen Quäkerhut auf, nämlich kurzen Zylinder mit etwas breiter Krempe, dann trug er einen gemächlich weiten, schlafrockartigen Frack und darüber einen blos bis über den Bauch reichenden, engen und kurzen, lichten Paletot mit großen Hornknöpfen, daß also die Frackschöße sehr abnorm sichtbar waren, und bei schönstem Wetter einen dicken Rohrstock, der einen dünnen Regenschirm enthielt, und welchen Rohrstock er selten in der Hand, meist unterm Arme hatte. Oft zeigte er sich in diesem very gentleman-like Kostüme zu Pferde, und zwar auf einem Ponny, der nur so hoch war, daß des Reiters Füße fast den Boden berührten, was ein Bild gab, ähnlich dem eines englischen Landlords oder eines Squatters der Hinterwäldler. So auffallend und

faſt barock dieſe Erſcheinung war, lachte doch Niemand über den Aufzug, denn erſtens hielt man das für ſublimſte Feinheit einer uns noch unbekannten Mode, und dann hatte man ſogar vor dem alten, guten Palatinus von Ungarn kaum ſoviel ehrfurchtsvollen Reſpekt, als vor dem edlen Grafen, der mit Jedermann auf der Straße ſprach, mit all den Bürgern wie ſeines Gleichen umging, in alle Läden lachend und laut ſprechend eintrat, und doch durch einen eigenthümlichen Ariſtokratism des Benehmens einen Nimbus um ſich verbreitete, daß ſich Alles tief verneigte. Und dann dazu dieſer Blick, dieſes fürſtliche Antlitz! Szécſenyi hatte einen großen Kopf, ſchwarze, meiſt kurzgeſcheerte Haare, kleine gebogene Adlernaſe, Schnur- und rings um das Geſicht einrahmenden kurzen Backenbart, und — was der Fyſiognomie einen beſondern Akzent verlieh — dichte, buſchige, weitvorſtehende und über dem Naſenbein zuſammengewachſene Augenbrauen, wie ſie die griechiſchen Dichter ſo gern als beſonderes Schönheitsattribut an Knaben und Männern preiſen. Der Blick des Auges war glühend, ſcharf, blitzend, umherſchweifend, eben ſo die Rede, ob Deutſch oder Ungariſch, ſehr raſch, aforiſtiſch, epigrammatiſch, vom Hundertſten ins Tauſendſte abirrend und umherſpringend, witzig, auch blos witzelnd — und dabei hatte Szécſenyi dieſelbe Manier, die auch Graf Louis Batthyányi beſaß, den Kopf mit eigenthümlichem Chic zurückzuwerfen, gleich dem leichten Bäumen der Pferde. Alles an dem Manne lebte, aber nicht in heftiger Geſtikulation, gleich wie bei einem lebhaften Neapolitaner, ſondern aufzuckend, feſt berechnet auf Originalität, aber auf engliſirte.

Jahre vergingen, Peſt war bereits eine neue große Stadt, und all die Reformen ſchoßen ſchon ſtark in Hal-

me; es war der Frühling Jungungarns bereits überstanden, der Sommer schien schön und üppig zu beginnen; — ich stand wieder mehr fern der Bewegung, lag außer der Stadt in der großen Kaserne, dem später mit soviel Blut getränkten „Neugebäude," und führte ein isolirtes Soldatenleben im Frieden, Wachestehen bei den Pulvermagazinen, Lernen in der Kadettenschule, Exerziren in ganzen Batterien auf dem „Rákos" u. s. w. Der literärische Kitzel erwachte in mir, ich schrieb in einsamen Stunden in fliegender Prosa dithyrambische Lakonismen über die einzelnen Führer der literärischen wie politischen Bewegung Neuungarns. Ich schickte diese schrecklich unreifen Distichen in Prosa an Graf Stefan Széchenyi, den ich bisher noch nie sprach, und der natürlich auch meinen Namen nicht kannte. Einige Zeit darnach erhielt ich eine Einladung zu einer Besprechung. Ich folgte der Einladung. Ohne alles Zeremoniel und Einleitungsworte sagte der Graf mir mit liebenswürdiger Feinheit, daß meine Distichons eigentlich weder Fisch noch Fleisch, d. h. weder Verse noch Prosa seien, ihm aber doch gefielen, nur — und von nun ab sprach er ungarisch — sollte ich doch lieber ungarisch schreiben; denn die Deutschen seien ja ohnehin schon überreich, und es wäre für die Deutschen selbst ein Glück, wenn ein gut Theil ihrer zahlreichen Autoren zu anderen Nationalitäten überginge, damit die Deutschen die schon eingesammelten Schätze auch einmal „digestiren" könnten, und nicht immer durch fortwährende Neuproduktionen in ihrer geistigen Verdauung gestört würden. Während der Graf so sprach, stets untermischt mit allmöglich französischen und englischen Worten und Sätzen nach Art der Schreibweise des Fürsten Pückler, zeigte er mir dazwischen irgend ein Bijou,

auf dem er meine Blicke haften sah, schnitt eine Zigarre ab, brannte ein Zündhölzchen an, präsentirte mir Zigarre und Feuer, und frug mitten drin, ob ich viel in die Oper ginge, und ob ich seinen Stiefsohn, den jungen Grafen Zicsy kenne, der eben als jüngster Officier ins Infanterieregiment Vaquant eingereiht worden, welches ebenfalls im „Neugebäude" dislozirt war. Bevor ich jedoch noch recht antworten konnte, sprang er wieder auf andere Gesprächsstoffe über und eben so unerwartet verabschiedete er mich plötzlich sehr freundlich und fast herzlich, und lud mich ein, ihn bald wieder etwas von mir hören zu lassen.

Ich fühlte mich eigentlich nicht sehr erquickt von dieser Audienz, in der ich gar nicht zum Aussprechen all dessen kam, was ich auf dem Herzen hatte.

Das war etwa in den Jahren 1841 oder 1842, als ich Szécsenyi zuerst besuchte. 1845 im Winter faßte ich, längst schon wieder Zivil, den Plan, ein „Jahrbuch des deutschen Elements in Ungarn" herauszugeben, und da ich projektirt hatte, dem Werke das Porträt Szécsenyi's beizugeben, so ließ ich mich bei dem edlen Grafen melden. Er empfing mich im selben kleinen Kabinet mit altgewohnter Freundlichkeit, bot mir wieder eine Zigarre an, und ging lebhaft auf den Text ein. Er sprach ein langes und breites, wie glücklich der Gedanke sei, die einzelnen Nationalitätselemente, statt sie gegen einander zu hetzen, und jedes einzelne über die Gesammtaufgabe im Unklaren zu lassen, zu benützen, um sich gegenseitig über ihr Wollen und Kennen aufzuklären, um die ungarische Entwickelung mit der gesammteuropäischen zu vermitteln. Diesmal blieb der Graf ziemlich konsequent und lange bei der Stange und so wurde auch ich gesprächiger.

Der Graf hörte mir lebhaft zu, gab mir oft eklatanten Beifall, und schien entzückt, daß ich gerade seine eigene Anschauungen getroffen. „Sehen Sie, das ist der ganze Unterschied zwischen mir und Kossuth. Ich wollte von jeher die Interessen Ungarns mit denen der übrigen Welt in Solidarität setzen, der „Advokat" aber will sie isoliren und durch eine direkte Kontumaz absperren. Je mehr ich unsere Entwickelung mit der gesammteuropäischen in Verbindung bringe, desto mehr Entwickelungsstoff führe ich uns zu, und zugleich, was die Hauptsache ist, je mehr Legitimität verleihe ich der Sache, und desto mehr der Garanten schaffe ich ihr, je mehr der Schützer, der Kaventen, der Mitgiranten, um kaufmännisch zu reden. Er aber will auch noch die wenigen natürlichen Wurzelfäden, mit denen wir mit den übrigen Interessen der Menschheit zusammenhängen, durchschneiden, und uns auf uns selbst reduziren, eine spartanische Abgeschlossenheit zuwege bringen. Ich habe von jeher getrachtet, die Nation zuerst reich zu machen, dann ist sie von selbst frei, der Ideolog aber will den Freiheitsdurst bis zur Fieberhitze steigern, ganz uneingedenk, daß im besten Falle diese Freigewordenen in einer polnischen Wirthschaft sich gegenseitig bestehlen oder anbetteln müssen, indem man gegen sie ebenfalls eine Kontumaz einführt, und sie wieder nichts weiter gelernt haben, als blos sich zu vertheidigen, eine Defensive, die ohnehin ihre ganze bisherige Geschichte ausmacht und sie jahrhundertelang in jeglicher Entwickelung hemmte. Ja, zuerst reich, dann ist man von selbst frei.

Als ich den eigentlichen Zweck meines Besuches berührte, indem ich gekommen, um ein gutes Porträt für mein Werk zu erbitten, sprang der Graf rasch auf, schien

ſehr geſchmeichelt, und meinte, das beſte ſei jenes Miniatur, welches ſeine Frau beſitze, zu welcher er mich auch ſogleich führte. Die Gräfin war ſehr gnädig, da ſie mich bereits vom Theater her und aus Konzerten kannte. Der Graf gab mir nun ein äußerſt ſchönes und kräftiges Miniaturporträt von ſich, etwa ſo groß als ein Oktavblatt, von dem berühmten Wiener Maler Daffinger, wohl ſchon ein Dezennium gemalt. Ich erhielt das Gemälde ohne Weiteres, um es ſtechen zu laßen. Der Stich unterblieb jedoch, da ich ſpäter die Fortſetzung des Jahrbuches aufgab.

Und es ſollten wieder Jahre vergehen, aber nicht wie bisher friedfertige, welche die eben von Szécſenyi geſäeten Reformkeime immer reichlicher erwachſend zeigten, ſondern Jahre, die in ungeahnten, raſchen, furchtbaren Gewitterzügen alle Saat vernichteten, unheilvolle Zerſtörung anrichteten, und Ströme von Blut entfeſſelten. Bei dieſer großen Sündfluth kam auch der edle Graf in den ſchrecklichen Katarakt, und zu dem weheſten Schaden. Man ſagte, er ſei in den Ereigniſſen irrſinnig geworden. Noch im Auslande freilich hörte ich auch ſchon Stimmen, die behaupteten, dieſer Wahnſinn ſei ein ſimuliter, um im Schutze eines Spitals jeglicher Verantwortung, und ſomit Ärgerem zu entgehen. Als ich wieder nach Öſterreich zurückkehrte, ſagte man mir, Graf Szécſenyi ſei in Döbling bei Dr. Görgen, empfange nur ſehr vertraute Freunde, mit dieſen aber verkehre er klaren Geiſtes, nur dürfe der Name „Ungaren“ nicht ausgeſprochen werden, oder vielmehr, er negire völlig jegliche Anſpielung auf heimiſche Verhältniſſe, als habe er die Bezeichnung gar nicht gehört.

Im Sommer 1858 gewann mein ſo verdienſtlicher

Landsmann, der Weingroßhändler Alois Schwartzer in Wien, dem Österreich seinen Exporthandel verdankt, meine Feder zur Darstellung eines Projekts für Gründung einer großartig einzuleitenden „Wien-Pester-Weinhandels-Gesellschaft“ auf Actien, an Spitze dieser Idee Baron Sina und einige ungarische Kavalicre standen. Ich schrieb im Namen Schwartzers einige rasch zündende, eingehende Memorials, Denkschriften, Geschäftsausweise, Statutentwürfe u. s. w. betreff dieser Frage. Graf Szécsenyi, der seit Jahren intime mit dem alten Ungar von Schrott und Korn verkehrte, war der Idee sehr enthusiastisch zugethan, und versprach sogar in einem Anfall von Hyperneigung, seinen Sohn, Graf Béla, auf einige Zeit direkt in das großartig betriebene Geschäft Schwartzers zu geben, sowohl um ein aufmunterndes Beispiel hinzustellen, wie auch, um den jungen Grafen mit diesem für die ungarische Landwirthschaft so wichtigen Zweige bekannt zu machen. So kam es denn, daß ich persönlich nach Döbling sollte, um Szécsenyi's Gutachten über die auszugebenden Denkschriften einzuholen.

Ich ging denn eines schönen Sommermorgens, noch ziemlich früh, vor die Nußdorfer Linie, und nach Dr. Georgens Anstalt. Am Thore hielt mich der Portier an, und sagte mir dann, ich möge auf das einige hundert Schritte abgelegene Hauptgebäude zugehen. Dies erwies sich beim Näherkommen als eine große herrschaftliche Villa im Halbzopfstyl des vorigen Jahrhunderts. Vorne gab's keinen Eingang. Ich konnte durchaus keine lebende Seele entdecken. Die eigentliche Irrenanstalt war offenbar in einem der aus den Gebüschen sichtbaren Hinterhäuser. Rückwärts hatte das Gartenpalais mehrere Eingänge. Ich wählte den unterst

gelegenen. Auf der großen Treppe zeigte ſich gleichfalls Niemand, alle Thüren des erſten Stockwerkes waren verſchloſſen. Auf mein lautes Rufen erſchien im zweiten Stockwerke eine Perſon, anſcheinend Wärterin, die mir auf meine Frage bedeutete, der Graf bewohne den oberen Flügel. Ich ging alſo dort nach dem erſten Stockwerke und klopfte an der Thüre links. Ein Huszár und ein Bedienter in engliſcher Livrée fragten um mein Begehren. Als ich meine Karte übergab, ging der Huszár damit rechts in die Thüre nächſt der Treppe, und kam ſogleich wieder, mich eintreten laſſend. Ich trat raſch ein, meinend, in ein Vorzimmer zu kommen, und war daher nicht gefaßt, den Grafen ſelbſt, in Händen ſeines Kammerdieners und eines Bedienten zu finden, die ihn eben ankleideten. Ja, das war derſelbe alte Szécſenyi, wie ich ihn vor zwölf Jahren noch geſehen und ſcharf im Gedächtniß behalten hatte. Aber der damals ſchon ältliche Mann war komplet zum Greiſe geworden. Die Fyſiognomie ſchien ſtärker als in früherer Zeit, der Kopf war weiß, noch weißer der große Vollbart, der ihm nun ein Anſehen gab, das an den Rembrandt'ſchen St. Peter erinnerte. Der Graf empfing mich freundlichſt, doch ſichtbar noch mit ſeiner Toilette beſchäftigt. Er hatte ein großes buntes Foulard um den Hals, gelbe Negligéesſtiefel an, und hüllte ſich in einen braunen Sammtſchlafrock. Die Toilette war kurz beendet, hierauf wurde die Thüre ins nächſte Zimmer geöffnet, und ich erſucht, mit ihm einzutreten. Wir befanden uns in der Bibliothek. An den Wänden ſtanden hohe Bücherſchränke, am Fenſter ein mächtiger Schreibtiſch, und überall umher hingen in fliegenden Blättern ungariſche Straſſenaffichen, daneben in bekanntem Stich die Peſter Kettenbrücke, und

willkürlich angeklebt einige ungarische Weinflaschen-Etiquetten. Das Ganze sah voll, aber weder sehr neu, noch so prachtvoll aus, wie sonst Szécsenyi's Appartements meublirt waren. Dieselbe Bemerkung machte ich im Salon daneben, dessen Fenster nach dem vordern Garten zugingen und in dem, mitten in der Stube nach englischer Manier, allerlei Fauteuils, Balzac's, Chair's, Hockelrn, Salontische und Schriftkästen umherstanden, wie gerettete Überreste einiger nun getrennten Garnituren. Der Graf stand gebeugt vor mir, war sehr freundlich, und sprach wie immer sehr rasch und aforistisch. Die dichten, buschigen, noch nicht ganz weißen Augenbraunen fielen besonders auf. Er entsann sich meiner genau, und frug mich über meine vielerlei Reisen aus, bei jeder Angabe eigene Lokalerinnerungen wachrufend. Dann nahm er die Aushängebogen der von mir geschriebenen Denkschrift über Ungarns und Österreichs Weinproduktion, die ich ihm Tags vorher eingeschickt, vor, zeigte mir darin die von ihm gemachten Notizen, und machte mich mit viel Scharfsinn auf einige kleine stylistische oder statistische Verstöße aufmerksam. Die Schrift war deutsch geschrieben. Dann lud er mich ein, in den Salon zu treten und Platz zu nehmen. Ich setzte mich ins nächstbeste Fauteuil, und er begann gleich, ungarisch, franchement von Politik zu sprechen, vom Jammer der ungarischen Verhältniße, mit nomineller Nennung des damaligen Premierministers, frug mich, was ich von verschiedenen Personen des Gouvernements, die ich, wie er wußte, persönlich kannte, halte, und was ich im Auslande über unsere Zustände vernahm? Wir geriethen in ein lebhaftes, sehr eingehendes Gespräch, in dem er sich eben so wehmüthig gestimmt als verbittert zeigte, und gar scharfe Hiebe und Bezeichnungen in kurzen

Blitzen austheilte. Ich meinte zum Troſt, dieſe Prüfung ſei unbedingt nur vorübergehend, und ſie gereiche zudem der ungariſchen Nation mehr, als ſie jetzt noch würdigen kann, zum Nutzen. Er replizirte eifrig, und gab mir in Vielem Recht, dazwiſchen hatte er aber wieder leidenſchaftliche Ausbrüche über die „ganz verkehrten Maßnahmen und Prinzipe“ und ſeine Rede war voll von Bitterkeit und Hohn, es ſchienen dem edlen Grafen ſogar Thränen in den Augen zu ſtehen. Um ſo verblüffter war ich daher, als er mitten in dieſen Exklamationen mich plötzlich im nonchalanteſten Tone aufforderte, auf einem Tabouret neben ihm Platz zu nehmen, und ihm zu ſagen, ob man auf dieſem nach ſeiner Angabe gemachten Stuhl nicht ganz göttlich ſitze? Man weiß, wie unwillkürlich mißtrauiſch man nun einmal iſt, ſobald man ſich in Geſellſchaft eines, wenn auch noch ſo verſtändig ſich benehmenden Menſchen befindet, von dem die Sage geht, daß ſein Geiſtesvermögen doch ein irritirtes ſei. Ich ſchaute alſo groß auf, und bemerkte nur flüchtig, daß ein Bedienter eingetreten war, der irgend was dem Grafen gemeldet. Als ſich der Lakai wieder entfernt hatte, ſagte Szécſenyi in beſter Ruhe: „Ja, ja, nur Ziviliſiren, Kultiviren, aber nur nicht Germaniſiren. Man regardire auch all das viele Gute, das im Deutſchen liegt, wie jeglich anderes Gute, woher es immer komme, aber nur nicht in toller Einſeitigkeit germaniſiren wollen. Was heißt das, Germaniſiren? Uns all die Unleidlichkeiten des pedantiſchen, doktrinären Deutſchthums ſo gewaltſam und widerlich aufdrängen wollen, daß wir unſer eigenes nationales Selbſt ſchmerzlich und beleidigend irritirt fühlen, und nur Antipathie gegen die vielen wirklich guten, edlen, nützlichen Seiten des germa-

nischen Karakters fassen?“ Im selben Augenblicke trat wieder ein Bedienter ein, und hinterlegte in der Bibliothek irgend etwas, sich rasch darnach entfernend, aber sobald nur die Thüre gegangen war, brach der Graf wieder das Gespräch ab, und sagte mit besonderer Wichtigthuerei: „Sehen Sie diesen viereckigen Kasten mit seinen zahlreichen Schubfächern an; das ist doch das Ingeniöseste, was man sich denken kann. Ja, die Engländer, die sind das größte, praktischeste, humanste, fertigste Volk unserer und wohl auch aller Zeiten!“ Er erhob sich, und winkte mir in die Bibliothek. Dort nahm er meine Denkschrift auf, und sagte: „Das hätte ich bald vergessen. Sie gebrauchen hier das Wort „Gourmand“ für Feinschmecker, das heißt aber nicht Feinschmecker, sondern Vielfresser und Sie wollten wohl richtiger „Gourmet“ sagen? Ich werde Sie gleich überzeugen.“ Und er humpelte in das Ankleidezimmer, wo im Augenblick sein Stiefsohn, Graf Zichy, eintrat. Er gab Zichy die Hand, und sagte ungarisch: „Guten Morgen, wie geht es ihnen?“ Hierauf verlangte er nach dem Diktionär der Akademie, schlug nach, wies mir das richtige Wort, und hielt mir eine kleine filologische Abhandlung, sichtbar mit Behagen sein Wissen vortragend. Dann nahm er mich am Arm zurück in die Bibliothek, und fing plötzlich von meinen eigenen literarischen Leistungen zu sprechen an. In gleichem Momente ging die Thüre des Vorzimmers auf, und Graf.... trat ein, dem Szécsenyi sogleich zurief: „Gott brachte Dich, Bruder!“ Ich wollte mich rasch entfernen, allein Szecsenyi hielt mich am Arme fest, indem er meinte, ich könne gleich auch die korrigirten Aushängebogen der Denkschrift mitnehmen, und als er darnach auf den Schreibtisch

langte, griff er zugleich nach einem Buche in Pergament gebunden, das dort lag, zeigte es mir und ſeinem anderen Gaſte, und fragte: „Was meint Ihr, wie alt dies Buch iſt?“ Er ſchlug es auf, es war mit altſcheinenden Typen auf chamoisfarben Papier gedruckt, und hatte radirte Illuſtrationen. „Sehen Sie,“ wendete er ſich zu mir, „das ſind alte Manuskripte, welche man in Genf genau in der Form alter Ausgaben gegenwärtig wieder druckt. Das iſt ungemein anheimelnd, und was die Franzoſen machen, iſt geſchmackvoll.“ Nachdem ich das Werk flüchtig angeſehen, entfernte ich mich, ohne weiter aufgehalten zu ſein.

Seit jenem paarſtündigen Geſpräche am beſagten Vormittage 1858 in Döbling ſah ich Szécſenyi nicht wieder. Ich ſchickte ihm ſogleich alle meine Werke, erhielt aber merkwürdiger Weiſe nicht einmal einige höfliche Dankzeilen, was übrigens bei dem edlen Grafen, der ſo ſehr von Beſuchen in Anſpruch genommen war, vergeben werden konnte. In der That war um jene Zeit die Irranſtalt Dr. Görgens durch den ungariſchen Adel der beſuchteſte Ort. Es ſoll Vormittage gegeben haben, wo ſich Wagen an Wagen reihte, weßhalb mich denn der Graf auch ſchon ſo früh zu ſich beſtellt haben mag, und beim Diner ſah Szécſenyi zumeiſt viele ſeiner intimen Freunde.

Auf mich machte er im Ganzen wohl gleichfalls den Eindruck eines gebrochenen, beſonders durch die beſtändige Zimmerluft und wenig Bewegung gealterten Mannes; ſeine Sprechweiſe war etwas ſchwerfällig, wenn auch raſch, ſeine Haltung gebückt, ſein Gang ziemlich unſicher. Doch in leidenſchaftlicher Erregtheit ſchien er ſo friſch wie vor Jahren. Einer meiner Freunde, welcher in Döbling war, ſchrieb mir unter Andern nach der entſetzlichen Kataſtrophe:

„———————— Der Graf ſprach faſt gar nicht über ſeinen perſönlichen Zuſtand, über ſeine große ökonomiſch-politiſche Vergangenheit. Er erzählte Anekdoten aus dem Kavalirs- und Sportsleben, pflegte nicht ungern die Äquivoque, erging ſich in ungriſchen Landſchafts- und Sittenbildern, und wie verrückt ſich die deutſche Amtspraxis des———— auf dieſem Boden ausnähme, lobte fleißig die Engländer, ſchilderte ab und zu ſeine Reiſen, manchmal las er mir Luſtſpiele von Scribe im Original vor, wobei er anzunehmen ſchien, daß mir die Sachen unbekannt wären, oder daß man ſie nicht oft genug hören könne. Die meiſte Zeit aber füllte das Schachſpiel aus, was er eben damals mit beſonderer Leidenſchaft betrieb. Häufig kamen ſeine Söhne heraus, Béla und Ödön, und ſeine Stiefſöhne, die Zichy's, ich ſpielte dann mit dieſen, und der alte Graf ſah bloß zu, wobei es ihm Vergnügen machte, ihre Züge auf ungariſch zu beſprechen, was er aber nie verſäumte, gegen mich zu entſchuldigen, häufig mit dem ſcherzhaften Selbſttadel im Wiener Dialekte: „Unſer Gaſt wird glauben, er is in einer ungriſchen Rauberhöhl'n!" Sein Benehmen war leicht und artig, ſeine Laune faſt immer liebenswürdig, zu Scherz und Muthwillen aufgelegt, was freilich oft hieß, zu Spott und Satyre, ſein Vortrag fließend, voll energiſcher Sinnlichkeit und ſchöpferiſcher Fantaſie. Viele Glanzſplitter von Witz und Humor bedaure ich heute noch unnotirt verloren zu haben. Er war ſo reich an witzigen Einfällen! Manche Anekdote erzählte er wohl zwei- oder dreimal, aber nie ohne ſich deſſen, und zwar aus weiten Zwiſchenräumen bewußt zu ſein, da er dann immer ſagte; „aber nicht wahr, das habe ich ſchon erzählt? Ich werde Sie langweilen!" Dieſer Um-

ſtand wirft, wie mir dünkt, auf ſeine vermeinte Geiſtesſtörung ein beſonderes Schlaglicht! Geiſtesſtörung! Wie ſchief iſt der Ausdruck, wie unerweislich! Ich begreife nicht, daß man in der ganzen Debatte nicht das einzige richtige Wort fand, — nämlich ſtatt Geiſtesſtörung, beſſer: Gemüthsſtörung! Es iſt wahr, er machte entſchieden den Eindruck eines kindiſch gewordenen gebrochenen Mannes: aber der Sitz ſeines Übels kann doch nur uneigentlich, und höchſtens nach dem Reflex-Geſetze in die intellektuelle Sphäre verlegt werden; es lag in der ſenſuellen, ja in der vegetativen. Sein Gemüth war angegriffen. Das war umdüſtert, krank, peſſimiſtiſch. Zu der Ausſage von ſeiner guten Laune bildet das keinen Widerſpruch. Denn eben ſeine Laune ſchien ein Produkt des unverwüſtlich behenden und aktiven Geiſtes; das glänzende Bravourſpiel der Gehirnnerven ging gleichſam ohne Hinzuthun vor ſich: aber tiefer im Gemüthe, da wars öde und traurig! Und braucht es noch mehr? Als Ungar war er eo ipso melancholiſch: ſeine Väter, wie ich von Görgen hörte, litten erblich an Hypochondrie; dazu Graf Stephans perſönliche Schickſale — voila eine Trias von Motiven.

Görgen's Entſchuldigung klingt flach, aber wie ich die Verhältniſſe kenne, ſo iſt ſie doch richtig. Der Graf wohnte nicht als Geiſteskranker bei ihm, ſondern comme un homme de qualité qui se retire du monde. Kein Zwang, keine Aufſicht, keine Spur von Mißtrauen in ihm. Der Graf hätte Augen gemacht, wenn man ihn eines Tages die Obwacht hätte fühlen laſſen! Der Eindruck wäre gewiß der ſchlimmſte geweſen. Es war nur die Alternative zwiſchen einem Vielleicht verhüten, und einem Gewiß zum Ausbruch reizen. Görgen's Methode dünkt mir, war die

richtige. Er mußte wagen. Jetzt, nach geschehenem Unglück, sieht die Methode schuldbar aus; in der That aber verdankt man ihr die zwölf leidlich guten Jahre, die der Graf überhaupt noch lebte. Auf das verlängerte, nicht verkürzte Leben muß man sehen, wenn man gerecht sein will. Daß er kompromittirend konspirirt hat, glaube ich nicht im Entferntesten. Ich spreche damit ein Resultat von Eindrücken und Anschauungen aus; es wäre zu subtil, dieselben einzeln und kritisch zu demonstriren."

Die Familie der Szécsenyi — welche sich nach altungarischer Orthografie zumeist „Széchenyi" schreibt, während es auch eine Grafenfamilie „Széchen" gibt — reicht weit in die ungarische Geschichte zurück. Graf Franz Szécsenyi (gest. 20. Dez. 1820), der Vater Stefans, war der größte Patriot seiner Zeit. Er gründete das ungarische Nationalmuseum, dazu er sowohl seine reichen Sammlungen, als auch 4000 Quadrat-Klafter Grund herschenkte. Graf Franz hatte 2 Töchter und 3 Söhne; die älteste Tochter Franziska, jezt 77 Jahre alt, vermählte sich mit Graf Nikolaus Batthyányi, und lebt, seit 1842 Wittwe, als barmherzige Schwester in dem von ihr selbst gestifteten Kloster zu Pinka. Die jüngere Schwester Sofie, lebt 70 Jahre alt, als Gemahlin des Grafen Ferdinand Zichy, kinderlos zu Ödenburg. Der älteste Sohn, Ludwig, geb. 1781, war zweimal vermählt, und starb 1855, aus beiden Ehen 5 Kinder hinterlassend, von denen Emrich Szécsenyi gegenwärtiger österreichischer Gesandter in Neapel ist, und früher in St. Petersburg war. Der zweite Bruder Paul, jetzt 71 Jahre alt, war gleichfalls vermählt, und hat aus zweiter Ehe 9 Kinder, von denen der älteste Sohn Koloman 1852 die Tochter des Grafen

Grünne heirathete. Endlich der jüngste Sohn des Grafen Franz, war Graf Stefan Szécsenyi, geboren 21. Sept. 1792, also am Todestage nicht ganz 68 Jahre alt. Gegenwärtig leben noch in Allem 19 Grafen Szécsenyi, und 10 meist schon verehelichte Comtessen, Kinder und Enkel der drei Brüder Ludwig, Paul und Stefan. Graf Stefan Szécsenyi trat 1809 mit seinen zwei Brüdern in das von Ungarn gestellte „Insurrectionsheer" gegen Napoleon, ließ sich dann zur Linie transferiren, und nahm bis 1815 an allen jenen Weltkämpfen theil, zeichnete sich besonders bei Leipzig aus, und zog zweimal mit den siegreichen Alliirten in Paris ein. Nach dem Frieden, aktiver Rittmeister, ging er auf Reisen, sah Deutschland, Frankreich, England, Spanien und den Orient, soll auch mit Lord Byron zusammengetroffen sein, und lebte zuletzt in Paris, jung, schön, reich, ein Sardanapal, vielleicht zumeist aus Mangel einer höheren Lebensaufgabe. Man erzählt sich, daß Szécsenyi zufällig in einem pariser Salon vernahm, wie ein berühmter damaliger Staatsmann zu einem Dritten äußerte, es sei doch jammerschade, daß so ein reichbegabter junger Mann gleich dem Grafen, Kräfte und Vermögen so unnütz und planlos vergeude, statt seinem Vaterlande zu dienen. Das entschied. Graf Szécsenyi kehrte rasch nach Ungarn zurück, und trat am 3. Nov. 1825, beim Preßburger Reichstag seinen Sitz in der Magnatenkammer an. Er fand die Zustände völlig stagnirt, man zehrte am Ruhm der Vergangenheit, das reichste und schönste Land des Ostens lag brach darnieder, jegliche Kommunikation mangelte, die Konstitution trug alle Keime wahrer Freiheit in sich, jedoch die Minorität war faktisch im Besitz aller Rechte, auf der Majorität ruhten ausschließ-

lich alle Laſten. Paul Nagy und Szécſenyi brachten zuerſt wieder dieſe Frage zur Debatte. Sie wieſen nach, daß man nicht einmal mehr eine Nationalſprache habe, indem die höhere Geſellſchaft latein, deutſch nnd franzöſiſch parliere, des Ungariſchen kaum mehr und ohne Ausbildung mächtig ſei, verhandle man doch ſogar am Reichstage lateiniſch!

Szécſenyi gab nicht blos den erſten Impuls zur Wiedererweckung der Sprache der Nation, er blieb der eifrigſte Mitarbeiter. Bis dahin, wie die meiſten ſeines Standes, ſelbſt der ungariſchen Sprache kaum mächtig, warf er ſich mit ſolcher Energie auf Studium und Uebung derſelben, daß er plötzlich die Magnaten — ein unerhörter Fall — in der längſt vergeſſenen Sprache der Väter anredete, und was noch unerhörter war, in ungariſcher Sprache ſchrieb, ſie für die Konverſation wie für den ſchriftlichen Verkehr raſch in Schwung brachte, und die vollkommene Beherrſchung derſelben für jeden Ungar zur Ehrenſache machte.

Dann war er zunächſt bedacht, den Adel auch im Alltagsleben an einem Zentralpunkte zu vereinen, um alle übrigen Pläne durchführen zu können. So gründete er nach dem Muſter der Londoner Klubs, in Peſt das Nationalkaſino, reich dotirt, welches die Errichtung ähnlicher Inſtitute in ganz Ungarn und Siebenbürgen hervorrief, namentlich in Raab, Miskolcz, Kaſchau, Debreczin, Szegedin, Temesvár, Klauſenburg u. ſ. w. Dann brachte er den Verein zur Beförderung der Pferdezucht ins Leben, der durch Pferderennen, Prämien u. dgl. raſch das ganze Land in friſche Thätigkeit verſetzte, weckte das Intereſſe für

Seidenzucht und belebte eine Menge industrieller und kommerzieller Unternehmungen, Fabriken, Institute, Banken, Werkstätte, die zumeist das bis dahin kleinliche Bürgerthum dem Adel näherte, und es zu einer Macht im Lande werden lies, weßhalb die Kaufleute in Pest dem edlen Grafen so huldigten, zeigte er sich in ihrer Mitte. Nicht minder war er für höhere Bodenkultur bedacht, und gab den Impuls zu täglich sich mehrenden landwirthschaftlichen und naturwissenschaftlichen Vereinen. Besondere Vorliebe hatte Szécsenyi für die Landeshauptstädte Pest und Ofen, und während Pest bis dahin eine armselige Provinzialstadt war, kaum so groß, als eine der letzten Vorstädte Wiens, ist sie heute die Stadt der Paläste, mit Hamburg, Dresden, München, Berlin, fast mit Petersburg rivalisirend. 1832 schuf er das zweite bedeutsame Institut für die ungarische Sprache, das nun vollsten Einfluß übende Nationaltheater, und das Musikkonservatorium. 1833 begann Szécsenyi die Idee einer großartigen Kettenbrücke zwischen Pest und Ofen anzuregen. Er hatte nämlich bereits die Donaudampfschifffahrt ins Leben gerufen, und so den herrlichen, zweitgrößten und längsten Strom Europa's seiner fast völligen Unbenützbarkeit entrissen, lustig segelten nun zahlreiche Steamer auf den blauen Wogen dahin, zu nicht geringem Erstaunen der Anwohner, und da der Verkehr mächtiger Hindernisse wegen ein sehr beschränkter war, so ging Szécsenyi wiederholt als k. Kommissair oberster Leitung der hydraulischen Arbeiten nach England, brachte alle Kräfte, um das riesige „Eiserne Thor" an der unteren Donau sprengen zu lassen, und schon am 11. Nov. 1834 passirte das erste Schiff den gereinigten Kanal; die Straße nach Konstantinopol war offen, und der Weltverkehr zwischen

Europa und dem schwarzen Meere hergestellt, den nun eine der großartigsten Stromflottillen mit hunderten von Dampfern unterhält. Soweit gekommen mußte eine neue Brücke zwischen den aufblühenden Schwesterstädten geschaffen werden. Szécsenyi ging auch zu diesem Zweck nach England, holte technische Anschauungen, legte diese in einer eigenen Broschüre dem Publikum vor, und brachte das Projekt vor den Landtag. Es handelte sich aber nicht darum, blos einfach eine kolossale Brücke zu spannen, ihre Akzeptation war zugleich die wichtigste, am schwersten durchzuführende, konstitutionelle Reformfrage, die der allgemeinen Besteuerung, indem auf der neuen Brücke Jedermann, auch der Adel zu zahlen hatte. Es gab lange, heftige Debatten, endlich aber war der Sieg errungen, der Ring der Prärogative gesprengt, die gleiche Tragung der öffentlichen Lasten im Prinzipe und allen Konsequenzen ausgesprochen, und Mr. Clark konnte 1844 den Bau der Brücke beginnen, die der große Reformer freilich nicht mehr 1849 vollendet anschaute, von deren Riesenpfeilern jedoch seit seinem Todestage die mächtigen Trauerflore flattern, die Nation an ihren größten Sieg erinnernd, an ihren Sieg über sich selbst, über vorknöcherte Exklusivität, Engherzigkeit, über die, den Tod der Nation in sich tragenden Privilegien. Als dieser Plan endlich auf dem Reichstage gutgeheißen, und Jedermann zur Zahlung verpflichtet wurde, erklärte ein alter Táblabiro (Gerichtstafelbeisitzer) weinend, nun sei der Tod der „schönen ungarischen Freiheit" eingetreten, und er wolle die unglückselige Brücke nie beschreiten. Dieser Schritt war aber die Rettung der Nation, und besonders des ungarischen Adels, und bewahrt letzteren für ewige Zeiten nicht nur den Dank und die Sym-

pathie des ganzen Volkes, ſondern auch vor dem Schickſale des polniſchen Adels.

1846 wurde Szécſenyi zum Präſidenten der Abtheilung für Kommunnikation bei der ungariſchen Statthalterei ernannt, und nun begann er die Regulirung der Theiß. Er gewann dadurch dem Lande eine Bodenfläche von über 150 Quadratmeilen, alſo ein Terrain, ſo groß als das Großherzogthum Heſſen-Darmſtadt, ſtellte die, ſchon vor den Römern beſtandene, ſpäter verfallene Verbindung der Donau mit der Theiß durch einen 25 öſtr. Meilen langen Kanal her, ſchuf die Dampfmühle in Peſt, und ging an die Aufgabe, durch den mächtigen Feſtungsberg in Ofen einen der längſten Tunnels brechen zu laſſen, um eine gerade Verbindung mit Peſt, über die Kettenbrücke nach den Gebirgen hinter Ofen herzuſtellen, eine Aufgabe, die nun auch glänzend gelöſt iſt, und Szécſenyi's Namen verherrlicht. Dem Reichstage von 1847 endlich legte der edle Graf ein Werk vor über die von ihm beabſichtigte Reorganiſation des geſammten Kommunikationsweſens, in welchem namentlich eine Regulirung aller Flüße, und die Ausbreitung eines vollſtändigen ſyſtematiſchen Eiſenbahnnetzes über das ganze Land ins Auge gefaßt war, und zu deſſen Ausführung er einen Kredit von 100 Millionen beanſpruchte. Die Revulotion durchkreuzte die Durchführung ſeiner großartigen Idee, aber früher oder ſpäter wird ſie noch ins Leben treten müſſen, und man ſieht, Baron Bruck war keineswegs ohne Vorgänger und ohne Ebenbürtigkeit.

Neben dieſer raſtloſen Thätigkeit, die Wunder hervorbrachte, wie man ſie nur Amerika zutraut, und faſt durchgängig in unmittelbarem Zuſammenhange mit derſelben,

veröffentlichte Szécsenyi auch eine Fluth von literarischen Werken. Großes Aufsehen erregte zuerst sein 1830 erschienendes Werk „Hitel," der Kredit, in welchem er dem altungarischen feudalen Eigenthumssysteme, dem Frohnwesen und anderen Säulen der „alten schönen Freiheit" als den eigentlichen Hemmnissen wirthschaftlichen Aufschwunges den Krieg erklärte, und zuerst das, Vielen wie Landesverrath lautende Wort aussprach, daß Ungarn nicht, wie gemeint wurde, gewesen sei, sondern erst noch sein werde, und müße! Das nächstfolgende Buch „Világ," Licht, führte diese Sätze noch weiter aus, zeigte die Konsequenzen, kämpfte für Assosiation, Ausbreitung des diplomatischen Rechtskreises der ungarischen Sprache, und Koncentration der Intelligenz. In einem dritten Buche endlich, „Stadium," zeigte er, daß seine Forderungen und deren Konsequenzen, Gleichheit vor dem Gesetze, gleichmäßige Besteuerung, Aufhebung aller Monopole, Privilegien, Prärogative u. s. w. nicht nur human, klug seien, nicht blos den bisher Unterdrückten, sondern nicht minder Denen zum Vortheil gereichen müßten, welche für den Augenblick der Ausübung Vorrechten zu entsagen haben. Der Eindruck dieser drei Schriften war unbeschreiblich. Von der ersten sagte ein ungarischer Schriftsteller: „Die Väter verbrannten auf dem Dorfe das Buch, während es die Söhne mit Andacht und Begeisterung lasen." Als die dritte Schrift erschien, hatte Szécsenyi schon die volle Majorität auf seiner Seite.

Er veröffentlichte aber noch viele andere größere und kleinere Werke.

Szécsenyi's ungarische Publikationen sind übrigens zahlreicher und nur obige wurden übersetzt, während man jetzt hoffentlich auch seine in die tausend gehenden einzelnen

Journalartikel und Landtagsreden ſammeln wird. Als Schriftſteller iſt er eben ſo klar in der Idee als geiſtreich, zumeiſt ironiſch ſatyriſch, daher ſich gerne in Cauſerien und Anekdoten ergehend, manchmal ſogar burſchikos und leichthin frivol, immer auf Weltſtandpunkten und doch durch und durch Ungar, ungemein geſchickt in jeglicher Vertheidigung, und fähig des höchſten rhetoriſchen Schwunges der Begeiſterung und des Begeiſterns, gerne aber zumeiſt nüchtern, demonſtrativ, explikativ, routinirter Geſellſchafter, herablaſſender Kavalier, manchmal auch etwas Pückler-Muskau. Sein Styl iſt flockig, aforiſtiſch, brillant, ſtellenweiſe und in ſpäterer Zeit aber auch von vollgeſtopfteſtem, längſtem Periodenbau, Idee in Idee eingeſchachtelt, und daher nicht immer ganz leicht und, wie Börne ſagt „flüßig, um ihn trinken zu können," man muß vielmehr kauen.

Was nun Szécſenyi's politiſche Thätigkeit und Parteiſtellung anbelangt, ſo bewies er ſich auf allen Reichstagen als entſchiedener und eifriger Freund der Freiheit und des Fortſchrittes, wenn er auch, als ihm die ultraliberale Partei, mit Koſſuth an der Spitze, über den Kopf wuchs, eben ſo eifrig gegen dieſe opponirte und mit nüchterner, weil ſtets praktiſcher Anſchauung der Sachlage und der möglichen Folgen vor dem Ueberſtürzen der ja von ihm ſelbſt ausgegangenen und ins Leben gerufenen politiſchen wie ſozialen Bewegung mit einer oft an Gereiztheit, noch mehr an faſt todesängſtliche Furcht ſtreifenden Profetenſtimme warnte. Und der Erfolg hat leider gezeigt, daß Szécſenyi das vollſte Recht zu ſolch bangen Gefühlen hatte. Man erzählt ſich, daß im Februar 1848 die Mitglieder des Reichtages in Preßburg ſich eben im Foyer verſam-

meltcn, um ſich in die Kammern zu begeben, als die Nachricht von der in Paris ausgebrochenen Revolution eintraf. Szécſenyi ſoll, dies hörend, mitten unter die verblüfften Perſonen aller Parteien getreten ſein und geſagt haben: „Meine Herren! die Dämme ſind eingeriſſen, der Strom wird ſich unaufhaltſam über ganz Europa ausbreiten, und alle noch ſo heterogenen Zuſtände in ſeine Strömung mit aufnehmen und verſchlingen, denn die Solidarität der Intereſſen läßt jetzt keinerlei ſtaatliche oder nationale Iſolirtheit mehr zu. Wir, auf ruhigem, geſichertem, ſchon von beſten Erfolgen begleitetem Wege bloßer Reform werden, wenn wir es darauf ankommen laſſen, mit in den Strudel der Revolution hineingeriſſen; geht es gut aus, was ſehr zu bezweifeln, denn wir ſind noch nicht reif zu einer kompletten Selbſtſtändigkeit und zum Anbinden und Ausharren mit und gegen ganz Europa, ſo haben wir auf Koſten vielen Blutes wenig mehr gewonnen, als wir ſchon auf dem Reformweg gewannen, und noch gewinnen können; geht es aber ſchlecht aus, und das iſt ſtets zu fürchten, wenn man ſein ganzes Schickſal auf Eine Karte ſetzt, ſo hat dann endlich Oeſterreich, auf welche Gelegenheit es ſeit drei Jahrhunderten wartete, und ſtets ſie provozirte, ohne uns auffitzen zu machen, den ſcheinbar richtigen Vorwand, die Verträge mit uns für gebrochen und annullirt und uns und unſer Land für erobert zu erklären! Dem iſt nur vorzubeugen, wenn wir es nicht darauf ankommen laſſen, vielmehr noch rechtzeitig und in weiſer Politik das Heft ſelbſt ergreifen, und ſtatt Oeſterreich Zeit und Gelegenheit zu geben, uns zu erobern, in der Offenſive Oeſterreich retten und es vor der Revolution bewahren. Meine Herren! wiederholen wir das pro regno der Mariathere-

ſianiſchen Zeit, verfügen wir uns in Corpore nach Wien, und ſtellen wir uns, frei von aller Parteianſchauung, dem Könige zur Dispoſition, retten wir ihm ſeine Geſammtmonarchie, und laſſen wir ihn nicht von den Ruſſen und Baſchkiren retten; dann ſpielen wir die erſte Rolle im Reiche und können für dasſelbe die heilſamen Reformen ohne Widerſpruch begehren, ja als Bedingniß fordern, und mit einer ſo großen, und alle loyalen Sympathien Europa's für ſich habenden Nation wird man nicht ſo leicht fertig, ließe man es ſich vielleicht nach vollbrachter Rettung beifallen, des Dankes und der Zuſagen zu vergeſſen!"

Natürlich war die Stimmung der Reichstagsmitglieder, beſonders durch die Erregtheit in Folge der eben erhaltenen Nachrichten, keine ſolche, um, wurde er wirklich gemacht, ſolch einem Vorſchlage, der eben ſo kühn als weiſe, jedoch zugleich auch ohne allgemeine ſchon vorhergehende Begeiſterung kaum ausführbar war, Gehör zu ſchenken. Und wie hätte eine Begeiſterung für Metternich's Oeſterreich, nach dreiundzwanzigjähriger Oppoſition dagegen, und im Augenblick vorhanden ſein ſollen, als ſich durch das Pariſer Signal die Ausſicht bot, ganz unabhängig zu werden?

Das Geſchick mußte ſich erfüllen, und was nicht ſelber ſchob, wurde geſchoben; die Ereigniſſe nahmen ihren nicht mehr zu hemmenden Lauf, und das Aufeinanderplatzen der durch Hetzereien noch mehr gereizten Parteien konnte nicht mehr verhindert werden, und nach der Ermordung Lamberg's ſoll Szécſenyi mit dem jungen Palatin Erzherzog Stefan — der ſich ſelbſt nicht zu rathen und zu helfen wußte, — eine lange, tiefe Unterredung gehabt haben, darnach aber in heller Verzweiflung davongeeilt, und auf dem Wege nach Waizen oder Gran in Wahn-

sinn ausgebrochen seiu. So erzählte die Fama, und es wurde hinzugesetzt, er sei aus dem Fenster gesprungen, und habe sich in der Tobsucht die Zunge abgebissen. Daß letzteres nicht wahr war, konnte man sich später genügend überzeugen.

Und so saß denn der edle Graf zwölf Jahre lang in jener Irrenanstalt, anfangs tief zurückgezogen, wohl auch voll Bangen, und gewiß schwer gemüthskrank, wenn auch vielleicht nicht im Geiste gestört. Und er sah und hörte alle die unglaublichen Vorgänge als scharfer, ruhiger, geschützter Beobachter. Zuerst eben so unerwartet das so glänzend sich zu wenden scheinende Kriegsglück, den Jubel der begeisterten Sieger, das Staunen Europa's, und das minutenlange Schwanken in der diplomatischen Anschauung, dabei die Rathlosigkeit im andern Lager; hierauf die eben so unerwartete Wendung, das Einschreiten der Mächte.

Ein Freund und Landsmann, der lange Jahre im intimen Verkehr mit dem großen Reformer stand, auch sogar in seinem Hause wohnte, erzählte mir, der Graf habe ihm selbst und völlig anders das Faktum seiner Bekehrung und Umkehr erzählt, als ich es in diesen Denkzeilen nach der allgemeinen Sage gab, daß nämlich ein französischer Staatsmann den jungen Rittmeister durch eine Bemerkung dem Vergnügungstaumel entriß. Graf Széchenyi, noch Militär, besuchte vielmehr einmal seinen Gutsnachbarn, den Fürsten ....., einen weltberühmt reichen Grundbesitzer, der aber damals noch berüchtigt tief verschuldet war. Während nun der Graf sich mit dem Fürsten unterhielt, meldete plötzlich des letztern Kammerdiener, ein Bankier — möge er Meyer genannt werden, — erbitte die Gnade, Seine Durchlaucht sprechen zu dürfen. Der Fürst befahl den

Beſuch eintreten zu laſſen, und als er mit dem Grafen allein war, erſuchte er dieſen dringendſt, ihm nicht von der Seite zu weichen. Szécſenyi frug erſtaunt, ob ſich der Fürſt etwa gar vor dem Juden fürchte, und mit Grund zu fürchten habe? Der Fürſt jedoch erwiederte, er wolle den Grafen nicht im eigenen Intereſſe hier behalten, ſondern um ihm Einſicht in Verhältniſſe zu gewähren, die leider damals auf dem geſammten ungariſchen Adel laſteten, und die in ihrer ganzen Scheußlichkeit kennen zu lernen einem jungen Kavalier nur zur beſten Lehre dienen könne, und ſomit ſchob er den Grafen hinter eine ſpaniſche Wand. Gleich darauf führte der Kammerdiener den Wiener Geſchäftmann in den Salon; der Geldprotz verneigte ſich tief und huldigendſt vor dem Fürſten, und getraute ſich kaum näher zu treten. Im Augenblicke jedoch als der Kammerdiener verſchwunden war, richtete ſich der Geldmäkler hoch und brutal auf, ging auf Seine Durchlaucht los, und frug im verächtlichſten Tone: „Was iſt's nun mit Ihnen, mein lieber Fürſt, wann werden Sie endlich zahlen? Solch unverbeſſerliches Lumpenthum verdient keinerlei Rückſicht mehr und meine Geduld iſt erſchöpft. Was heißt, immer prolongiren und die paar Intereſſen zahlen, wenn man nie zu ſeinem Kapitale kommt, und dabei immer ſehen muß, wie dieſe Bettelherrlichkeit, dieſe Verſchwendung und Praſſerei fortgeführt wird auf anderer Leute Koſten, und die Schulden immer, immer mehr anwachſen?" Und in dieſem Tone ging's fort. Der Fürſt demüthigte ſich bis zur Unglaublichkeit, — vielleicht eben weil er einen Zeugen in der Nähe wußte, dem er eine heilſame Lektion ertheilen wollte, — bot die unmenſchlichſten Prozente, wies auf ſeinen großen Aktivſtand, und daß ihn nur die ſchlechten

Kreditverhältnisse der Monarchie zwangen, trotz seines reichen Besitzes Schulden zu machen, um durch sein fürstliches Hauswesen hunderten von ärmern Leuten Brot und Amt geben zu können, und bat nur noch um kurze Prolongation. Vergeblich, der reiche Wucherer beutete die Gelegenheit im vollsten Maße aus, den hohen Magnaten, dessen Ahnen und der selbst für sein Land so viel gethan und dessen Stütze in trüben Tagen war, sich zu Füßen des Gläubigers winden zu lassen, und ihm keinerlei Entwürdigung zu schenken, auf daß er fühle, wie sehr er in Händen des Darleihers sei, und erst nachdem dieser seinem Opfer alle moralischen Fußtritte ertheilt und die Prolongation auf das höchste Prozent geschraubt hatte, gewährte er diese im Tone einer Begnadigung unterm Galgen. Als sich der Bankier entfernt hatte, stürzte Szécsenyi wüthend und knirschend aus seinem Versteck hervor, und starrte den ebenfalls bleichgewordenen Fürsten voll Entsetzen an. Dieser aber meinte: „Siehst Du, Stefi! diese Lektion war Dir nöthig. Mir ist nicht mehr zu helfen, ich sitze nun schon durch meine Väter und durch meine zu späte Selbsterkenntniß unrettbar in diesem tiefen Schlamme, aber Du trittst erst Dein nicht großes, jedoch wohlgeordnetes Vermögen an, und machst schon im vorhinein Schulden ohne jegliches Bedenken. Also merke Dir diese Lektion, sofern Du nur eine Ader wirklichen Kavaliergefühles und des Patriotism in Dir hast, und suche diesem Fluche zu entgehen, so lange es noch Zeit ist, um so mehr, als man in Wien gar sehr gerne diese Umstrickung sieht, durch die der freiheitsliebende trotzige ungarische Adel so sicher und leicht gebändigt und zahm gemacht wird, weßhalb denn auch gar nichts geschieht, vielmehr man Alles hintertreibt, uns einen

ſittlichen und natürlichen Kredit als reichſte Grundbeſitzer der Monarchie zu verſchaffen.“ Graf Széchenyi vergaß denn auch dieſe Lektion nicht, und in der That war er bald der beſtrangirteſte Kavalier, was in damaliger Zeit zu den Unmöglichkeiten gezählt wurde. Während ſeiner Reformthätigkeit ſoll er durch glückliche und allgemein bekannte ſehr ehrenwerthe Spekulationen ſeine Jahresrente verdoppelt haben, indem er Güter und Häuſer ankaufte, die eben durch ſeine gemeinnützigen Reformen zuletzt höhern Werth erhielten, was ſein vorurtheilsfreier und praktiſcher Blick rechtzeitig vorausſah. In ſeinem Hausweſen war er großer Herr, jedoch ohne alle Verſchwendung. Neben dem franzöſiſchen Koch hielt er ſich eine ungariſche Köchin, denn er liebte beſonders jene ſubſtanziöſen und gewürzreichen Nationalſpeiſen, die aus der Volksküche hervorgegangen, zeitweilig von der höheren Geſellſchaft verſchmäht wurden, ſeither aber in Ungarn in allen ſozialen Schichten wieder ihre Herrſchaft faſt ausſchließlich erlangten, und ebenſo ſehr dem Klima angemeſſen, als nährend und geſchmackreich, und zudem ein Faktor der Nationaliſirung ſind. Bei weiſeſter Oekonomie war der Graf jedoch ſtets ungemein großmüthig und generös, wo er es am Platze fand.

Es iſt äußerſt ſchade, daß Niemand daran dachte, Graf Stefan Széchenyi's ſo witzige Einfälle und die ihm ſo geläufigen Anekdoten zu ſammeln. Ein Freund ſchreibt hierüber: Der Graf erzählte, er ſei eines Tages in der Gegend jenſeits der Theiß gereiſt, welche man „Nyir“ heißt. Er kehrte in einem von Wallachen bewohnten Städtchen ein, wo er etliche Tage zu thun hatte. Beim Fortgehen überreichte ihm der wallachiſche Wirth eine Rechnung, die man ſelbſt im erſten Hotel von Paris hätte unverſchämt

nennen müſſen. „Dabei,“ fügte der Graf hinzu, „brauche ich nicht zu bemerken, wie elend die Bewirthung war. Ich ärgerte mich, gar nicht zu ſagen. Mein Verdruß war um ſo größer, als ich kein Mittel ſah, ihn den Wallachen fühlen zu laſſen. Herabzuhandeln, das erlaubte mir der Rang und Stellung nicht, — man nannte mich damals nur den „großen Grafen“ in ganz Ungarn, ich durfte auf ein paar Dukaten mehr nicht ängſtlich achten. Noch weniger konnte ich ihn über die Bank legen laſſen, wie man hier in Wien glaubt, daß dies ſo ſehr im Geſchmacke ungariſcher Magnaten gelegen, was durchaus nicht wahr iſt. In dieſer ärgerlichen Verlegenheit fiel mir plötzlich ein guter Witz bei. Ich bezahlte nicht nur bereitwillig, und ohne die Miene zu verziehen; ich ſtellte mich vielmehr noch äußerſt erſtaunt, wie wohlfeil es in jener Gegend ſei, lobte über die Maßen das wohlfeile Gaſthaus, und verſicherte den Wallachen, ich hätte wenigſtens eine dreimal größere Rechnung erwartet. Der Wirth ſtand ganz verblüfft da, und ich fühlte die ſüßeſte Rache. Denn dem Lumpen hab' ich für zeitlebens in der Seele den Stachel der Reue zurückgelaſſen, daß er den Grafen Szécſenyi nicht noch beſſer rupfte! Er wird nie über den Vorwurf gegen ſich ſelbſt hinauskommen, welch ein Eſel er war, nicht eine noch unverſchämtere Rechnung gemacht haben. Und das war meine Rache!“

Oft wenn der immer auf's Praktiſche des Lebens ausgehende Graf einer Kunſtvorſtellung beiwohnte, pflegte er zuletzt zu ſagen; „Schön, ſehr ſchön! Aber zuerſt muß man bedacht ſein, ſich ein Haus zu bauen, dann ein Dach darauf zu geben, und zuletzt erſt kommen die Spatzen auf dem Dache, und die kommen von ſelbſt!“

Bekannt, und ſogar in die „Münchner-Fliegenden Blätter“ übergegangen, iſt die Anekdote, daß ſich der Graf einmal bemühte, eine immenſe Volksverſammlung in Klein-Kumanien zu haranguiren, und zu großartiger Arbeitſamkeit zu inflammiren, indem er Englands raſtloſe Thätigkeit ſchilderte. Er ritt immer auf dem Nachdruck herum: „dieſe Engländer, ewig und ewig arbeiten ſie, Niemand iſt müßig und zu keiner Stunde, der Lord wie der Bauer, die Dame wie die Fabriksarbeiterin, alle arbeiten ſie, immer nnd immer arbeiten ſie!“ Und nachdem er in dieſer Schilderung innehielt, und die Maſſen ſchon weich geſotten meinte, erhob ſich in den Reihen plötzlich ein allgemeines Gemurmel und die Vorderſten, die gaffenden Mundes erſtaunt dieſer Schilderung zugehört hatten, ſagten mit tiefem Bedauern: „Dieſe Armen! Immer und ewig arbeiten ſie? O dieſe Armen!“

Lachend erzählte der Graf oft, daß ihm einſt ein franzöſiſcher Kavalier eine große Anzahl feinſter Porzellangefäße zum Geſchenke gemacht hatte. Szécſenyi beorderte den Hausverwalter, behutſam dieſe preziöſen Gaben ſeiner ſonſtigen Einrichtung einzuverleiben, und lud den liebenswürdigen Geber zu Gaſt. Als das Diner ſervirt wurde, ſahen ſich Gaſt und Hausherr plötzlich bei einem der Gänge verblüfft an, und der Graf brach raſch in ein helles Gelächter aus, denn eines der gaſtronomiſchen Kunſtwerke des Koches wurde in einem der eben erhaltenen feinen Porzellangefäße auf den Tiſch geſtellt, ... die Porzellanſchüſſel war aber nichts weniger als zu ſolchem Gebrauche beſtimmt, vielmehr zu ſehr bekannten Kaltwaſſerkuren! Der Marquis lachte nicht minder unbändig über dies mißverſtandene Kompliment, welches der Stewart ſo über-

aus naiv sich ausgedacht hatte. — Hoffentlich wird sich Jemand noch in Ungarn die Mühe nehmen, aus dem Munde der Zeitgenossen mehrere dieser köstlichen Anekdoten nachträglich zu sammeln.

Die Journale Wiens nicht minder als die ungarischen bringen fortwährend Beiträge zur Illustration sowohl des Lebens und Wirkens, wie des unglücklichen Endes des großen Reformers und der Ovationen, welche die Nation seinem Andenken darbringt. Wer diese Zeilen gelesen, wird wohl begreifen, was Ungarn der Verklärte war, und daß es wahrlich nicht bloß um vom Zaune gebrochene Demonstrationen zu thun ist. Die Nation legte insgesammt sechswöchentliche Trauer an, und ebenso lange flatterten die Trauerflore von der herrlichen Kettenbrücke, die Ofen und Pest, und durch ihre höhere konstitutionelle Bedeutung, alle Völker und Parteien Ungarns verbindet. Daß diese Einigkeit völlig vor sich gegangen, kann unter Anderm auch der „Nachruf" bezeugen, welchen das Journal „Pester Lloyd," das Organ der deutschen Bevölkerung Pests und Ungarns, dem edlen Todten widmete. Er lautete, gedruckt in schwarzer Einfassung:

„Graf Stefan Szécsenyi, der hochgefeierte Patriot, der das Glück und den Ruhm Seines Vaterlandes stets im Herzen trug, der Seine Nation aus dem geistigen Schlummer wachrief durch Werke des Geistes, die Seinen Namen verewigen, der durch hochherzige Opfer und unermüdetes Streben blühende Pflanzstätten für nationale Bildung, für Kunst, Wissenschaft und Kultur ins Leben rief; der die materielle Wohlfahrt Seines Volkes förderte durch Unternehmungen, die ihre Segnungen verbreiten in Hütten und Palästen, und sich ergießen bis zu den fernsten Ge-

ſtaden; der, hohen Geiſtes voll, mit prophetiſcher Seher-gabe und glühender Liebe, mit unwiderſtehlicher Kraft und Energie für das Vaterland wirkte, ſo lange es Tag war, bis die Nacht für Ihn hereinbrach, die ſein Wirken endete; — dieſer Edle und Hochverdiente iſt nicht mehr! Am 8. April d. J. ſchied er aus dieſem Leben, nnd in der ſtillen Gruft Seiner Väter ſchläft Er nun den letzten langen Erdenſchlaf.

Das trauernde Vaterland ſegnet das Andenken des großen Todten! Es findet Troſt und Erhebung in dem Gedanken: daß es ihn beſaß; es wird ſeines Stefan Széchenyi, an deſſen Namen ſich Alles knüpft, was einem Volke heilig und theuer iſt, nicht vergeſſen; es werden die ſpäteſten Enkel dieſen Namen, bei deſſen Klang jedes Herz höher ſchlägt, mit Liebe, Ehrfurcht und Bewunderung ausſprechen; der ganzen Nation aber, der Mit- und Nach-welt wird ſein Vorbild leuchten und eine Mahnung ſein: in Seinem Geiſte fortzuwirken, und feſten Schrittes die Bahn zu wandeln, die Er vorgezeichnet durch Wort und That!

So — Sein Werk fortſetzend — ehrt das Vaterland das Andenken ſeines größten Sohnes; ſo feiert Ungarn würdig das Gedächtniß des Unſterblichen!"

Die Wiener „Preſſe" bringt über Graf Széchenyi's Bravour bei der Schlacht von Leipzig folgende Notiz:

Am Abend des 17. Oktobers 1813 war der Feldmar-ſchall Fürſt Schwarzenberg in Ungewißheit, ob er am fol-genden Tage darauf rechnen könne, bei dem Angriffe, den er mit der Hauptarmee für den 18. beſchloſſen hatte, durch einen gleichzeitigen Angriff des Feldmarſchalls Blü-cher unterſtützt zu werden, indem man in jenem Zeitpunkte außer durch einen ſehr weiten Umweg, ſonder Verbindung

mit dem schlesischen Heere stand. Fürst Schwarzenberg äußerte sich gegen seine Umgebung, daß es höchst wünschenswerth wäre, wenn sich Jemand fände, der dem Feldmarschall Blücher die Aufforderung dazu würde überbringen wollen; ein gefährliches Unternehmen, weil um Blücher noch zeitig zu erreichen, es kein anderes Mittel gab, als die französischen Vorposten, vielleicht die Armee selbst zu passiren. Graf Stefan Szécsenyi, damals zweiter Rittmeister bei Merveldt-Uhlanen und Ordonnanz-Offizier des Feldmarschalls, ein kühner Reiter, prächtig beritten, erbot sich, diesen Ritt zu machen und unternahm ihn wirklich. Glücklich passirte er einigemal, sich auf sein gutes Pferd verlassend, französische Truppen und erreichte gegen 10 Uhr Abends den Feldmarschall Blücher. Dieser fand sich auf der Stelle bereit, der Aufforderung des Fürsten zu folgen, zweifelte aber sehr an der Mitwirkung Bernadotte's, Kronprinzen von Schweden, wenn er nicht bestimmt dazu aufgefordert werde, und fragte Szécsenyi, ob er nicht auch einen Auftrag an jenen habe. Szécsenyi verneinte dies, aber schnell gefaßt, erbot er sich, unverzüglich zum Kronprinzen zu eilen, und indem er die Verantwortung auf sich nahm, diesem eine gleiche Aufforderung zu bringen, wie an Blücher. Dieser ließ ihm gleich frische Pferde vorführen, und Szécsenyi eilte, dem Kronprinzen die Einladung des Fürsten Schwarzenberg zur Schlacht auf den 18. Oktober zu bringen.

Die Erfolge dieses Tages zeigten, daß Szécsenyi's Ritt nicht vergebens war; er selbst machte noch einmal beim grauenden Morgen des 18. den Weg durch die französische Armee zurück und meldete noch vor dem Beginne

der Schlacht dem Feldmarschall Fürsten Schwarzenberg das Resultat seiner Sendung.

Graf Szécsenyi avancirte zum ersten Rittmeister und erhielt den russischen Wladimir-Orden vierter Klasse."

Am 11. April Nachmittag 4 Uhr fand die Beisetzung der Leiche des edlen Grafen in Groß-Zinkendorf statt. Nach der Einsegnung in Döbling wurde der Sarg per Eisenbahn nach der Erbherrschaft gebracht, dort von allen Beamten und sämmtlichen Einwohnern am Dienstage feierlichst mit Fackeln empfangen. Am Mittwoch war der Leichnam in der Schloßkapelle beigestellt, um den sich 5—6000 Menschen versammelten. Am Donnerstage trugen acht junge Grafen Szécsenyi den Sarg zu dem mit vier Pferden bespannten Trauerwagen. Den Leichenzug eröffneten die Kinder, die Schuljugend, alle Einwohner von Klein- und Groß-Zinkendorf; darauf folgten der Ortspfarrer mit 16 Geistlichen, ferner die Dienerschaft, dann der Wagen mit dem Sarge, auf welchem des Verblichenen „Kalpak" und der bekannte violettfarbige „Attila" lag, den der Graf im Irrenhause zu besonderen Feierlichkeiten anzulegen pflegte. Links und rechts vom Wagen gingen 400 Fakelträger, unter denen viele der angesehensten Bürger Oedenburgs; ihnen folgten knapp hinter dem Wagen die tiefgebeugten Söhne, die Grafen Béla und Ödön Szécsenyi, und die übrigen Verwandten, sowie eine Elite persönlicher Freunde, darunter Graf Stefan Károlyi, Josef v. Uerményi, Baron Podmaniczky, Herr v. Babarczy, Graf Pallavacini, mehrere Zicsy, Franz v. Deák, Klauzál, Baron Sigmund Kemény, der Sekretär der Akademie Dr. Franz Toldy u. s. w., die an jenem Tage mit Extratrain von Wien gekommen waren. Den Schluß bildeten zahllose

Volkmaſſen aus aller Umgegend. Der Zug bewegte ſich ſtill, geſanglos zur Familiengruft nach Groß-Zinkendorf, wo die acht jungen Grafen den Sarg in die Krypte trugen, nach dem Gebete alle Anweſende Vörösmarty's „Szózat" abſangen, und dann ruhig auseinander gingen.

Am 30. April fand in der Pfarrkirche der innern Stadt in Peſt das Requiem ſtatt, welches die ungriſche „Gelehrten-Geſellſchaft" dem Andenken des großen Todten abhalten ließ. Tauſende aus allen Komitaten waren herbeigeſtrömt; um den reichgezierten, von 200 Kerzen umflammten Katafalk, der die Familienwappen der Grafen „Szécsenyi de Sárvár-Felsövidék" trug, ſtanden ſämmtliche Mitglieder der Akademie, alle Vorſtände der einzelnen Vereine und Inſtitute, ſowie die ungriſche Jugend, Alle mit brennenden Kerzen. Eben ſo zahlreich hatte ſich der hohe Adel eingefunden, und auch der in Wien wohnende ſchikte ſeine Vertreter. Nicht minder hatte ſich der Landes-General-Gouverneur, Feldzeugmeiſter Baron Benedek eingefunden. Nicht nur die große Kirche war überfüllt, auch die Plätze um ſie, und der Donaukai, zumeiſt von Perſonen in ungariſcher Nationaltracht. Vom Rathhauſe, vom Akademiegebäude, vom Kaſino und anderen Paläſten wehten Trauerfahnen. Se. Eminenz der Kardinal-Erzbiſchof und Primas von Ungarn, Johann Scitovſzky von Groß-Kér, obgleich ſeit längerer Zeit kränklich — celebrirte in eigener Perſon den Gottesdienſt. Nach deſſen Beendigung ſprach der Präſident Graf Emil Deſſewffy im Namen der Akademie dem Kardinal-Primas den Dank für Annahme der Einladung aus, betonend, daß der ungriſche Klerus mit der Nation vereint ſei im Glauben an die Gerechtigkeit, in

der Liebe zum Vaterlande, und in der Hoffnung einer glücklichen Zukunft. Der Primas antwortete im gleichen Sinne und küßte dann die Grafen Béla und Oedön Szécsenyi auf die Stirne. Schließlich empfing der Kardinal eine „Deputation der Jugend," und segnete sie und die Menge, welche vor seinem Fenster im Pfarrhofe versammelt war.

Hierauf sang man den „Szózat" von Vörösmarty, und die berühmte „Hymne" von Kölcsei ab, letztere mit Musik von Erkel, und das gesammte Publikum begab sich dann zum „Hotel zur Königin von England," wo die jungen Szécsenyi's abgestiegen waren, um diese zu begrüßen. Dieselben dankten schweigend; und nach nochmaliger Absingung der ersten drei Strofen des „Szózat" zerstreute sich die Menge.

Alle Verkaufsläden waren den ganzen Tag über geschlossen; die Stadt hatte eine feierliche Fysiognomie; die Ordnung ward keinen Augenblick gestört.

Seitdem erschienen bereits mehrere Beiträge zur Aufhellung des tragischen Ereignisses in Döbling. Die Augsburger „Allgemeine Zeitung" brachte den Brief des Polizeiministers Baron Thierry, welchen derselbe nach der Konfiskation der Papiere an den Grafen richtete, der sehr fein und rücksichtsvoll gehalten ist, aber deutlich erkennen läßt, daß die Regierung selbst an die Geistesstörung und daher Unzurechnungsfähigkeit des Inquirirten nicht glaubte, so fest Dr. Görgen in seiner Vertheidigung behauptete: „Der Graf war wirklich vom Momente seiner Ankunft in meinem Hause bis zum Augenblicke seines Todes geisteskrank; er war trotz aller Liebenswürdigkeit im Umgange und seines glänzenden Konversationstalentes in hohem

Grade irrſinnig und unzurechnungsfähig.“ Jedoch eine eben erſchienene Schrift: „Graf Stephan Széchenyi im Privatirrenhauſe zu Döbling. Von Dr. Rudolf Gußmann“ gibt ſo merkwürdige Aufſchlüße, daß eher anzunehmen iſt, Dr. Görgen ſelbſt ſei unzurechnungsfähig geweſen, wenigſtens leidet er an notoriſcher Gedankenloſigkeit und Gedächtnißſchwäche, ſomit ſeine Behauptungen ſehr in Zweifel zu ziehen ſind. Aus jener Schrift erfährt man auch, daß der Sohn des ſeligen Palatins von Ungarn, der Erzherzog Joſef, Bruder des Palatin Erzherzog Stefan, den edeln Grafen in ſeinem Aſyl pietätsvoll beſuchte. Ferner erzählt jener Arzt, daß Széchenyi, um ſeine Schlafloſigkeit zu verwinden, ſich leidenſchaftlich aufs Schachſpiel warf, und einen Partner ſuchte, mit dem er von Abends bis gegen zwei und drei Uhr nach Mitternacht das Spiel betrieb, und die gewidmete Zeit durch hundert Gulden Monatsgage zu entſchädigen ſuchte. Aber Niemand hielt die Aufgabe aus. Zuerſt nahm es ein halb Jahr lang einer der bedeutendſten jungen Schriftſteller Oeſterreichs auf ſich, das Problem zu löſen, ein Mann, von deſſen Schriften der Graf mit größtem Reſpekte ſprach. Ihm folgte ein junger ſehr armer Ungar, der aber plötzlich ſelbſt wahnſinnig wurde. Darnach ſpielte der Sekretär des Grafen, Kiß, mit demſelben, doch einige Tage nach Széchenyi's Tode wurde auch Kiß als irrſinnig in eine allgemeine Anſtalt gebracht! Remittere animum quasi amittere est!

Die moderne Geſchichte hat nirgend einen größeren und edleren Karakter aufzuweiſen, als Ungarn in ſeinem Széchenyi beſaß. „He vas a man, take him for all in all!“ Dieſe Worte des größten Dichters ſind Széchenyi's würdigſte Grabſchrift. Und um dies gigantiſche,

allbefruchtende, ſtetig rege Streben und Leben ſo gewaltig abzuſchließen, das die Erinnerung daran dem Gedächtniße jedes Ungars bis in die ferne Enkelwelt glühend eingebrannt bleibe, enthob den Edlen das Schickſal unter tragiſcheſtem Abſchluß dieſem irdiſchen Daſein, dadurch zugleich Menſchliches an ihm ſühnend und ihn den Göttern gleich machend!

Ungariſche Journale bringen ſo eben folgenden offenen Brief:

„Wenn den unausſprechlichen Schmerz, mit welchem uns — meine theure Mutter, meinen Bruder Oedön und mich — das traurige Ende des heißgeliebten unvergeßlichen Gatten, resp. Vaters, erfüllte außer der Religion und Ergebung in den heiligen Willen des Allmächtigen — noch etwas auf dieſer Welt zu lindern vermöchte, ſo wäre es jene allgemeine Sympathie und innige Theilnahme an unſerer Trauer, die ſich im ganzen Lande bei Korporationen ſo wie bei Einzelnen — in ſo auszeichnender Würdigung der dem Dienſte des Vaterlandes geweihten Bemühungen des Seligen, äußert, und die in ſehr zahlreichen direkt an uns gelangten und fortwährend noch anlangenden Zuſchriften von Geſellſchaften, Vereinen, Inſtituten und Privaten in warmen Troſtesworten ihren Ausdruck findet, ſo wie beinahe jede Gemeinde des theuren Vaterlandes vor der Oeffentlichkeit ein herzerhebendes Zeugniß derſelben ablegt. Die Wunde unſers Herzens brennt in dem Augenblicke noch zu ſtark, unſer Schmerz iſt zu groß, als daß wir fähig wären, alle dieſe Aeußerungen der Theilnahme einzeln zu erwiedern und dafür unſern Dank auszuſprechen. Mögen daher alle Jene, die ihn gelindert haben, es geſtatten, daß wir ihnen für die uns bewieſene überaus

herzliche Aufmerksamkeit und Theilnahme den heißesten Dank unserer betrübten Herzen hiemit aussprechen. Unsere Familie wird diese Zuschriften und Kränze, welche einige derselben begleiten, immerwährend als schätzbare theure Reliquien betrachten, bewahren, und gleich einem Sonnenstrahle wird die Erinnerung der Theilnahme, die sich in allen Schichten unserer heißgeliebten Nation geäußert, den Kummer dieser trübsten Stunden unseres Lebens mildern. Gebe der allmächtige Herr des Himmels, daß in diesen schweren Zeiten keine ungarische Brust ihre Opferwilligkeit dem Vaterlande entziehe, und möge er es gestatten, daß das prophetische Wort meines lieben seligen Vaters in Erfüllung gehe: „Magyarország nem volt, hanem lesz!“ (Ungarn war nicht, es wird!)

Groß-Zinkendorf, 23. April 1860.

Graf Béla Szécsenyi.“

Zwei Szécsenyi-Lieder.

(Geſungen beim Begräbniß, wie auch beim Requiem.)

I.

Hymne.

(Gedichtet 1820.)

Metriſch nach dem Ungariſchen des Franz Kölcſei.

Segne doch den Ungar, Gott!
Gieb ihm Frohſinn, Segen;
Schütze ihn Dein Schwert vor Spott,
Stürmt der Feind entgegen.
An des Mißgeſchickes Statt
Sei's vom Glück begrüßet,
Vorzeit — ſelbſt auch Zukunft! — hat
Schon dies Volk gebüßet!

Unſre Ahnen haſt gelenkt
Du nach den Karpaten;
Bendeguzens Blut geſchenkt
Rings die ſchönen Saaten.
Und ſo weit da rauſcht die Theiß,
Und die Donau fluthet,
Blühet Arpàd's Heldenreis,
Herzhaft, hochgemuthet.

Ließeſt uns mit Goldgelock
Reifen Kunſàk's Ähren,
Impfteſt Nektar in den Stock
Der Tokayerbeeren;
Oft auf türk'ſchem Wall erſchien
Unſ're Fahn geſchwungen,
Und ſogar das ſtolze Wien —
Màtyàs hat's bezwungen!

Doch Dich hieß der Sünden Zahl
Zürnen dieſem Volke;
Schleuderteſt den Blitzesſtrahl
Aus der ſchwangern Wolke;
Bald umziſchte uns der Pfeil
Der Mongolenhorden,
Bald iſt Türkenjoch zu Theil
Uns gar ſchwer geworden.

Siegslied ſang beim Schwung des Speer's
Oft auf den Gebeinen
Unſeres geſchlag'nen Heer's
Der Moſlem den Seinen!
Oft auch konnteſt, Heimatsland,
Du den Mord nicht hindern,
Wardſt durch eigner Kinder Hand
Grab von Deinen Kindern.

Mancher Flüchtling floh umher
Mit den irren Winden,
In der Heimat konnte er
Keine Heimat finden!

Bergauf klomm er, floh zum Fluß,
Schreckniß ihn umſchnaubte!
Lachen Blut's ſah er zu Fuß,
Feuer überm Haupte.

Gab es Burgen? Trümmer jetzt,
Luſt und Freud' entflohen;
Todesröcheln hat erſetzt,
Trauer Luſt der Frohen,
Und doch ſproß die Freiheit nicht
Aus des Blutquells Laugen:
Schwerer Knechtſchaft Thräne bricht
Aus Verwaister Augen!

Schone Gott, den Ungar, den
Stürme wild umtoben.
Laß Dein Schutzſchwert endlich ſeh'n
Ueber ihn erhoben!
An des Mißgeſchickes Statt
Sei's von Glück begrüßet,
Vorzeit wie die Zukunft hat
Schon dies Volk gebüßet.

II.

„Szózat“ (Aufruf!)

(Gedichtet 1840).

Metriſch nach dem Ungariſchen des Michael Vörösmarty.

Sei, Ungar, treu dem Vaterland,
Sei's unerſchütterlich!
Es war Dir Wiege, wird Dir Grab,
Jetzt nährt, einſt deckt es Dich!
In großer Welt giebt's außer hier
Für Dich ſonſt kein Revier;
Ob Fluch, ob Segen — hier doch mußt
Du leben, ſterben hier!

Es iſt der Boden, drauf ſo oft
Das Blut der Väter floß,
An den ein ganz Jahrtauſend ſchon
Jed' heil'gen Namen ſchloß.
Hier kämpfte um ein Vaterland
Des Arpàd's Heldenſchwarm,
Und hier auch brach entzwei das Joch
Des Hunyad's ſtarker Arm.

O Freiheit! Deine Blutſtandart
Trug man von hier zum Sieg.
Und unſ're Beſten ſanken hin
In langem Kampf und Krieg.

Und unter ſolchem Mißgeſchick,
Nach ſchwerſtem Widerſtand,
Lebt — zwar gebeugt — gebrochen nicht!
Ein Volk in dieſem Land!

Und Völkerheimath, große Welt,
Kühn ruft's zu Dir in Noth:
„Ein tauſendjährig Leiden fleht
Um Leben, oder Tod!“
Es kann nicht ſein, daß unnütz floß
So vieler Herzen Blut,
Daß um dies Land ſo manche Bruſt
Zerſprang in Schmerz und Wuth.

Es kann nicht ſein, daß Kraft, Verſtand,
Ein Wille, heilig rein,
Sich nutzlos müh'n, von einem Fluch
Erdrücket ſollten ſein!
Noch kommen muß, noch kommen wird
Uns eine beſſ're Zeit,
Nach der viel Tauſend im Gebet
Aufflehen weit und breit.

Wenn nicht, ſo kommt, wenn's kommen muß,
Großartig uns ein Tod!
Und beim Begräbniß ſteht ſodann
Ein Reich vom Blute roth!
Und's Grab dann, das ein Volk verſchlingt
Die Völker ernſt umſteh'n,
Und in der Menſchheit Auge wird
Man Schmerzensthränen ſeh'n.

Sei, Ungar, treu dem Vaterland,
Sei's unerschütterlich!
Es nährt dich jetzt, und sinkst Du hin,
Bedeckt sein Rasen Dich.
In großer Welt giebts außer hier
Für Dich sonst kein Revier;
Ob Fluch, ob Segen — hier doch mußt
Du leben, sterben hier!

Varnhagen von Enſe.

Geb. 1785. Geſt. 11. Okt. 1858.

„L'esprit est une dignité.“

Thomas Carlyle hatte mir bei meinem Abſchiede von London auch einen Brief an den edlen Wittwer der geiſtreichen Rahel Levin mitgegeben. Kaum in Berlin angekommen, frug ich nach Varnhagen's Wohnung. Ich denke, ſie lag am Ende der Franzöſiſchen Straße, noch bei Dunker und Humblot im erſten Stocke. Im Vorzimmer, das voll von Bücherkäſten ſtand, übergab ich dem Bedienten den Brief. Sogleich darauf wurde ich gebeten einzutreten. Ich fand einen alten Herrn rechts am Schreibtiſche nah dem Fenſter ſitzen. Er ſtand auf und empfing mich exquiſit höflichſtfreundlich. Er war im Schlafrocke, trug eine Brille, und ſah merkwürdig Thiers ähnlich, inſofern man des kleinen Exminiſters ewig bewegliche Phiſiognomie in ruhiges Deutſchthum überſetzt denken will Ich erzählte zuerſt und wurde gar eifrig über England befragt. An Carlyle hing Varnhagen mit beſonderer Vorliebe; auch Sir John Bowring kannte er, meinen hochherzigen Gönner, Englands Mezzofanti, damals Parlamensmitglied, jetzt ſeit Jahren Gouverneur von Britiſh China. Und wie lachte er, als ich ihm meine Affairen mit Sir Edward

Bulwer Lytton, und die nicht angenehme mit dem Herzog von Braunschweig erzählte. Auch um Freiligrath bekümmerte er sich sehr. Zuletzt kam das Gespräch auf russische Literatur, da Varnhagen eben damals merkwürdigerweise eifrig jene Sprache lernte. Es entzückte ihn, daß ich natürlich aus Uebersetzungen, Gogol, Puschkin, Pawlow, Herzen u. s. w. so gut kannte. Auch sprachen wir, recht mit gegenseitigem Verständniß von meinem Liebling Prosper Merimée. Als die Rede auf Heine kam, erhob sich Varnhagen, öffnete einen der großen Schränke, worin sich sehr sauber geordnet eine ungemein reiche, systematisch komplettirte, Autografensammlung befand, und zeigte mir ein dickes Paket Briefe von Heine's Hand, an ihn und Rahel geschrieben, die nun wohl vielleicht bald ans Tageslicht treten dürften, während leider die noch reichere Sammlung, welche Heinrich Laube hatte, beim Brand seines Wohnhauses in Wien vorkohlte. Ferner zeigte mir Varnhagen das Originalmanuskript Wilhelm v. Humboldt's, von der Hand einer Freundin, ins Reine geschrieben, zugleich aber derart noch vor dem Drucke von ihr gestrichen, daß nicht die Hälfte des eigentlichen Briefwechsels nun dem Publikum vorliegt. Als wir wieder schwatzten, sollte auch mir eine Ueberraschung nicht erspart bleiben, die Varnhagen so geschickt einzuleiten wußte, sobald ein Fremder bei ihm auf Besuch war. Er sprach nämlich ganz gemüthlich, nahm dabei scheinbar absichtslos ein Stückchen Schreibpapier zwischen die Finger, und schnitzelte daran mit der Scheere wie blos spielend umher. Mit einemmale jedoch blies er in das Papierchen, und der Gegenübersitzende, und sei er noch so unachtsam, mußte plötzlich unwillkürlich fragen: „Ei was Niedliches haben Sie denn da?“ —

„O nichts“ war gewöhnlich die Antwort, „das schnitze ich so zum Zeitvertreib aus.“ Und nun reichte er befriedigt lächelnd, das Wunderding her. Und in der That, man konnte künstlerisch Reizenderes mit der Scheere nicht mehr zuwege bringen. Ganze Landschäftchen, Thiergruppen, Köpfe, fingirte Bestien und Arabesken, — es war nur zum Verwundern. Derart warm geworden, zeigte er dann auch seine volle Sammlung der schönsten und detaillirtesten Schnitzwerke her.

Nun kam ich öfter zu dem alten Herrn. Er gab mir auch eine Empfehlung an Jakob Grimm. Einstmal frug er mich um meine Adresse. Ich sagte sie ihm ganz harmlos an, denn ich war von England her gewohnt, daß Personen, welche gesellschaftlich höher stehen, niederer rangirende nie selbst, am wenigsten einen Garçon, besuchen, sondern blos des Poli wegen ihre Karten abgeben lassen.

In der Sylvesternacht 1847 nun hatte ich eine ziemlich lange Debauche auf meiner Stube. Max Stirner, der Verfasser von „der Einzige und sein Eigenthum“ war auch da, und ich denke desgleichen der „Liederling“ Hieronymus Thuhn, und der himmellange Friedrich Saß, genannt der „Literarchos.“ Nun, wie auch immer, wir brachen einem Dutzend Flaschen die Köpfe, und als ich endlich tief nach Mitternacht ins Bett wankte, blieben all die „Beaux Restes“ auf Tisch und Stühlen. Es mag schon sehr spät den Neujahrstag des glorreichen Achtundvierzigers gewesen sein, als ich die Augen noch nicht öffnen konnte, aber plötzlich ein Geklopfe an der Thür ins Vorzimmer vernahm. Ich donnerte ein hölliſch verdrießliches „Herein.“ Da ging die Thüre auf, und wer stand in voller Liebenswürdigkeit huldvollst lächelnd auf der Schwelle?

Der liebe gute geheime Legationsrath Karl August Varnhagen von Ense, in hocheigener Person, die linke Brust mit einer Garnitur von Orden geschmückt, ganz in „Wichse," wie die Berliner sagen. Ihm fror aber sichtbar das huldvolle Lächeln sogleich ein, als er die Wirthschaft rings in der Stube ersah, und ich selbst lag da zu Tode verblüfft wie ein Junge, der bis über den Kopf in kaltes Wasser geplumpst. Der Besuch dauerte natürlich nur kurz, war aber sehr interessant. Als ich Tags darauf dem lieben alten Diplomaten ganz zerknirscht meinen demuthvollsten Gegenbesuch machte, lächelte er blos fein, berührte aber das sonderbare Zusammentreffen mit keiner Silbe.

Die Märzrevolution sprengte auch mich von Berlin weg, ohne daß ich von Varnhagen hätte geziemendst Abschied nehmen können. Aber 1851 bekam ich plötzlich in Leipzig einen Brief des gütigen Gönners. Er hatte ein Buch von mir gelesen, und seine Gratulation darüber zuvorkommendst an den Verleger eingeschickt. Nun war eine Korrespondenz angeknüpft, die alle Jahre zwei bis drei neue Ringe ansetzte, aber bis zu des Freundlichen Tod konsequent fortdauerte; auch schickte ich ihm von nun an sogleich nach Erscheinen alle meine weiteren Bücher ein. Wer Varnhagens Handschrift noch nicht gesehen, der weiß sich keinen Begriff von diesen zierlichen, kleinen, regelmäßigen Schriftzügen zu machen, direkt als wäre jedes Blatt gestochen. Er wählte stets farbiges Papier und schrieb mit Gänsekielen. Leider verlor ich die meisten dieser so werthvollen Briefe auf meinen Ahasverszügen; nur zwei derselben finden sich noch vor, welche ich in getreuer Kopie mittheilen will, um zu zeigen wie fein geglättet, wie diplo-

matiſch behutſam und goetheiſch-abwehrend dieſer Muſterſtyliſt auch Privatbriefe zu behandeln wußte:

I.

„Hochgeehrteſter Herr!“

Ihre freundliche Zuſchrift vom 22. Februar empfing ich inmitten eines leidigen Krankheitszuſtandes, von dem ich eben erſt mich zu erholen beginne; doch will ich meine Antwort nicht aufſchieben, zumal es mir begegnen könnte, daß ich, indem ich die beſſere Zeit abwartete, nur wieder in die ſchlimmere mich verſetzt finde! Ich rechne lieber auf Ihre gütige Nachſicht!

Schon vor einiger Zeit iſt mir der von Ihren ausgegebene Proſpektus der ungariſchen Bibliographie auf Buchhändlerwegen zugekommen, und mit wärmſter Theilnahme habe ich daraus erſehen, welch ehrenwerthe, hoffnungsvolle Thätigkeit Sie im lieben Vaterlande, zu deſſen Ruhm und Vortheil, ſich eröffnet haben. Ihr werther Brief giebt über die Art und Bedeutung des Unternehmens noch nähere und willkommene Auskunft, und ich kann hiernach mit gutem Fug Ihnen meine eifrigſten Glückwünſche ausſprechen. Nur find' ich zu beklagen, daß der Beginn der Sache gerade in einen Zeitpunkt fällt, der, bei uns wenigſtens, zu den ungünſtigſten gehört, welche das literariſche Intereſſe meines Gedenkens zu beſtehen gehabt! Ich erwähne dieſes Uibelſtandes mit Bedacht, damit Sie die Beſchränktheit der deutſchen Beeiferung für Ihre Sache nicht etwa dem Mangel an Verſtändniß oder der Geſinnung, ſondern den Umſtänden zuſchreiben, in denen wir uns befinden. Laſſen Sie daher ſich nicht abſchrecken,

sondern hoffen Sie mit mir, daß bald wieder günstigere Zeitläufe eintreten mögen, welche für Ihren Zweck ergiebigere Wirksamkeit gestatten.

Auf dem hiesigen Boden insbesondere wüßte ich im gegenwärtigen Augenblicke nichts Förderliches zu erzielen. Die große politische Spannung hält unsere ganze Aufmerksamkeit gefangen.

Frau Bettina von Arnim, durch welche ich früher öfters von Ihnen und Ihren Schicksalen mit größtem Antheil Nachricht erhielt, ist seit dem Herbst in Bonn, und wird, wie ich höre, fürerst noch nicht hieher zurückkehren, da sie während des Winters dort wiederholt erkrankte, und mit dem Eintritt der besseren Jahreszeit ein Bad besuchen soll. Ich würde, wäre sie hier, Ihr wirklich großartiges Projekt eifrigst mit ihr besprochen haben, bin aber überzeugt, daß auch sie für dasselbe in diesem Augenblicke keinen förderlichen Rath auszufinden vermöchte.

Von deutschen Gelehrten weiß ich nur den einzigen Dr. Alexander Flegler in Zürich, der sich mit magyarischer Sprache und Literatur näher beschäftiget hat. Ohne Zweifel sind Sie mit ihm schon in Verbindung. Ich erstaune über den Umfang und Reichthum der literarischen Thätigkeit in Ungarn; gewiß haben wir und die anderen gebildeten Völker von dort in allen Fächern die schätzbarsten Gewinne einzuwechseln, wie wir solche im poetischen Fach, Dank vorzugsweise Ihren glücklichen Bemühungen, schon reichlich bezogen haben, und freudig in ihrem hohen Werth anerkennen. Mögen Sie Ihren vaterländischen Eifer durch den schönsten Erfolg belohnt sehen, und meiner wärmsten Theilnahme an Ihrem Streben und Gedeihen unwandelbar versichert bleiben! —

Das „Album hundert ungariſcher Dichter," iſt mir leider noch nicht zugekommen, wohl aber früher die „Geſchichte der beiden Belagerungen von Ofen," die mich lebhaft intereſſirt hat, beſonders auch weil ich ſelber einen Zug aus der türkiſchen vor vielen Jahren als Novelle bearbeitet habe.

Anlaß und Drang fehlen nicht, noch vielerlei, ſowohl Allgemeines wie Perſönliches, mit Ihnen zu beſprechen; allein die Feder fühlt ſich beſchränkt, zumal in einer kranken Hand, wie die meinige noch iſt! Ich hoffe, daß der Fortgang Ihres ſo anerkennungswürdigen Unternehmens Sie auch wieder einmal in unſere Gegenden führen wird, und wir uns dann für alles jetzt Verſäumte um ſo beſſer mündlich entſchädigen können!

In größter Hochachtung und Ergebenheit Ihr gehorſamſter

Varnhagen von Enſe.

Berlin, den 6. März 1855.

II.

Ihr werther Brief vom 13. Juni, hochgeehrter Herr! hat außer den Schickſalen, die er ſelbſt erzählt, noch andere gehabt, die ich Ihnen melden muß, weil ich ſonſt ſchuldiger ſcheine, als ich wirklich bin. Als Hr. Tempelteу in meiner Wohnung nach mir frug, war ich verreiſt, der Brief wurde zwar abgegeben, blieb aber auf meinem Tiſche uneröffnet liegen, bis zu meiner Rückkehr am 12. Juli, wo ich ihn mit Vergnügen las, aber das Antworten leider

noch aufschieben mußte; denn gleich am nächsten Tag erhielt ich eine starke Erkältung, und mußte mich bald niederlegen; nach einer fünfwochentlichen Reise, auf der ich mich durchaus wohlbefunden, war dies doppelt hart in den ersten Tagen, wo ich der Heimath froh zu sein hoffe, und so manches inzwischen Angehäufte meiner wartete.

Für Ihre gütigen Zusendungen bin ich äußerst dankbar, besonders auch für Ihr Bildniß, das ich wohlgetroffen finde, soweit die Erinnerung von acht Jahren her auf die jetzige sich übertragen darf. — Ihre fortgesetzten eifrigen Bestrebungen für die vaterländische Sprache, Literatur und Geschichte werden nicht nur von Ihren Landsleuten, sondern auch in Deutschland sehr gewürdigt; der literarische Antheil ist noch immer lebendig, wenn auch der politische den Zeitumständen gemäß einstweilen schlummern muß. Ihren Freund Paul Gyulai, den ich gerne kennen lernen möchte, habe ich noch nicht aufgefunden; vielleicht ist er im Augenblicke nicht hier. —

Ihre Mittheilungen über Heine waren allen seinen Freunden hoch willkommen; jedes Wort in denselben ist interessant; es steht noch vieles der Art zu erwarten, besonders auch sein eigener Nachlaß.

Frau Bettina von Arnim war, wie Sie schon wissen werden, im vorigen Sommer in Bern auf den Tod erkrankt, und kam zum Winter in zweifelhafter Genesung hieher zurück. Seitdem hat sie sich zwar bedeutend erholt, leidet aber doch an mancherlei Nachwehen, kann die rechte Hand nicht wie sonst zum Schreiben verwenden, findet auch ihr Auge getrübt, und muß sich in allem Betracht schonen. Ich hoffe, das geniale Feuer in ihr wird sobald noch nicht erlöschen, und in gemäßigter Gluth desto länger dauern.

Die Verbindung ihrer Tochter Giſela mit Herrn Joachim iſt eine Zeitungsfabel. —

Ich muß abbrechen, denn auch mir ſind Auge und Hand nicht ſehr dienſtfertig, der Grippezuſtand überhaupt äußerſt läſtig.

Leben ſie wohl! Mit beſten Wünſchen für Ihr perſönliches Gedeihen und für den Erfolg Ihrer Unternehmungen in größter Hochachtung Ihr ergebenſter

Varnhagen von Enſe.

Berlin, den 28. Juli 1856.

Kurz vor Varnhagen's Tode erhielt ich von dem Freundlichen noch eine gar werthe Liebesgabe, nämlich ſein Porträt, gezeichnet von ſeiner Niéce, Ludmilla Aſſing, verſehen mit dem Autograf: „Der Geiſt iſt nicht zu bannen; ewig beweglich ſchwebt er durch die Schöpfung, und ſtürzt ſich in neue Verkörperungen; wir aber ſind verurtheilt, auch die Leichen zu bewahren, die er zurückläßt, die Schlangenhäute, die er abgelegt. Das iſt unſere Geſchichte, das ſind unſere Denkmale."

Varnhagen war genau ſo alt geworden, als ſeine Freundin Bettina Arnim, und ſtarb mit ihr in ſelber Zeit.

Michael Vörösmarty.

Geb. 1800. Geſt. 19. Nov. 1855.

„Est Deus in nobis, agitante calescimus illo.“

Bei den Ungarn von Schrott und Korn, das heißt bei den älteren, denen noch die geſammten Reminiszenzen des konſtitutionellen Lebens und Treibens in allen Gliedern liegen, gilt Vörösmarty nicht nur für den größten Dichter Ungarns, ſondern überhaupt der Welt. Und die jüngeren beten das nach, wie man überhaupt Superlative nachzuſprechen pflegt, bevor man noch ſelbſt kritiſche Studien gemacht. Vörösmarty wäre auch der größte Dichter Ungarns, würde Alexander Petöfi nicht nachgekommen ſein. Wenn man jedoch einmal in dies funkelnde Juvel recht tief geblickt, und dann wieder Vörösmarty'ſche Poeſie betrachtet, dann bemerkt man erſt, daß dies geputzter Stahl iſt im Vergleich zu dem Juvel. Vörösmarty war überwiegend Rhetoriker, prächtig aufrauſchend, bilderreich, imponirend in der Form konzis wie etwa Platen, voll von Schmerz wie Leopardi, auch in der Schilderung Meiſter gleich Miczkiewicz, aber immerhin ohne inneres leuchtendes Feuer, das Gefunkel kam mehr von Reflexen her.

Ich kannte ſeine Verſe von Jugend an auswendig, blieb wie Jedermann ehrfurchtsvoll ſtehen, wenn ich den

Olympier auf der Straße erſah, und blickte ihm lange nach, aber ich hatte keinerlei Drang, ihn perſönlich näher kennen zu lernen, ich hätte nicht gewußt, was ihm zu ſagen, und noch weniger, was er mir hätte ſagen können, das mich nicht blos mit Hochachtung erfüllt, ſondern auch mein Intereſſe erregt haben würde. Ich beſuchte ihn nur einmal, in einer Geſchäftsangelegenheit, und dann ging ich wieder ſogleich. Er hatte in früherer Zeit einen mehr türkiſchen als ungariſchen Kopf rund, ziemlich ſtarke Lippen, ſtarke Naſe, kurz abgeſchnittenen, ausraſirten Backenbart, und dichten nicht ſehr großen Schnurbart. Er trug ſich meiſt modern ungriſch.

Die letzten Jahre ſeines Lebens wohnte er wieder in Nyák, ſeinem Geburtsorte im weißburger Komitate, wie man ſich erzählte, in allen Gliedern noch den Schreck der Erlebniſſe von 1849, und Vergeſſenheit im Weine ſuchend; letzteres ſtellten ſpäter ſeine Freunde heftig in Abrede, nicht ahnend, daß ſie ihn dadurch einer Art von poetiſchem Nimbus entkleideten. Alſo nehmen wir an, er ertrug alle die Erinnerungen nüchtern. Er war, ich denke zum zweitenmale, verehlicht, und im Nachmärz veröffentlichte er nur mehr zwei bis drei Gedichte.

Im Frühjahre 1855 kam er wieder nach Peſt, man ſagte, ärztliche Hilfe zu ſuchen; es hieß, es zeigten ſich Symptome von Waſſerſucht. Im Herbſt erfuhr man neuerdings, daß Vörösmarty in Peſt ſei. Er ſaß noch einem Fotografen, wonach Auguſt Canzi ſein Bild lithografirte. Plötzlich verkündeten die Journale dem ängſtlich harrenden Lande den Tod ſeines großen Dichters. Er ſtarb am 19. November 1855. Die Zeitungen erſchienen an jenem Tage ſchwarz gerändert. Die Zeitſchrift „Peſti

Napló“ begann den Nekrolog: „Die Nation hat einen Todten! Michael Vörösmarty ist nicht mehr! Glaubt deßhalb nicht, daß, weil der gebrechliche Körper durch die Mühen arbeitsamen Lebens ins Grab sank, auch des Dichters Geist aus unserer Mitte floh. Dieser Geist wirkt fortwährend; so lange noch ein Ungar existirt, der Genuß am Schönen, Guten und Edlen findet, werden des Dichters Werke gelesen. Auf dem Thurme der Graner Basilika läutete man ihm zu Ehren zum Erstenmale die eben eingehängte Glocke.“

Natürlich mußte ich mit zum Begräbniß. Am 21. November holte mich der liebenswürdige Dichter Koloman Lißeyai zu diesem Gange ab. Ich hatte gar nicht erfragt, wo Vörösmarty in letzterer Zeit gewohnt. Wie war ich daher erstaunt, als wir an das Kappel'sche Haus in der Waizengasse gelangten, und noch mehr erstannte ich, den Sarg in demselben Zimmer über dem Gange im ersten Stocke zu finden, in dem ich 25 Jahre vorher die Leiche des „Herrn Nachbars,“ Karl Kisfaludys ersehen! Und wer stand auch jetzt zu Häupten des Sarges? Wieder dieselben beiden Männer, die ich vor 25 Jahren an gleicher Stelle erblickte: Professor Toldy und Bajza. Der edle Todte hatte fast schon völlig weißes Bart- nnd Kopfhaar; die Züge schienen noch größer, maskenhafter als sonst.

Der Hof des Hauses war dicht angefüllt, und repräsentirte den ganzen ungrischen Parnaß.

Das Magnatenthum war durch die Grafen Andrássy und Mikó, durch die Barone Prónay und Podmaniczky vertreten. Auch der Gouverneur von Ungarn hatte einen Repräsentanten gesendet.

Endlich setzte sich der Zug in Bewegung. Ihn bildete eine Menschenmasse gewiß an 2000 Köpfen stark.

Vörösmarty liegt auf dem neuen Friedhofe neben der Hatvaner Straße.

Das Land sammelte für die Hinterbliebenen über 60000 Gulden.

Ein Jahr darauf übersetzte ich 26 der gefeiertesten Lieder, welche unter dem Titel „Gedichte von Michael Vörösmarty“ in prachtvollster Ausstattung bei Robert Lampel in Pest erschienen.

„Addig éljen mig a honnak él!“

„Er lebe so lange, als er dem Vaterlande lebt“ das war Vörösmarty's Wahlspruch.

Max Waldau.

Geb. 1825. Geſt. 1855.

„Tu l'a voulu, George Dandin!“
Moliére.

O. L. B. Wolff in Jena war es, der mich zuerſt 1848 auf dieſen Dichter aufmerkſam machte. Ich beſuchte den Profeſſor eines Tages, als er eben ein Paket öffnete, das mehrere Bände Gedichte und einen Brief von Waldau enthielt, wovon Wolff ſehr entzückt war. Er gab mir ein Bändchen zum Leſen mit, „Blätter im Winde;“ ich war aber von dieſer Lektüre eben nicht erbaut; glänzenden Diktion, oft auch ein frappanter Gedanke, und doch im Ganzen leeres Stroh, eine Art gewichſter Verſe, flott, glatt, pirouettirend aber ohne innere Vibration, ich möchte ſagen ohne Keuſchheit des Geſtändniſſes, wie die Melodie einer Polka.

Bei Gervinus in Heidelberg traf ich 1851 einen jungen Mann, mit dem ich heimging und ſpäter intimer bekannt wurde. Es war ein norddeutſcher Student, und er gab mir zuerſt das damals anonym erſchienene Buch „Nach der Natur,“ 3 Bände, bei Hoffmann Campe in Hamburg, zu leſen. Es machte eben ungewöhnliches Aufſehen. Mich entzückte es ſtellenweiſe, und ſtellenweiſe

fand ich es unerklärlich banal. Die bedeutendste plastische Kraft der Darstellung wechselte mit trivialstem Raisonement über politische Tagesfragen, das sich nicht über das Niveau eines alltäglichen Zeitungsartikels erhob. Vieles war bereits wunderschön abgeklärt, vieles noch in primitivster Gährung.

Von Heidelberg ging ich im Sommer nach Weinsberg. Justinus Kerner war nicht daheim, er machte eben mit seiner lieben guten „Rickerle" einen Ausflug, ich glaube am Main. Ich wurde also bei seinem liebenswürdigen Sohn Dr. Theobald Kerner, jetzt Arzt zu Kannstadt, einstweilen untergebracht, und die noch liebenswürdigere Hausfrau duldete freundlichst diese unvorhergesehene Einquartirung. Aber eben an dem Tage, als der edle Justinus zurückkehrte, hatte sich noch ein Gast ansagen lassen: Richard Georg Spiller von Hauenschild; diesen Namen führte Max Waldau bürgerlich.

Und er kam. Man denke sich einen der schönsten jungen Männer von 28 Jahren: erquickend, gesund, stark, mit lebhaftestem Teint, schwarzhaarig, sehr elastisch und sicher in jeder Bewegung, und sehr elegant im ganzen Kostume, aber freilich nicht gedämpft fashionable, sondern wie etwa ein sehr eleganter Burschenschafter. Und dieser junge Mann sprühte von betäubender Lebhaftigkeit; er lachte sehr laut, und sprach fortwährend wie eine plätschernde Fontaine. Und was sprach er! Oft sehr geistreich, meist jedoch so argen Schwindel, mit so rechthaberischer, alles besser wissender und prahlerischer Betonung, daß nur die offenbare Gutmüthigkeit den Eindruck unausstehlicher Arroganz milderte. Alle Weltgeschichte, alle Anschauungen über Literatur, Kunst und Leben, sogar die Kenntniß aller

Privatverhältniſſe und intimſten Bezügniſſe hatte er im kleinen Finger, und ſchüttelte das Alles aus Aermel. Aber alles war ſchablonenhaft, nichts von einem Gepräge ſchwergeborner Selbſtanſchauung. Und dann, wie ihn Alles vergötterte! Die Welt ſchien ihm trunken von ſeinem Ruhme. Aber das Aergſte war, daß er eine unleidliche Parvenueſchaft durchmerken ließ, wie einer, der immer mit ſeinem Gelde klimpert. Er bezog den beſten Champagner, Campe ſchicke ihm allwöchenttich die exquiſiteſten Auſtern, er habe den feinſten Schneider, er könne Tauſende verdienen, aber er habe das eben nicht nöthig; und ſo gings weiter; er machte völlig den Eindruck nicht eines Denkers, eines Schriftſtellers, ſondern des unausſtehlichſten Come-Voyageurs!

Es kam zu keinerlei tieferem Verſtändniß. Wir tauſchten wohl die Adreſſen aus, aber ich dachte nicht daran, die ſeine zu benützen. Er reiſte endlich ab, nach Heidelberg, wo er ſeine Braut abholen wollte. Welche Meinung die Kerners, Vater und Sohn, über dieſen Gaſt gefaßt, weiß ich nicht; wir ſprachen nie über ihn, nachdem er mir aus dem Geſichtskreis gekommen.

Ich lebte darnach in Stuttgart, und ging zum Herbſte endlich nach Leipzig. Um dieſe Zeit war meine Überſetzung der Volkslieder erſchienen. Ich ſchickte ein Exempler, da ich es ſchon einmal verſprochen, auch an Waldau, nach Tſcheidt, bei Bauerwitz in Oberſchleſien, ſeinem Beſitzthum. Raſch erhielt ich Antwort. Sie war voll von Didaktik von oben herab, wohlwollende Nachſicht mit gutem Willen doch leider ſehr ſchwachen Kräften äußernd.

In jener Zeit wurde ich vom Schickſal wieder einmal arg gehetzt. Ich fühlte mich todesmüde, und ſehnte mich

nach einem ſtillen verborgenen Eckchen, um Ruhe finden und arbeiten zu können. Da fiel mir bei, an Herrn v. Spiller zu ſchreiben. Ich frug an, ob er mich nicht gaſtfreundlich auf ein paar Monate zu ſich nehmen wolle, auf ſeine, wie ich hörte, reiche Beſitzung. Vielleicht könnte ich mit ihm im Verein etwas arbeiten. Es kam nun kein kalter, vornehm abweiſender Brief, ſondern ein burſchikos brüsker, worin mir gerathen wurde, für mich ſelbſt zu ſorgen, und lieber Handwerker zu werden, ſtatt Noth zu leiden und obendrein nur ſchlechtes Zeug zu ſchmieren, für das mir Niemand Dank wiſſe.

Von jenem Moment an war Herr v. Spiller für mich bereits todt. Aber für Max Waldau hatte ich noch einiges Intereſſe, und las ſogar mit größerer Befriedigung ſein anderes Werk „Aus der Junkerwelt," dagegen ſeine ſpäteren Gedichte konnte ich noch weniger verwinden, als ſeine früheren, es war feinſt polirtes Blech.

Endlich kam ich nach Oeſterreich zurück. Ich wurde mit dem Dichter W. Conſtant bekannt. Nun fütterte man mich mit Enthuſiasm für Waldau, aber ich wehrte alle Zumuthungen ab, ohne meine Begebniſſe mit ihm weiter zu erzählen.

Plötzlich kam die Kunde, Spiller ſei am 20. Januar 1855 geſtorben. Selten hat mich noch eine Todesnachricht ſo erſchüttert. Einestheils war ſie ſo unvorhergeſehen, kaum glaublich, und dann, dieſe edle Jugend, ſo ſchön in Glück gebettet, unverkennbar trotz aller Gährungsblaſen ſo talentvoll und geiſtreich, und ſo ganz unerwartet gemäht und für immer vertilgt, — ohne daß es zwiſchen uns zu einem Verſtändniße gekommen wäre, ohne daß dieſer haftende Geiſt es auch nur bemerkt hätte, daß ich fähig ſei,

ihn zu verstehen! Es that mir in tiefster Seele weh, daß es so kam! Und noch heute denke ich mit Wehmuth an diese Erscheinung.

Aber merkwürdig, Waldau schien eine ganz unerklärliche Antipathie gegen mich gehabt zu haben, der ich ihm nie Anlaß dazu gab, während gerade ich gegen ihn die ärgste Antipathie hätte fassen müssen. Wie ich später hörte, schrieb er an dritte Personen über mich höchst rücksichtslos, und noch dazu ganz ungefragt.

Dr. Konstant Wurzbach Ritter von Tannenberg, Vorstand der administrativen Bibliothek im k. k. Ministerium des Innern reiste, als des Dichters innigster Freund, auf Einladung der Wittwe nach Tscheidt, um den Nachlaß zu ordnen. Es fand sich aber, außer zahlreicher Korrespondenz, nichts vor, was sich veröffentlichen ließe. Die Hand war mitten in der Arbeit gelähmt worden.

Wird Herr Campe sich nicht entschließen, eine Gesammtausgabe der Werke Max Waldau's zu veranstalten?

Der Herzog von Wellington.

Geb. 1. Mai 1769. Geſt. 14. Sept. 1852.

In Wien erzählt man ſich von Alters her die Anekdote, daß ein Schuſterjunge ſich gebrüſtet: „Jetzt eben hat der Kaiſer ſelbſt mit mir geſprochen;“ ſeine Kameraden frugen neugierig, was denn der Kaiſer zu der Pechknospe geſagt habe? Der ſich Rühmende erwiederte: „Geh auf d' Seiten dummer Karl! hat er geſagt, da ich ihm eben bei ſeiner Promenade auf der Baſtei im Wege ſtand.“ —

Ungefähr auf ähnliche Weiſe könnte auch ich erzählen, daß der Herzog von Wellington mit mir ſprach. Ich pflegte des Abends oft auf dem Raſen des Jamesparks auf dem Bauche zu liegen, und einer Luſt heimlich zu fröhnen, welche die engliſche Sitte auf offener Straße verbietet. Ich rauchte nehmlich aus einer Köllner Thonpfeife jenen ſtarken, ſchwarzen, langgeſchnittenen engliſchen Tabak, der, ich denke, Chek heißt. Eines Sommerabends, es war ſchon ſtark im Dämmern, aber noch immer hell genug, um Figuren unterſcheiden zu können, befiel mich plötzlich der Trieb, nach dem Green Park zu wandern. Ich paſſierte eben jenen gekieſten Weg nach dem Jamespalaſt, der zum Buckingham führt, und war ſo tief in Gedanken verloren, daß ich, wie es mir öfter zu ergehen

pflegt, laut mit mir selbst sprach. Ich hatte nicht zu fürchten, belauscht zu werden, denn diese Passage ist gewöhnlich, und besonders gegen Abend einsam und leer, da sie nach Quartieren führt, in denen nicht jenes Menschengewühl herrscht, welches Ostend so unausstehlich macht.

Dagegen ist es um so gefährlicher mit mir zusammen zu treffen, wenn ich eben derlei monologischen Paroxismen unterliege, denn ich spreche dabei nicht blos, ich agire auch in Momenten heftig, und gerade streckte ich wieder meinen Arm aus, und fuchtelte in der Luft, — als ich erschreckt die Hand zurückzog, denn ich hatte warmes Fleisch berührt, — und ein Roß, das ich durch diese Bewegung unversehens vor die Nüstern geschlagen, bäumte hoch auf, daß es seinen Reiter beinahe abwarf. Diese Karambole war so unerwartet, das Pferd befand sich knapp neben mir, ohne daß ich auf dem Kies seinen Tritt hörte, und der Reiter, ein alter Herr in Zivil, den Kopf sehr geneigt, mit auffallender Sattelnase und einer Militärkravate, deren metallene Schließe ihm hochmitten im Genicke saß, hatte sich wahrscheinlich auch Träumereien hingegeben, und war auf den Satz, den das Pferd machte, nicht vorgesehen, denn er riß wie krampfhaft die Zügel an sich, brachte den Araber durch einen energischen Ruck wieder ins rechte Geleis und schimpfte dabei laut auf mich wie ein Kohlenträger. Ich war auch eben nicht in der Stimmung mein Unrecht reuvoll einzugestehen, blieb also die englischen Bezeichnungen nicht schuldig und gab sie deutsch und ungarisch zurück, und mag noch eine Weile gepoltert haben, als der Reiter schon längst sich in kurzen Trapp gesetzt und meinen Blicken entschwunden war. Jedoch seine

Fisiognomie gehörte zu den auffälligsten und noch dazu zu solchen, die ich bestimmt schon gesehen haben mußte, ohne mich entsinnen zu können wo? Darüber nachsinnend war ich ans Gitterthor des Buckinghampalastes gelangt, und schaute zufällig auf die Reiterstatue, welche über dem Portale prangt, — als es mir blitzgleich bewußt wurde, daß mein alter Herr zu Pferde der Herzog von Wellington gewesen sein müsse. Ja, ja, kannte ich doch diese Löschhornfisiognomie genugsam aus den zahlreichen Karrikaturen des „Punch," aus so vielen der ausgehangenen Porträts, und auch durch das hochkomische Monument in Regentpark, wo der gute Herzog von Viktoria mit dieser Nase, die einem Rothschild Ehre gemacht haben würde, als Achilles und noch dazu zum Skandal der prüden Engländer als nackter Achilles seit Waterloo in teatralischer Attitude dasteht, jedenfalls doch noch künstlerischer erfaßt, als in der Reiterstatue über dem Thor des Buckinghamhofraumes, wo er hoch zu Pferde in einem schwerfälligen Reitermantel sitzt, die Rechte mit dem Feldherrnstab ausgestreckt, und den unkleidsamsten Dreispitz auf dem Haupte. „Punch" karrikirte einst dies Monument, indem er es nach einem Schneefalle zeigte, wo flockige Schneeschichten auf allen Rändern der Formen lagen, also auch auf der knorpeligen Nase.

Daß ich mich in der Person nicht getäuscht habe, sollte ich gleich darauf erproben, denn eben als auch ich den Greenpark verließ, ritt jener alte Herr nochmals vorbei, gegrüßt von vielen der Vorübergehenden, und trabte auf sein Haus los am Eingange des Regentpark.

Byron ſagte von Blücher: „was intereſſirt mich ein Eckſtein, über den ein großer Mann geſtolpert?“ Aehnliches dachte ich wohl auch, als ich Englands Blücher ſah. Nun ruht er im Rieſendome von St. Paul neben Inigo Jones, aber nicht in Weſtmünſter neben Shakespeare.

Franz Wild.

Geb. 1. Januar 1792. Geſt. 1. Januar 1860.

„Non ex quolibet ligno Mercurius!“

Ich entſinne mich kaum mehr der Zeit, in der ich zuerſt mit dem Wundertenor Franz Wild bekannt wurde und in perſönlichen Umgang kam. Es mag gleich zu Beginn der vierziger Jahre, und durch den jetzigen k. k. Hofopernſänger Franz Erl geweſen ſein.

Ach, was waren das für preziöſe Abende, wenn Wild wieder einmal auf Gaſtrollen in Peſt war! Und er kam oft, denn auch ſeine zweite Periode war damals ſchon vorüber, er mehr in keinem fixen Engagement, ſondern von Stadt zu Stadt ziehend, anfangs nur nach Reſidenz- und Haupttheatern, zuletzt auch auf der unſcheinbarſten oder übel berufenſten Provinzialbühne gaſtirend, denn er konnte nun einmal das Beifallerndten nicht laſſen, und wenn verwöhnteres Publikum kalt blieb, ſo ſuchte er ſich ein weniger blaſirtes und primitiveres, und er ſang zuletzt wohl auch in Leitomiſchl, Neuhäuſel oder Enzersdorf. Zudem ſtand er im Geruche, ein ungewöhnlicher Sparhanns zu ſein, und ſo lang's noch ging, mußte Geld gemacht werden. Und es gelang ihm dies länger als wohl irgend einem andern Kollegen. Er betrat die Bühne am 8.

Nov. 1807 und feierte sein 50-jähriges Jubiläum am 8. Nov. 1857. Geboren zu Hollabrunn in Niederösterreich, Sohn eines Bauern, erhielt er schon im fünften Jahre von seinem Taufpathen, dem Schullehrer des Orts, musikalischen Unterricht. Sieben Jahre alt, kam er als Chorknabe nach Stift Klosterneuburg, und zwei Jahre darnach in die Hofkapelle nach Wien, wo er bis 1805 verblieb. Er mutirte auffallend rasch, und schon im zweiten Monate hatte er eine volle metallreiche Tenorstimme, die ihm die Choristenstelle im Leopoldstädter Theater verschaffte. Das Jahr darauf kam er ans Hofoperntheater, doch schon nach vier Monaten zog ihn Hummel, Kapellmeister des Fürsten Eßterházy, zu seiner Kapelle nach Eisenstadt. Dort erregte er soviel Aufsehen, daß er 1811 am Theater an der Wien, und 1813 als erster Tenor am k. k. Hofoperntheater nächst dem Kärnthnerthore sehr vortheilhaft engagirt wurde. Seine Glanzperiode trat beim Wiener Kongreß ein, wo er vor all den Monarchen und Diplomaten sang, und europäischen Ruf erhielt. Er folgte 1815 einer glänzenden Einladung nach Berlin, und sang sechsunddreißigmal unter rauschendem Beifalle. Wild wählte damals vorzüglich Mitteltenor- und Baritonparthien. 1817 wurde er zu der damals reich besetzten Oper nach Darmstadt als Kammersänger berufen, wo er bis 1823 blieb, in welchem Jahre er nach Paris ging, und außerordentliche Triumpfe an der italienischen Oper erndtete. Zurückgekehrt, nahm er Engagement in Kassel an Stelle des wailand so berühmten Tenoristen Gerstäcker, des Vaters unseres berühmten Touristen. Hier ging nun mit Wild's Stimme eine in der musikalischen Welt ungemein merkwürdige Metamorphose vor sich. Seine Stimme, bis dahin mehr Bariton

als tiefer Tenor, verlor ſich zeitweilig völlig, doch ſtellte ſich dafür nach einigen Jahren ganz unerwartet eine Tenorſtimme in hoher Lage ein, und er konnte in Roſſiniſchen Parthien ſogar das Falſet gebrauchen. Der wunderbare Wechſel kam ihm trefflich für den modernen Geſang zu ſtatten, und 1830 ans Hofoperntheater nach Wien zurückkehrend, feierte er eine lange Reihe friſcher Triumpfe und gewann ſich ganz neuen Ruhm. Von da ab verblieb Wild in Wien, gab aber vielfach Gaſtrollen in Peſt, Prag, in Rußland, 1833 am Königsſtädter Theater in Berlin. Auch in dieſer ſpäteren Zeit beſaß Wild die ſtärkſte und effektvollſte Tenorſtimme unter all den übrigen damals bekannten. Ebenſo effektvoll wie ſein mächtiges Organ war auch ſein Vortrag und ſein Spiel; ſeine Rezitative waren unvergleichlich zu nennen, ſeine Deklamation im großen Style und karakteriſirend, und ſeine Spielweiſe voll dramatiſchen Feuers. So ſah ich ihn noch als Don Juan, als Sever, als Othello, Oreſt, Floreſtan, Telasko, Licinius, und als Zampa, bald lyriſch, bald dämoniſch, bald getragen. Eben ſo humorreich war er im heiteren Fache als Jokonde, als Fritz in der Braut, als Fra Diavolo u. ſ. w.

Aber längſt, nachdem er bereits dem größern Repertoire entſagt, ſang er noch immer zeitweilig auf kleineren Bühnen, zu Wohlthätigkeitszwecken, oder im Kreiſe von Freunden, und noch ſtets hatte er Metall zu bieten. Er war in Wien Mitglied aller Künſtlergeſellſchaften, und ſaß alle Nachmittage in dem ehemaligen Kafée Katzmaier, ſpäter Kafée Wedel nächſt dem Kärnthnerthore. Dort traf ich in den letzten Jahren wieder gar oft mit ihm zuſammen, und er liebte es, ſich mit einem in eine Ecke zu

ſetzen und ganz ernſthaft politiſche Kannegießerei zu treiben, wobei er ganz ungemeine Furcht vor einer Zukunft voll Verwirrung zeigte. Auf mich hatte er es ganz beſonders abgeſehen, und ſobald ich nur jenes Kafée betrat, ließ er mich nicht mehr los, und begleitete mich auch oft auf meinen Gängen, nur um — Politik treiben zu können, und da ſchwatzten wir denn auch von gar vielerlei Anderem. Ebenſo beſuchte ich ihn öfter auf dem Michelbeuer'ſchen Grunde Nr. 4, welches Haus nebſt einigen anderen ihm gehörte, und wo er alle Raritäten, die ihm ſeine Kunſtlaufbahn eingetragen, aufgeſtappelt hatte, jedoch im ziemlich verſtaubten Zuſtande. Dort ſtanden ſeine Büſten, ſeine Porträte, und auch das Bildniß ſeiner Frau, die ſehr hübſch geweſen ſein muß. Ob er Kinder hatte, weiß ich nicht. Klein von Figur, hatte er noch in jenen Greiſenjahren eine ſehr intereſſante, ſcharfe und vielbewegliche Phyſiognomie. 1856 hatte er einige Monate viel zu leiden, indem er ſich durch meinen Freund und Landsmann, den berühmten Zahnarzt Dr. Franz Sterne in Wien künſtliche Zahnreihen einſetzen ließ, die vortreffliche Dienſte erwieſen, jedoch beim Sprechen wie beim Singen ſehr die Deutlichkeit hinderten. So kam denn der 8. Nov. 1857 heran, an welchem Tage der 65jährige Sänger im Saale der Geſellſchaft der Muſikfreunde in einem Konzerte, deſſen Ertrag Armen beſtimmt war, ſein fünfzigjähriges Jubiläum feierte. Mein Landsmann, Hofſchauſpieler Sonnenthal, ſprach den Prolog von D. Prechtler. Wild ſang dann Meyerbeers „Fiſchermädchen" und Schuberts „Aufenthalt" unter nicht enden wollendem Jubel des übervollen Saales. Nach einigen Zwiſchenpiecen kam das reizende, ſo wenig gekannte „Quartettino" Roſſini's geſungen vom Hofopern-

perſonale Frl. Liebhardt, den Herren Walter, Mayerhofer und Wild, in welchem letzterer den ſtärkſten Vorſchlag gab. Zum Schluße ſang Wild noch mit Ander und Dr. Schmidt, und dem vollen Hofoperntheaterchor die Introduktion zur „Belagerung von Korinth.“

Einige Zeit nach dieſem letzten Triumpf ſagte ich Wild ſcherzhaft, jetzt bleibe ihm mehr keine Aufgabe auf Erden als, und zwar recht ausführlich, ſeine gewiß hochintereſſanten und ſtoffreichen Memoiren zu ſchreiben. Er horchte verblüfft auf, und meinte, das ſei ein vortrefflicher Freundſchaftsrath, darauf er gerne einging, er wiſſe nur nicht mit der Feder gut weiter zu kommen, obgleich er eine ſehr hübſche Handſchrift ſchrieb, und überhaupt habe er das Schriftſtellern eben noch nicht verſucht. Ich erwiederte ihm, dieſe Routine wolle ich ihm ſchon beibringen, und je natürlicher, ungeſucht und ungeſchraubt er eben blos und zumeiſt die Fakta erzählen werde, je beſſer dürfte der Vortrag ausfallen und hiſtoriſchen Werth erlangen. Oder auch, er möge ſich des Niederſchreibens ganz enthalten und mir diktiren, ſo würde ich die Erinnerungsblätter ſtyliſiren. All dieſe Vorſchläge ergriff er lebhaft, und erſuchte mich, ihn zu beſuchen. Bevor ich jedoch kommen konnte, gab ich ihm noch, um ſich eine Idee vom Vortrage zu machen, und zugleich da er ſich freundlichſt für die von ihm ſehr geſchätzte Autorin intereſſirte, die „Erinnerungen einer Künſtlerin“ von meiner liebenswürdigen Freundin, Agneſe Schebeſt, jetzt Gemahlin des Dr. David Strauß in Stuttgart, zum Durchleſen. Als ich nun Wild einige Wochen darnach beſuchte, dankte er mir ſehr für das Buch, um ſo mehr, als er nun wiſſe, wie man ſolche Erinnerungen niederzuſchreiben habe, er alſo

mich nicht zu bemühen brauche, indem er bereits auf eigene Faust hin begonnen. Und er las mir denn einige Fragmente vor, die mir sehr gefielen, wie er bei der Taufe über das Becken gehalten worden sei, und entsetzlich geschrien habe, in Folge davon der Geistliche in der h. Zeremonie innehielt, um die Bemerkung zu machen: „hat der Fratz eine Stimme! Der muß zum Sänger ausgebildet werden!“ u. dgl. mehr. Zugleich sagte er mir aber, daß diese Memoiren ihm nicht so sehr am Herzen liegen, als vielmehr der Wunsch, ein Lehrbuch der Gesangskunst auf Basis seiner eigenen reichen Erfahrungen zu schreiben. Ob er letzteren Entschluß ausgeführt, weiß ich nicht, denn von 1858 an verlor ich Wild aus den Augen, da ich nicht mehr ins Kafée Wedel kam, und von vielfach anderen Geschäften gar sehr in Anspruch genommen war. Aber seine Lebenserinnerungen schrieb er in der That nieder, und sie wurden in dem, wie es heißt von dem Fürsten Czartoryski redigirten, sehr vortrefflichen Wiener Wochenblatt „Rezensionen“ veröffentlicht.

Wild starb an seinem eigenen Geburtstage, 68 Jahr alt, und am ersten Tage des Jahres, das ihm viel Betrübniß gemacht hätte, würde er wie wir die neuen Phasen erlebt haben, die auch in diesem Jahre der „Lenker der europäischer Unordnungen“ sich und die Weltgeschichte durchmachen ließ, und noch in Aussicht stellt!

O. L. B. Wolff.

Geb. 1799. Geſt. 16. Sept. 1851.

Als ich eines Tages 1848 mit Franz Liſzt nach Jena fuhr, nahm mich dieſer in ein Haus mit, wo wir rückwärts im Hofe drei Treppen hoch ſtiegen, und an einer Thüre ſchellten. Auf die Frage nach Profeſſor Wolff wurden wir gebeten links einzutreten. In der zweifenſtrigen Stube ſaß an einem Schreibkaſten beim Fenſter der Geſuchte. Er ſtürzte jubelnd auf Liſzt los und nach der erſten Begrüßung wurde auch ich vorgeſtellt. In jener Stube ſah es gar voll und, wie gewöhnlich bei Gelehrten, drunter und drüber aus. Bücher lagen in Haufen auf allen Tiſchen und Stühlen, dazwiſchen ſtanden Flaſchen mit Cognac und Wein, auch einige Kiſtchen feiner Zigarren, daneben einige Schibuks und Nandilah's; an den Wänden, beſonders über dem Divan, hingen zahlreiche Porträts, Napoleon, W. Scott, Byron, Tieck, Goethe, Liſzt, Sofie Schröder, Iffland, Peel, Guizot u. d. m. Die eine Wand der Stube nahm eine mächtige Bücherſpinde ein, auf der auch unter anderem Zierrath ein Todtenkopf ſtand; an der Wand gleich rechts beim Eintritte befand ſich der behagliche Divan, auf Ständern neben ihm Bücher und Büſten, auf dem Tiſche lagen engliſche Albums, und ihn umſtanden einige Fauteuils. Dort nahmen wir

Platz, der Herr des Zimmers präsentirte Zigarren, und die überſprudelnd raſche Konverſation war eingeleitet.

Der einſt berühmte Improviſator und ſpäter literäriſche Kompilator gehörte bekanntlich der jüdiſchen Raçe an. Er liebte es zu behaupten, daß er von adeligen Juden Portugals abſtamme, obgleich er zu Altona geboren worden. Seine Fyſiognomie wie ſein ganzes Weſen verriethen die Raçe, aber nicht durch unangenehme Züge. Sein Kopf hatte die meiſte Aehnlichkeit mit dem des Liederkomponiſten Franz Schubert. Er beſaß krauſes, blondes, faſt röthliches Haar, eine gebogene Naſe, ſchlechte Zähne, trotzdem er ſtets lächelte, und trug goldene Augengläſer. Im Körper war O. L. B. Wolff behaglich und hatte einen nachläſſigen ſchlürfenden Gang.

Von nun an beſuchte ich ihn gar oft, wenn ich nach Jena kam, oder er mich, ſobald er, was vielfach geſchah, in Weimar zu thun hatte. In Jena nahm er mich mehrmal nach Lichtenhain mit, wo das gräßlichſte Bier der Welt gebraut wird.

Auch nach jener Ortſchaft gingen wir oft, deren Namen ich vergeſſen, welche jedoch als Paukplatz der Studenten ziemlich berühmt iſt, und wohin man an einem Fluße wandelt, der von Erlen beſetzt iſt. Auf dieſem Wege ſoll Goethe die Idee zur Ballade „Erlkönig“ gekommen ſein, indem er hörte, daß von dort herein einſt ein Müller mit ſeinem kranken Kinde eilte, das aber bereits todt war, als er um Mitternacht in Jena anlangte.

Noch öfter ſaß ich mit Wolff auf ſeiner Stube zuſammen, oder in Weimar in Geſellſchaft. Wolff hatte einſt einen großen Ruf als Improviſator erlangt, und er liebte auch nichts mehr, als wenn man im Freundeskreiſe

um ihn saß, und ihm Worte, Endreime oder Devisen aufgab. Da wußte er denn in schnellster Zeit ein hübsches Impromptu zusammen zu reimen. Mehr war es aber eben nie, und ich, der ich den tiefpoetischen Dottore Biadocci noch gehört, mir konnten all die deutschen Improvisatoren, von Langenschwarz bis Wolff nicht sehr imponiren. Uiberhaupt bleibt dies Genre immerhin nur eine Spielerei technischer Routine, eine Bewältigung der Sprache, denn die wirkliche Begeisterung ist ein zu keusches Moment der Seele, als daß sie sich in offener Gesellschaft zeigen könnte. Man weiset das Kind mit Stolz vor, nicht den Zeugungsprozeß.

Wolff hatte in seinem Wesen einen besonders merkwürdigen Zug. Man gab ihm irgend einen Band Gedichte in die Hand, und wenn sich darin auch nur Ein abgeschmacktes Gedicht befand, er stieß sicher wie durch Divination darauf, und las dies als das, seinem Geschmack nach beste der ganzen Sammlung vor. Solch ein Talent der Geschmacklosigkeit in poetischen Sachen ist mir nie wieder vorgekommen. Diesen Stempel drückte er auch all seinen, sonst verdienstlichen, Sammelsurien auf, namentlich dem „Hausschatz deutscher Poesie," dem „Hausschatz deutscher Prosa" und dem „Hausschatz der Volkspoesie" auf, Werke, welche durch ihre sonstige praktische Eintheilung und durch ihren kompendiösen Karakter, sowie durch den wohlfeilen Preis in der halben Zivilisation populär wurden, und besonders in Massen nach England und Amerika gingen. Wolff hat auch einige ungrische Lieder, nicht direkt, sondern nach der englischen Version Bowrings übersetzt, und man kann sich nichts dem ungrischen Geiste strikt Entgegengesetzteres denken als jene Uibertragungen

aus zweiter Hand. Ich war dem Manne persönlich zu herzlich befreundet, um ihm rücksichtslos meine kritische Meinung merken zu lassen. Mit besonderer Emfase pflegte er bei Liszt stets Freiligraths „Ausgewanderten Dichter“ zu deklamiren. Sein bestes Werk, weil es wenigstens reiche Quellen bietet, ist die „Geschichte des Romans“, wenn es auch jetzt durch des Engländer Dunlop gleichnamige Arbeit eigentlich ziemlich entbehrlich ist. Er hatte selbst auch einen Roman, „Mirabeau und Sofie“, geschrieben, der als Vorbild für das unerträgliche Genre gelten kann, welches neuestens Th. Mundt und Luise Mühlbach erfanden, und das darin besteht, daß die vorkommenden historischen Personen sich immer mit der Herzählung ihrer gegenseitigen biografischen Daten und Zitaten aus ihren eigenen Werken regaliren und bekomplimentiren.

O. L. B. Wolff war 1828 nach Weimar gekommen, also 4 Jahre vor Goethe's Tod; er überraschte etwas den alternden Dichter durch sein Talent improvisirter Reimerei. Er wurde also als Sekretär angenommen, und wußte aus jener Zeit manche drollige Anekdote zu erzählen. Zwei derselben verblieben mir im Gedächtniß. Karl August pflegte im „römischen Hause“ im Parke geheime Isisfeste zu feiern, wobei nur auserwählte Freunde mit Theil nehmen durften, also natürlich auch der Staatsminister a. D. und Olympier. Spät Nachts ließen sich die Saturnalisten durch die Hofbedienten nachheim tragen, denn der Alkohol feinsten Rebensaftes lehmte gewöhnlich nicht nur das Gehirn sondern auch die Beine. Goethe wurde nun auch einmal völlig starr und leblos nach seiner Behausung getragen, und ließ sich ohne die geringste Regung tragen, in seinem Vorsaale jedoch stellte er sich plötzlich völlig nüchtern auf

die Füße, und ſagte zu dem beſorgten Kammerdiener: „Sie ſehen, wie man ſich im Dienſte ſeines Herrn abquälen muß.“

In einem jener Jahre ſtellte ſich Wolff am 27. Auguſt bei Goethe ein, um Befehle für die bevorſtehende Geburtstagsfeier entgegen zu nehmen. Goethe ging finſteren Geſichtes, offenbar ſehr verdrießlich, in der Stube umher, die Arme gewohnterweiſe wie Napoleon auf dem Rücken gekreuzt. Der Sekretär erhielt kaum einen Gegengruß; er blieb verblüfft bei der Thüre ſtehen, noch verblüffter, als er Goethe ſo umhergehen, und zugleich ſah, wie dieſer in jedem Fenſter eine Flaſche Wein entkorkt hatte, und regelmäßig im Vorbeikommen aus jeder dieſer Flaſchen ſich einſchenkte und trank, obgleich es noch früher Morgen war. Wolff verſuchte mehrmal zu ſprechen, der greiſe Dichter jedoch hüllte ſich in kaltes Schweigen. Plötzlich ſchritt er auf den erſtaunten Sekretär los, und blieb ihm knapp vor der Naſe ſtehen, ſtreng ſagend: „Sie wundern ſich, was ich hier manipulire, mein Beſter? Wundern Sie ſich über nichts mehr, Ihr Alle ſeid eine Bande feiler Speichellecker. Was man mich bis zur Unerträglichkeit beweihrauchte! Jedoch ein unberechneter Moment läßt mich durch Eure Maske ſehen, und all die Verſtellung entdecken. Reden Sie nicht, mein Lieber, hier ſprechen Thatſachen! Da Niemand in ganz Deutſchland meines Geburtstages gedenkt und ihn feiert, ſo denke ich ſeiner, und feiere ihn, indem ich mir ganz allein ein bene anthue.“ — „Euer Exzellenz Geburtstag?“ ſtotterte Wolff, „die ganze Welt denkt ja daran, und, um es nur zu ſagen, es werden ja gerade diesjährig ſchon ſeit Monden ungemeine Vorbereitungen dazu getroffen. Wer ſollte auch

des 28. Auguſt nicht gedenken! Aber heute iſt ja erſt der 27. Auguſt, Exzellenz!“ Jetzt war es an Goethe, etwas verblüfft zu werden. Er ſtarrte Wolff einige Sekunden hindurch tief im Sinnen verloren an, und ſagte dann, wie zu ſich ſelbſt: „Ei, ſollte ich mir alſo ganz unnütz einen Rauſch angetrunken haben?“

Wolff ſtarb am 16. Sept. 1851. Er war verehelicht, aber ſeine Frau befand ſich ſtets ſehr kränklich, und iſt ihm deßhalb wahrſcheinlich vorangegangen.

Heinrich Zſchokke.

Geb. 1771. Geſt. 27. Juni 1848.

Ein Ehrenwort hindert mich, zu erzählen, weßhalb, wo und in welcher Art ich im Dezember 1846 Italien verließ und nach der Schweiz flüchtete. Genug, nach einem Zuge abenteuerlichſter und romantiſcheſter Art, verwundet, einige Tage einſam und zu Fuße führerlos durch den Schnee der Alpen watend, dem Erfrieren ſo nahe als dem Verhungern, gelangte ich nach Chur, wo ich die Poſt nahm. In Zürich logirte ich mich im „Hotel Bauer“ ein, und feierte die Sylveſternacht ſehr luſtig. Ich blieb nun ein paar Wochen dort, um neue Kräfte zu ſammeln, hielt es aber in der Patrizierſtadt, die ſo ſchön am Zürcherſee daliegt, und wo es keine Straßenbeleuchtung gab, ſondern Jedermann Abends mit ſeiner Handlaterne umherwandelt, nicht lange aus, es drängte mich nach Paris zu kommen, und ſo fuhr ich denn am 25.

Januar 1847 nach Aarau. Ich kam noch früh genug an, um Dr. Heinrich Kurz, dem Literaturhiſtoriker, und dem nun ſchon verſtorbenen Rath Rudolf Tanner Beſuche machen zu können; ich wurde überall herzlichſt empfangen und Kurz hielt mich bis in die Nacht feſt. Ich nahm Quartier in einem Gaſthofe am Ufer der Aar. Als ich des nächſten Morgens nach der Wohnung Heinrich Zſchokke's frug, wies man mir vom Fenſter aus am jenſeitigen Ufer der Aar ein iſolirt ſtehendes behagliches Landhaus mit grünen Jalouſien. Ich machte mich alſo auf den Gang dahin. Ich hatte dieſen Moment ſeit Jahren erſehnt. Meine gute liebe Großmutter, noch eine Ungarin vom alten Schlage, las nichts lieber als Zſchokke, und ſo machte ich ſchon frühzeitig die Bekanntſchaft mit dieſem Autor, denn ich mußte der alten guten Frau ihren Lieblingsſchriftſteller vorleſen. In der Fantaſie der Jugend vermiſcht ſich aber ſehr leicht der Autor mit ſeinem Werke und man denkt ſich ihn perſönlich eben ſo edel, als die von ihm dargeſtellten Karaktere. Wie ſehr man ſich bei ſolcher Annahme täuſcht, weiß Niemand beſſer wie ich, der ich einſt einen ſo ſtarken Autoritätsglauben hegte. Es gab eine Zeit, wo ich als Junge einſam im hohen Graſe lag und Pläne ſchmiedete, um heimathlichen Verhältnißen, welche unerträglich ſchienen, zu entfliehen, in die weite Welt zu laufen, und — bei Zſchokke in der Schweiz Zuflucht zu ſuchen.

Es waren ſeitdem Jahre vergangen, als ich nun doch an der Pforte des berühmten Erzählers ſtand. Ich ging durch die Thüre an der rückwärtigen Seite der Villa ins Haus und ſtieß auf eine alte Frau, welche eben einige Schüſſel zum Serviren in Händen hatte. Als ich

nach Zſchokke frug, erſuchte mich die Matrone ebenerdig einzutreten. Ich gelangte in einen großen Eßſaal, der von Kindern und auch Erwachſenen wimmelte, indem eben Frühſtück aufgetragen wurde. Es waren dies Zſchokkes Kinder und Enkel — er hatte zwölf Söhne und Töchter. und dieſe damals ſchon ſieben Nachkommen — und die Dame war die Frau vom Hauſe. Man lud mich einfach herzlich ein mitzuhalten und dann frug man mich, wie es ſchien, behutſam aus, wer ich ſei und was ich wolle. Ich präſentirte mich als Ungar, der in der Vorbeireiſe angehalten, um Zſchokke ſeine Huldigung darzubringen. Nun wurde man wärmer. Die Dame meinte, ihr Gemahl ſei eben leidend, aber ſie wolle ſehen, ob er mich nicht doch empfangen könne. Nach dem Frühſtück ging ſie denn auch, und kam mit der Antwort „einen Ungar empfange Zſchokke jederzeit, auch wenn er ſchon im Sterben läge.“ Während ich die Treppe hinanſtieg, bat mich die alte Frau recht herzlich, nicht zu viel mit dem Kranken zu ſprechen, indem es ihn zu ſehr angreife. Ich trat nun in eine gleich große Stube als die darunter liegende, ebenerdige war und im linken Fenſter ſaß im hohen Stuhle ein kleiner alter Mann. Er erhob ſich bei meinem Eintritte, hüllte ſich in ſeinen pelzgefütterten Schlafrock, und indem er mir entgegen kam und die Hand ausſtreckte, ſagte er mit deutſchem Akzent ungariſch: „Jónapot uram öcsém“ (Guten Tag, Herr Jungbruder)! Verzeihen Sie, daß ich Ihnen in meiner Bunda (Pelz) entgegen komme; éljen Magyar ország!“ Ich war ziemlich verblüfft über dieſe unerwartete, zwar ſchlecht akzentuirte, jedoch immerhin wirklich ungariſche Anſprache. „Ja, Sie wundern ſich, daß auch ich die Sprache Attilas ſpreche? Nun ſetzen

Sie ſich zu mir ans Fenſter her, und fürchten Sie ſich nicht, ich bin ſchon mit meinem Latein zu Ende, oder beſſer mit meinem Ungriſch. Ich ſtudierte in Heidelberg im vorigen Jahrhunderte noch mit einigen Ungarn und da lernte ich die paar Fraſen nachſprechen, und habe ſie richtig ſeit faſt fünfzig Jahren nicht vergeſſen. Das iſt aber natürlich, ich kam auch ſpäter oft auf Reiſen, und beſonders in München, mit Ungarn zuſammen, habe eine beſondere Vorliebe für dies feurige geniale Volk, und nun neueſtens bin ich wieder mit meinem Herzen und meiner Seele ganz bei Euch, am Strande der Donau und Tißa, denn ſeit Wochen leſe ich da in dieſem wirklich vortrefflichen, warm ſchildernden Buche.“ Hiemit wies Zſchokke auf einen vor ihm liegenden Band. Es war die deutſche Ueberſetzung von dem Werke über Ungarn des Engländers John Paget, in der That die beſte Arbeit, die bis dahin über unſere Zuſtände während der Oppoſitionsjahre erſchienen. Zſchokke frug mich nun über gar Vielerlei aus, über unſere damaligen politiſchen Verhältniſſe, über Graf Széchenyi, von dem er mit Enthuſiasm ſprach, über Eötvös, den er perſönlich kannte und deſſen Romane er geleſen, über unſere Literatur überhaupt. Bei Beſprechung dieſes Punktes ſagte er, er ſei den Ungarn beſonders verbunden, indem ſie nicht nur ſeine Werke ſo fleißig überſetzt, ſondern auch die Aufmerkſamkeit gehabt hätten, ihm Exemplare als Beleg zuzuſchicken. Er erhob ſich bei dieſen Worten und führte mich in ein Nebenzimmer vor einen Bücherſchrank, deſſen Flügel er öffnete. „Sehen Sie dieſe komplette Bibliothek? Dieſer Kaſten enthält nur Bücher aus meiner Feder, alle Originalausgaben, leider auch Nachdrücke und

Ueberſetzungen in allen Sprachen. Dieſe Reihe ſind allein ungariſche Editionen, an vierzig Bände; hier ſtehen ſlaviſche, hier ſchwediſche und däniſche, hier ſogar ſpaniſche". Während er das Alles nachwies, guckte ich den Kaſten aufmerkſam durch, und erblickte mehrere Ausgaben der „Stunden der Andacht." Auf dieſe Bände zeigend, ſagte ich zu Zſchokke: „Alſo Sie liefern mir ſelbſt den Beweis, daß Sie wirklich der Autor jener vieltröſtenden Betrachtungen ſind, eine Thatſache, die man in Deutſchland und bei uns noch bezweifelt."

„Ich läugne jetzt nicht mehr" ſagte der alte Herr, „den Antheil, den ich an dieſer Arbeit hatte; ſie erſchien hier zuerſt in einzelnen fliegenden Blättern, welche mein Freund Sauerländer gelegenheitsweiſe herausgab, und ſo entſtand abſichtslos nach und nach ein Band, bis ich erſt einen Plan für das ganze Werk faßte. Aber wenn es mich nicht wundert, daß gerade dieß Buch ſo viel Beifall fand, ſo wundert es mich vielmehr, daß meine Autorſchaft in Deutſchland ſo lange myſteriöſes Räthſel blieb, denn hier wußte ja Jedermann ſchon beim zweiten Blatte, wer es geſchrieben." Dieſe Angabe beſtätigte mir auch Dr. Kurz andern Tages. Zſchokke bat mich, ihn wieder zu dem Sitz am Fenſter in der großen Stube zu geleiten, denn er fühle ſich ganz unerklärlich ſchwach, ſeit er von ſeiner letzten Reiſe aus Holland zurückgekehrt. Dann erſuchte er mich, ihm weiter von Ungarn zu erzählen. Ich that es lebhaft, aber während ich ſprach, bemerkte ich plötzlich, daß der gute Alte vor Schwäche eingeſchlafen ſei. Ich betrachtete aufmerkſam ſeine Züge. Er hatte eine hohe Stirne, kleine, ziemlich weit auseinander ſtehende Augen, und einen

großen, ſogenannten Froſchmund mit ſtarken Lippen. Sein Haar war grauweiß. Während der Greis ſo im Lehnſtuhle ſchlummerte, trat ſeine Frau ein, wodurch er erwachte. Sie winkte mir verſtohlen, für diesmal den Beſuch abzubrechen. Als ich mich denn erhob, frug Zſchokke, wann ich weiter zu reiſen gedenke, und wo ich Quartier genommen, und drang in mich, meine Bagage holen zu laſſen, und bei ihm ein Unterkommen zu ſuchen, da ich ja doch nur einen Tag bleiben wolle. Die Frau drängte mich aber, die Unterredung zu ſiſtiren, und ſo nahm ich raſch Abſchied, ohne auf den herzlichen Antrag einzugehen. Im unteren Saale angekommen, ſagte ich der guten Frau Zſchokke, daß ich mir Aarau beſehen und einige meiner alten Freunde beſuchen möchte. Sie meinte, das wäre ſehr rathſam und ich möge mich durchaus nicht abhalten laſſen, jedoch ſolle ich beſtimmt Mittags zu Tiſch zu kommen, gegen ein Uhr. Und mit mütterlicher Bonhomie geleitete mich die alte Frau durch den Garten bis an die Aar, wir blieben wiederholt ſtehen, und ſchwatzten wieder ein Weilchen, und ſie erzählte mir, als wäre ich älteſter Hausfreund, allerlei Züge ſo zu ſagen unter der Hand betreff der Stadt und ihrer Familie, und Alles war voll Wohlwollen und nicht ohne Humor.

Gegen Mittag ging ich zu Prof. Heinrich Kurz und entdeckte mit einiger Verlegenheit, daß man mit dem Diner auf mich harrte. Da nützte denn alles Entſchuldigen nichts, ich mußte zu Zſchokke's ſchicken, und abſagen laſſen.

Als ich nach Tiſche wieder bei Zſchokke vorſprach, und mich bei der Frau emſig entſchuldigen mußte, denn ſie nahm mir mein Nichtkommen ziemlich übel, trat plötzlich

ein junger, ſtarkgebauter Mann von dreißig Jahren ein, ſchwarzhaarig, mit Schnurbart, von kalter und trotziger Fiſiognomie, entfernt an Lenau erinnernd, doch ohne das ſinnige Auge meines unglücklichen Landsmannes, und frug nach Zſchokke. Er fügte hinzu, er ſei George Herwegh, und die Dame werde ihn wohl von ſeinem Beſuche im früheren Jahre kennen. Frau Zſchokke that desgleichen ſehr achtungsvoll, aber wie es mir ſchien weniger freundlich, als es ſonſt ihre Art war, und ohne wärmer zu werden, geleitete ſie den Gaſt nach dem erſten Stock. Er kam bald wieder von Zſchokke herab, und ging nach kurzem flüchtigen Gruße wieder gen Aarau zu.

Ich ſah eine gute Weile dem ſich entfernenden Herwegh nach, als Frau Zſchokke eintrat, und mir ſagte, es ſei ein Brief für mich gekommen. Ich riß ihn haſtig auf, und als ich die Unterſchrift geleſen, war ich erſtaunt, wie dieſer aus Ungarn kommende Brief bei Zſchokke konnte abgegeben worden ſein? Die gute alte Frau gab mir aber raſch Aufklärung, indem ſie lächelnd geſtand, daß ſie meine Reiſerequiſiten aus dem Gaſthofe habe holen laſſen, und dort war der Brief, von Zürich nachgeſchickt, angelangt geweſen. Aber mich betrübte es meinen Dank für dieſe rührende Güte nicht beſſer ausſprechen zu können, als durch das Geſtändniß, daß ich laut des erhaltenen Briefes nun ſchon am nächſten Morgen recht früh nach dem Elſaß müßte. Es war eben nicht zu ändern, und ſomit ging ich vor dem Abendbrote nochmals zu Zſchokke hinauf, der ſchon zu Bette lag, und nahm kurzen Abſchied. Er ſprach ſo herzliche Worte, daß ich die Hand des alten Mannes küßte, als er ſie mir zum Lebewohl darreichte; ahnte ich doch in mir, es ſei zum letzten Lebewohl!

Abends saßen wir im traulichen Kreise um den runden Tisch, ich gab für Zschokke noch das Bändchen der Lieder Petöfi's in der Uibersetzung von A. Dux, und die deutsche Ausgabe des Dorfnotairs von Baron Eötvös her, welche Bücher ich mir noch in Mailand gekauft, und als ich endlich auch schlafen ging, nahm ich Abschied wie aus eigenem Familienkreise. Man erinnerte sich vielleicht meiner später nicht mehr, denn in jenem Hause sprachen ja alltäglich Gäste vor, und wurden herzlichst empfangen, ich aber denke noch heute mit Wärme an jenen 26. Januar 1847.

Zschokke starb am 27. Juni 1848, seine gute liebe Frau aber zehn Jahre darnach am 25. Februar 1858, Vormittag um 11 Uhr, in selbem Tag und Stunde ihrer Vermählung fünfzig Jahre vorher, also 1808.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Anhang.

Obgleich kein Autografenkollekteur von Profession, kam mir doch manch' interessantes Stück, meist zufällig, zur Hand, und wenn ich so manchmal in meinen vielen Schriften umherstöbere, stoße ich auf manchen vergessenen Zettel, der in einer oder anderer Beziehung nicht verdient, völlig verloren zu gehen. Da nun diese Sammlung von „Silhouetten" zugleich auch eine Sammlung von bemerkenswerthen „Reliquien" sein soll, so denke ich diesen „Anhang" anlegen zu können, darin ich aufnehmen lasse, was mir während des Druckes noch Beachtenswerthes in die Hand gerathen, oder was ich selbst einzeln publizirte, und das seinem Stoffe gemäß sich in dieser, einstigen Memoiren vorgehenden Sammlung flüchtiger Erinnerungen für freundliche Leser und Forscher nicht ganz nutzlos vorfinden dürfte.

Lausanne, im Oktober 1862.

A.

Bisher Ungedrucktes aus meiner Handschriften-Sammlung.

I. Blätter aus dem Stammbuche des großen Schauspielers Brockmann (geb. 1745, gest. 1812).

1. Ein Stammbuch, Freund, ist eine Gallerie
Von Menschen, die man liebt und ehret;
Und wohl Dir, wenn das Schicksal sie
Dir groß und zahlreich einst gewähret:
Doch besser ist's, sie bleibet klein,
Als sie hört auf — gewählt zu sein.

Wien, den 25. Sept. 1790. Blumauer.

* * *

2. Garrik sagte von dem Spiele der Clairon: Kunst, im höchsten Grade und auf die feinste Art; aber auch nur Kunst. Wehe dem Schauspieler, dem das bewegte Herz nicht noch viel mehr sagt.

Hamburg, den 6. Mai 1775. Klopstock.

* * *

3. Ihnen danke ich die schönsten Gefühle meiner Jugend, Sie und Schröder schufen Flammen aus dem Funken, den Eckhof in meine Brust geworfen hatte. Urtheilen Sie, mit welcher Empfindung ich mich Ihnen nähere. Friede und Freude komme auf Ihrer Bahn Ihnen entgegen! Sehen Sie mit einigem Gefallen auf das Andenken, das in mir für Sie lebt!

Wien, den 29. Juni 1801. Iffland.

* * *

4. Wer nur ein wenig Verstand behält —
Wer macht aus Wind und Regen sich was?
Der nimmt vorlieb, wie's kömmt und fällt,
Der Wind macht trocken, der Regen macht naß.
Shakespeare.

Nur ein Stückchen von meinem Herzen ist noch für die Menschen übrig, und das trauert um unsere Trennung.

Hamburg, den 15. März 1775. F. L. Schröder.

5. — Deutſchlands Fürſten . . . ſie rief
Kein Stolz, euch zu leiten, herzu;
Und allein ſchwingt durch die Hinderung
Ihr mit edler Kühnheit euch auf!
Hamburg, den 30. Juli 1775. J. H. Voß.

* * *

6. Sage, warum bebſt Du? was ſtürzt Dir die Thräne
Eilend herab? was beſänftigt nun Dein Herz Dir?
That es Brockmann nicht auch? und rührt Dich
Etwa der Dichter allein?
Hamburg, d. 1. Dez. 1777. Chriſtian Graf zu Stolberg.

* * *

7. Ich weiß nicht, warum ihr aus dem Mann ſo viel Weſens macht? — Eine große Kunſt vor einem Geſpenſt zu erſchrecken! Ich erſchrack auch, als ich's ſah. Nebſtm beim Fielding.
Berlin, d. 6. Januar 1778. Zur Anempfehlung ſeines Andenkens geſchrieben von J. J. Engel.

* * *

8. Zum Zeichen ſeiner Verehrung
der außerordentlichen Talente
und anderer vorzüglichen Eigenſchaften
des fürtrefflichen Beſitzers
dieſes Buches
ſchrieb zum Andenken
ſeinen Namen
Berlin, den 22. Märtz 1778. Joh. George Sulzer.

* * *

9. Wer frei darf denken, denket wohl.
Zum Andenken geſchrieben von
Berlin, d. 5. Januar 1778. Fr. Nicolai.

* * *

10. Wenn es wie Sturm mir durch die Seele brauſt,
Jede Nerve mir bebt, mein Puls mir feuriger ſchlägt —
Wenn die Träne der Wemut mir vom Auge ſtenſt,
Mir der Dichter entſchwindet, ich den Künſtler vergeſſe,
Schauſpiel Thatſache wird, und der Schauſpieler Menſch:
Dann iſt der Dichter mir lieb, und der Schauſpieler mir wert.
Raten Sie nun, warum ich Leſſing ſo lieb habe und Sie mir ſo wert ſind?
Wien, 24. Febr. 1780. Johann Friedrich Schick.

* * *

11. Der denkende Künſtler iſt noch eins ſo viel werth.
(Leſſing).
Brockmann hat alſo auf doppelte Hochachtung Anſpruch: dieſe und redliche Freundſchaft weihet Ihnen Ihr
Wien, 1783. Alxinger.

12. Wer Tugend hat und Kunst, ist überall willkommen.
(Logau).

Denken Sie hiebei, mein theuerster Herr Brockmann, an Berlin, das Sie eben so schätzt und liebt, als irgend eine Stadt in Deutschland, und an den, der Sie eben so liebt, als irgend ein Freund in der Welt.

Berlin, d. 8. Jan. 1778. K. W. Ramler.

An Brockmann's Freunde

am 21. April 1812 in der Augustiner-Kirche (Wien).

Ein Schwanenlied, aus Meisterbrust gesungen,
Das Leben mit dem Tode zu versöhnen,
Ruft Euern Freund in tiefverschlung'nen Tönen
Und stirbt in klagenden Erinnerungen. —
Der Schmerz gilt uns! — Er hat ihn längst bezwungen; —
Uns weint das Lied! Im Strahl des ewig Schönen
Die heit're Künstlerstirne sich zu krönen,
Kein größ'rer Lohn ist je der Kraft gelungen. —
Er fühlte klar des Liedes höchstes Streben,
Der kalten Welt, dem tiefgesunk'nen Leben
Die lichte Ahnung bess'rer Zeit zu geben,
Daß sich im Volk der alte Geist erneue! —
So sank er, noch an Muth und Kraft ein Leue,
Ein schöner Traum vergang'ner Kraft und Treue!

Theodor Körner.

II. Diverse Autografe.

1. Berlin, den 24. September 1769.

Erhabner Präsident!

wird meiner Mutter Sohn
Vor Deinen Augen Gnade finden?
ich hoff' es und Du sahst in Seiner miene schon
Wie ernsthaft daß Er ist, wie Ihn der Eid wird binden.
Er ward geboren treu zu sein
Er ward zur Ordnung auferzogen,
Er ist ein guter Christ und deutscher Biedermann
ich bitte Dich sei ihm gewogen
nim Seiner schwester Bürgschaft an,
Ich leiste Sie mit allem was ich habe
Dir bis an Seinen Todt und bis zu meinem Grabe.

an A. L. Karschin.

des Herrn Geheimderaht
und Präsident Kirch Eisens
hoch Wolgeboren.

2. Che mai sarebbe
Senzi arti il mondo?
Confusione
da cima al fondo.
E per eio gridasi:
Vivan gli artisti
E al diavol vadano
Tutti i Sofisti.

M. Salieri. (Geb. 1750. Geſt. 1825).

* * *

3. Actrice Kohlenbrand,
Roſalie Kohlenbrand,
vulgo Bajadere genannt,
Schauſpielerin, Operiſtin,
Und mimiſche Hoch-Artiſtin,
Will nichts als liebe Natur
Natürliche Reden nur,
Natürliche Thaten nicht minder,
Beſonders — natürliche Kinder.

Haug. (Geb. 1761. Geſt. 1829).

* * *

4. Berlin, d. 8. Dez. 1819. Mordkälte, nordoſtwind.

Mein lieber guter Freund! Braver Bayer!

lange geborgt, doch nicht geſchenkt! Solcher guter Sprichwörter Befolgung wiederholt ſich, ſo lange die Welt dauert; da iſt das längſt gewünſchte, alt verſprochene Mundſtückch! Was mir dieſes Stückch das Gewiſſen gepeinigt hat, all' die vielen Jahre her! — ſtellt ſich gewiß keine reine Seele wie die Ihrige, vor! — war ich denn aber hier? Weit weg war ich von dem Lande, wo der Bernſtein blüht; wo Wein und andre Dinge blühn! Seit 2 Monath bin ich hier und finde es kalt und ungewohnt und Nichts gut, als daß man bewußt: Mundſtückch haben kann! Dies hier taugt vielleicht nichts! Aber es war mir unmöglich in der ſcharfen Kälte auszugehen. Dore meine rothbäckige Jungfer mußte es mir holen, da Mlle. Maaß mir zu ſchnell abreiſt. Sehen Sie es unterdes als ein Andenken gütig an. Ich liebe in meinem Alter Andenken, ſie erinnern wirklich an Perſonen von d. man ſie hat. Ich bringe oder ſchicke Ihnen ein beſſeres! 10000 Stück der beſten Fragen möchte ich Ihnen machen! Wohnen ſie noch auf dem Ringe? ſieht noch alles ſo bei Ihnen aus? trinkt man noch ſo guten Kafee bei Ihnen? haben Sie noch immer ſo vortrefflich gewaſchene Wäſche an und ſo ſchöne Röcke und Sachen? Sind Sie noch ſo glücklich im Launnen? leſen Sie noch ſo viel? Dichten Sie noch? Iſt noch ſolche exemplariſche Ordnung bei Ihnen? Lieben Sie noch? Können Sie noch lieben? Gehen Sie noch auf der Brücke des Mittags, und mit dem Freund, dem Kaufmann; der Name will mir nicht einfallen: Tunerle? Paßiren Sie noch ſo? Sind Sie noch der

beſte Menſch; frag ich nicht. Eſſen Sie noch bei Mme Liebich? Iſt dort noch Alles auf dem alten Fleck. Wer wohnt mit ihr? Wie iſt's in der garderobe: wie in der Loge? Ich ſehne mich nach all dem zurück: liebe euch alle eben ſo; bin in allem dieſelbe, die Sie kannten; und vergeſſe nie Ihre ſtille, thätige, herzliche Freundſchaft. Nichts, Nichts vergeſſe ich. Auch ſterben hilft nichts: denn Liebich lebt noch in mir und mit mir: wie alle die, welche mir im Leben etwas ſchienen. Was macht Polafsky in der Ehe u. in der Damengarderobe? Reinike ſah ich neulich zu Leipzig in Ich bin mein Bruder vortrefflich ſpielen: ich wußte vorher nicht, daß ſie da ſeien, ſonſt hätte ich Mme Reinike ſehen müſſen, ich blieb nur im Nachmittag und den andern Vormittag. Sind noch alle dort? Wilhelm obenaus, die Brunetti? Alle? Empfehlen Sie mich gütigſt allen Freunden. Zu oberſt der Freundin Liebich 100 tauſend Mal. Varnhagen grüßt Sie herzlich: hat Fürſt Taxis Sie gegrüßt und Ihnen ihre Epitapfe gebracht? Werden Sie gütig und freundlich gegen Mlle Maaß ſein? Gewiß! Bajard-Bayer. Sie verdient es, ein artiges gutes Frauenzimmer, voller Sitte, am beſten Umgang unſeres Landes, an der beſten Behandlung gewöhnt. Sie können Ihr Prag verſüßen helfen: thun Sie's! So lange wir leben Ihre

Freundin Friederike Varnhagen.

Robert iſt in Mannheim. Heute eben hatte ich einen Brief. Kommt Graf Klamm noch alle Abend in der garderobe? Auguſte iſt ſehr gut in Stuttgart: vor 2 Jahren ſah ich ſie bei mir in Baden.

B.

Aus meinem Album.

1. Auch mir gereicht es zur großen Genugthuung, daß ich Ihrer Anregung, zu Ehren Schillers nochmals die Bühne zu betreten, keine Schande gemacht, und der ehrenvolle Erfolg hat mich nicht nur an ſich, auch Ihretwegen ſehr beruhigt und hoch erfreut. Dies zur freundlichen Erinnerung Sophie Schröder.

München, 16. Nov. 1859.

* * *

2. „Beata Ungria, se non si lascia più malmenare!“ (Dante).

A Monsieur Kertbeny

Vienne 10 mars 1858. Adelaide Ristori-Del Grillo.

* * *

3. Auf der Reiſe lieb' ich ſehr freundliches Begegnen u. ſ. w. Erinnern Sie ſich dieſer Worte unſeres Freundes F. v. Sch.?

Caroline Sabatier-Ungher.

München, 17. Oktober 1859.

* * *

4. Traduit de Petoefi. A mon gobelet (page 100).

Je t'aime au fond, mon gobelet —
Mais une chose en toi m'irrite,
Et c'est, vois-tu, mon gobelet,
Que tu te vides pas trop vite!
Si j'étais toi, mon gobelet,
J'aurais toujours horreur du vide;
Mais à ma place, ô gobelet,
Je pomperais tout mon liquide!

München, 18. Okt. 1859. François Sabatier.

* * *

5. Erinnerung iſt das einzige Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können. Jean Paul.

Iſt Erinnerung unſer ganzes Glück, ſo iſt es oft auch unſer ganzes Elend. Charlotte v. Hagn-Oven.

München, 15. Nov. 1859.

* * *

6. Den kriegeriſchen Genius der Ungriſchen Nation kennt die Welt ſeit bald Tauſend Jahren.

Daß aber dieſes warmfühlende heldenmüthige Volk den ſchöpferiſchen Hauch origineller Poeſie im Buſen trage, und daß es in politiſcher Einſicht und ſtaatsmänniſcher Begabung mit den größten Geiſtern des Occidents auf gleicher Höhe ſteht, iſt erſt durch Petöfi und Eötvös kund geworden. Fallmerayer.

München, den 19. Okt. 1859.

* * *

7. Indiſcher Hymnus aus dem Sanskrit.

Heil Dir, Licht des Weltalls, göttliche Sonne,
Heil Dir, Ueberſchwänglicher, der Du Alles
Schufeſt und durchdringſt, und in die Seele
Deſſen, der ſich zu Dir ſehnt, herabſteigſt!
Heil Dir, großer Urgrund aller Dinge,
Unermeßlicher Ocean, aus deſſen
Wogenſchooß die Weſen all' geſtiegen,
Und in den ſie wieder münden! Heil Dir,
Anfang Du und Ende des Geſchaffenen,
Quell des Seins und Nichtſeins! Letzte Zuflucht!
Höchſter Welthort! Same des Lebendigen.
In dem Lotoskelch der ganzen Schöpfung
Schwebſt Du als ihr Duft! Die Andacht biſt Du
In den heiligen Schriften, biſt die Weisheit
In des Sehers Geiſt, die Kraft im Helden
Und die Liebe in des Liebenden Seele.

München, 1859. A. F. v. Schack.

* * *

8. C'est étonnant la masse de petits tyrans, que crée le régime russe. Presque tous les gens de la classe supérieure

sont des despotes en petit et je dirais qu'il n'y a d'hommes libéraux et humains en Russie que les femmes supérieures. Il est pourtant si gentil de pouvoir commander qu'on derrait le faire gentillement. Mais l'ésclavage détruit jusqu'au sentiment des convenances et de bienséance.

Munich, nov. 16. 1859. Ivan Golovine.

9. Wir treiben hin nach allen Winden,
Unstät und blind, bald dort, bald hier!
An welchem Strande landen wir,
Und wo wird sich der Hafen finden?

München, im Nov. 1859. Zedlitz.

* * *

10. Die Zeit des Columbus entdeckte einen Welttheil. Vielleicht wird man einst verstehen, daß es noch viel wichtiger ist, eine der Hauptquellen zu entdecken, und zu verstopfen, aus denen die menschliche Grausamkeit und mit ihr die meisten menschlichen Leiden ihren Ursprung ableiten, — die Grausamkeit gegen die Thiere. Gewiß wird es länger dauern, bis man dieses versteht, als es dauerte, bis man an den neuen Welttheil glaubte; denn es ist schwerer, allgemein verkannte moralische Wahrheiten mit ihren Folgen, als vom Meere aus festes Land mit seinen Bergen und Thürmen zu erkennen.

München, 1859. Dr. Perner.

* * *

11. Die Freuden, die rosigen Tänzerinnen
Mit Kränzen und Fackeln, mit Spiel und Gesang,
Wie flieh'n sie auf schimmernden Sohlen von hinnen!
Aber der Kummer hat schleichenden Gang.
Verhallt ist das Fest und das süße Gelächter
Der schwärmenden Dirnen, ach, eh' ich's gedacht;
Nun tappt er um's Haus mir, ein grimmiger Wächter,
Und ruft mir die langsamen Stunden der Nacht.

München, im Nov. 1859. Emanuel Geibel.

* * *

12. Sie hatte prahlerisch vorher verkündet
Des neuen Zeitgeist's großes Weltgesetz:
„Die Völker sind nun brüderlich verbündet,
Zu Einem Volk im Eisenbahnen-Netz!"
Das war ein Jauchzen, Jubeln, Deuten, Hoffen,
Den Menschenkindern stand der Himmel offen.
Nun ist's erreicht. Auf tausend Schienenwegen
Durchsausen Reisende das feste Land;
Doch seh' ich eben nicht, daß Brudersegen
Die Völker liebreich an einander band?
's gab keine Zeit, wo sich hochmüth'ger blähten
Und unduldsamer „Nationalitäten!"
Drum grüß ich Dich im freud'gen deutschen Sinne:
Mit Magyarenthum zierst Du Dich nicht,

Wenn Deine Hand, uns Lesern zum Gewinne,
Aus Heimathblumen deutsche Kränze flicht!
Du lehrst uns Ungarns Poesie erfassen —
Und thust' was Besseres als die Deutschen hassen.
Gratz, Jän. 1860. C. v. Holtei.

* * *

13. Die Welt des Scheins ist nun entschwunden
Ich hab' erreicht, was ich erzielt,
In Wirklichkeit hab' ich gefunden
Das Glück, mit dem ich einst gespielt.
Louise Schönfeld-Neumann.
Gratz, im Jan. 1860.

* * *

14. Des Lebens buntes Mancherlei
Führt dort zu Einem, dort zum Andern;
Man spricht ein Wörtlein oder zwei
Und muß dann eiligst weiter wandern.
Doch hat die Zeit auch kurz gewährt,
Da man einander angehörte, —
War nur die Stund' erinnernswerth,
Ist's gleichermassen der Gefährte.
So dacht' ich der vergang'nen Zeit,
Auch Deiner also, oft und gerne,
Und send' in alter Herzlichkeit
Dir meine Grüße in die Ferne.
Berlin, im Febr. 1860. Eduard Tempeltey.

* * *

15. Ein schönes Loos, auf stolzgeschwung'nem Flügel
Nach eig'nem Sinn durch's All' dahin sich tragen,
Nach eig'nem Ziel zu lenken seinen Wagen
Fest in der Hand der Lebensrosse Zügel.
Ein schönes Loos, gleich einem blanken Spiegel
Das Bild der Welt mit innigem Behagen
Rein aufzunehmen, ruhig, ohne Zagen,
Wie auch sich löst der Schicksalsbücher Siegel.
Doch ob Du frei nach Dir die Welt gestaltest,
Ob Du nach ihr des Herzens Kelch entfaltest,
Bewahre Dir nur zu Dir selbst die Treue;
Dann wird der Schmerz auch edle Seelennahrung,
Und quillt aus That und Leid die Offenbarung,
Wie inn'res Wachsthum ewig uns erfreue.
München, Jan. 1860. Moriz Carrière.

* * *

16. Du darfst mißmuthig nicht verzagen,
In Liebe nicht, noch im Gesang,
Wenn mal ein allzukühnes Wagen,
Ein Wurf im Wettspiel Dir mißlang.

Weß' Fuß wär' niemals fehlgesprungen?
Wer' lief nicht irr auf seinem Lauf?
Blick' hin auf das, was Dir gelungen,
Und richte so Dich wieder auf.
Vorüber zieh'n die trüben Wetter,
Es lacht auf's Neu' der Sonne Glanz,
Und ob verweh'n die welken Blätter,
Die frischen schlugen sich zum Kranz.

Berlin, 21. Febr. 1860. Theodor Fontane.

* * *

17. Petöfi steht als ein Mann vor mir, der den größten Dichtern der Völker beigezählt werden muß. Ihre Uebertragung seiner Werke ist eine Bereicherung der deutschen Literatur, für die ein Jeder, der Gefühl für die Schönheit dichterischer Gedanken hat, nicht genug dankbar sein kann. Denn obgleich man Ihren Versen den Ausländer anmerkt, so haben sie jedoch gerade dadurch, scheint mir, das gewonnen, was ihnen einen großen Reiz verleiht: Sie empfinden den Werth und eigentlichen Inhalt der Worte stärker, die Sie gebrauchen und theilen diese Empfindung dem Leser mit, daß er sogar das Ungewohnte, Neue gern hinnimmt. Man empfängt hier und da etwas seltsame Münze aus Ihren Händen, stets aber ausgeprägtes, vollwichtiges Gold. Und das ist es doch zumeist, worauf es ankommt. Herman Grimm.

Berlin, 24. Febr. 1860.

* * *

18. Laß' sie schimpfen, laß' sie schreien,
Sich in Neid und Haß erschöpfen,
Helfen solche Poltereien
Denn zu „eignem" Ruhm den Tröpfen?
Das Talent, von Gott gegeben,
Nimmer ist es fortzulügen,
Die Begeist'rung nicht durch glatte
Schwätzerzungen zu besiegen.
Schmäht man auch Dein Kunstgebilde,
Räche Dich durch's Schaffen wieder;
Deine Gorgo auf dem Schilde
Schlägt ja doch die Lumpe nieder!

Berlin, Febr. 1860. A. E. Brachvogel.

* * *

19. (Aus ungedruckten Gedichten).

Bescheiden duldsam Immergrün,
Ob niedrig auch und ohne Zier,
Will preisen ich Dich immerhin
Bei duft'gen Blumen für und für.
Du trägst, wie starke Seelen thun,
Des Winters Frost, der Hitze Last,
Und wenn die Blumenschwestern ruh'n,
So grünest Du uns ohne Rast.

Kein Mißgeſchick Dich niederbeugt,
Du bleibſt Dir gleich bei Schnee und Eis,
Nicht laue Luft Dich erſt erzeugt,
Zu jeder Zeit ergrünt Dein Reis.
Bei Sommersheißer Sonnenglut,
Bei Regengüßen, Sturm und Wind,
Behältſt Du immer friſchen Muth,
Du liebetreues Pflanzenkind!

Dem vieljährigen Freunde
Agneſe Strauß, geb. Schebeſt.

Stuttgart, den 9. März 1860.

* * *

20. Au traducteur de Michel Vörösmarty, de Jean Arany, de Jean Garay, de Sándor Petoefi, au vaillant écrivain, qui s'est donnè la tâche d'initier l'Europe aux poétiques inspirations de la hongrie, à l'interprète généreux et dévoué, qui, poete lui-méme, s'efface si volontiers devant les oeuvres de ses compatriotes et ne songe qu' à la gloire de son pays, à K. M. Kertbeny, j'envoie ce salut amical à travers les espaces qui nous s'eparent; je lui envoie aussi mes voeux, mes souhaits de bon courage et de bon succès. Puisse-t-il achever son ouevre et nous révéler encore des poetes comme le chantre de la Puszta et du héros János!

Saint-rené Taillandier.

Montpellier, 8 mars 1860.

Allgemeines Namenregiſter

zum I. Bande.

Agoult d', Gräfin S. 78. Albach 1. Alboni 251. Ampère 77. Andrečkowicz 23. Andriani 183. Arago 56. Arany 206. Ariſtophan 66. Arndt, E. M. 6.

Bakody, Th. S. 261. Baláz̀s, Al. 203. Balogh 166. Balzac 21, 78. Barabás, N. 1, 207. Barándy 37. Baring 161. Barittet 82. Batthyánni, Graf Louis 11. Batthyánni, Graf Kaſimir 13. Bayer, Auguſt 18. Bayer, Fritz 19. Bayer, Joſef 17. Bayer, Ignaz 19. Bayer, Rudolf 15. Bayer-Bürk, Marie 17. Bazzini 252. Beck, Karl 171, 256. Beck, H. L. 204. Beethoven 106. Behrnauer 217. Belgiojoſa, Prinzeß 240. Bellini 240. Bem 20, 193. Benkert, Emrich, 24. Benkert, Domeniko 31. Benkert, George 31. Benkert, Sebaſtian 31. Benkert, Anton 31. Benkert Karl, (Kertbeny) 31. Béranger 44, 245. Berla 38. Berlioz 20. Bernard, Thalès 48. Bernardin de St. Pierre 78. Berzſenyi 177. Bettina Arnim 93. Biedenfeld, Baron 185. Blum 257. Boileau 75. Bowring, Sir John 249. Böttger A. 256. Braumüller 217. Braſſai 24. Bulwer, Sir E. L. 152, 257. Butler, N. 250, 261. Bülow, E. v. 123. Bülow H. G. v. 127. Byron 69.

Calame 43. Čelakowſký 270. Charlet 47. Chateaubriand 64. Chénier, A. 70. Chojeczky 22. Comte, A. 50, 67, 77. Corneille 68. Conſin, V. 76. Couture 47. Cháßár 129. Cſengery. 141. Cſermak 143. Czakó 136. Czartoryski 163.

Dähne 257. Danhauſer 142. Dankowſký 271. Daumer 119. David d'Angers 149, 180. Dawiſon, B. 193. Deák, Franz 166. Deſautcompret 65. Delaroche, Paul 149. Deleſſert 161. Demidoff 156. Deſſewffy, Aurel 165, 233. Deſſewffy, Emil 169. Deſſewffy, Joſef 169. Deſſewffy, Marzell 169. Devrient, Ludwig 190. Devrient, Emil 192. Detmold 170, 182, 256. Döbler, L. 192. Döbrentei 176. Dobſa 202. Droz 75. Dumas 78. Dux, A. 93, 136, 239. Düringsfeld, Ida v. XI.

Eckermann 179. Eiſenmann 187. Eötvös, Baron J. 166. Erl 191. Ernſt 252. Eßterházy 195.

Fallmerayer 217. Fáncſi 37. Fellner 38. Fértiault 48. Feuchtersleben 148. Fircks 43. Formes 255. Fórray 133. Forſt 192. Fould 169. Frank 190. Frankl, Dr. 261. Freiligrath 200, 250. Frère, Judith 59, 83. Frizzoni 235.

Gaal, G. v. 195. Gaal, J. 137. Gabelentz, v. d. 179. Gagern 170. Garay 37, 202. Gautier, Th. 72. Geiger, J. N. P. 40, 145. Gentz 238. Gerando, A. v. 189. Gervinus, G. G. IX. Gerſtäcker J. 191. Gerſtäcker, F. 251. Giskra, Dr. 171, 183. Göthe, J. W. v. 74. Goethe, W. v. 180. Golowin 152. Gottſchall 72. Goßmann 193. Goupil 157, 162. Graf, Anna 17. Greguß 93. Grillparzer 217. Grimm 190. Grün, Anaſtaſius 183. Günderode 140.

Haaſe 193. Hagn, Ch. v. 191. Hammer-Purgſtall 208. Hanfſtängl 29. Hartmann, M. 230, 242. Haugwitz 218. Haynau 225. Heine, Heinrich 106, 111, 117, 230. Hellmesberger 249. Helmeczy

165. Hemlep 231. Hemſen 93, 206. Heuß 180. Heußlmann, Dr. 166. 269. Herloßſohn 255. Herwegh 236. Heyſe, P. 174. Hilſcher, J. E. 261. Hochberg, A. 260. Hölzl, G. 251. Homer 63. Horváth, St. 272. Huber 139. Hugo, Victor 68. Hugo, Albert 167. Hummel 181. Hunfalvi 272. Hunoltſtein 162.

Joachim 252. Johann, Erzh. 170. Jókay 203.

Karczog 36. Karl, Erzh. 265. Karl von Braunſchweig 250. Karl, Alexander 181. Katona 136. Kaulbach 43. Kazinczy 197. Keglwics 14. Kemble, Julie 250. Kemény, Br. S. 202. Kerner, Juſtinus IX. Kerner, Theobald 100. Keſtner, Hermann 173. Kind, Dr. Theodor 256. Kinkel, G. 104, 107. Kisfaludy, K. 136, 198. Kolbenheyr 204. Kollár 268. Kopetſchni 39. Korn 16, 191. Koſſuth 165. Kovács, Dr. 218. Kovács, M. 207. Kräuter 180. Kriehuber 40. Kuranda 183.

Lablache 21, 251. Lacoroloff 80. Lamartine 79. Lamenais 55, 57. Laprade 70. Latouche 70. Laube 230, 245. Laurent 54. Le Bas 49. Lefaure 84. Lenau 212, 242. Lenz, Louiſe 125. Lévérier, 80. Lichnovßky 187. Lind 251. Lipinsky 252. Liſt, Friedrich 8. Lißnyai 202. Liſt, Franz 98, 127. Littré 67. Löwe, Ludwig 16, 190. Louis Philipp 238. Luzian, Prinz 84.

Macready 250. Mäjer 206. Majláth, Johann 166. Malherbes 75. Maltiz, A. v. 181. Maraſtoni d. J. 133. Marggraff 257. Markó, K. 143. Marterſteig 153, 181. Mayſieder 252. Meißner, Al. 34, 230, 239, 242. Mendelſohn 251. Meyerbeer 233. Mickiewicz 150. Mikoſić 272. Milanollo 252. Molique 252. Moreau 82. Mörike 174. Müller, Kanzler 179. Müller, Alf. 63, 66. Müſſet 72.

Nagy, Ignaz 37, 137.

Ole Bull 218. Onslow 158. Orczy 35. Oswald 39. Oettinger, E. M. 255.

Palacký 272. Palochay 14. Pardon, Miß 177. Patelin 75. Patin 75. Perrotin 61. Perſigny 124. Petöfi 23, 88, 98, 135, 141. 201, 239, 254. Pettenkoffen 40, 143, 211. Phelps 250. Pindar 63. Piſchek 251. Planche, G. 68. Platen, A. 235. Plönnies 124. Pompéry 203. Pourtalés 157, 159, 161, 163. Preller 153, 181. Proudhon, 124. Pulßky 166. Pückler, Fürſt 219. Pyrker 148, Quinet, Edgar 74.

Radowitz 170. Rafalt, 211. Rahl 43, 143. Razinsky 160. Reguly 203. Riemer 180. Rothſchild 161. Ruge, A. 261.

Saint Hilaire 77. Sand, George 44, 72, 78, 105. Sandoz 47. Sandwich, Lady 157. Savigny, Bettina 45. Schebeſt, Agneſe X. Schedins 166. Scheffer, Ary 47. Schiller 111. Schletter 158. Schmidt, Al. 191. Schober, F. v. 181. Schröder, Sofie 191. Schrödl 83. Schulze 123. Schwindt, M. v. 143. Scott 65. Scribe 64. Seebach 193. Seidl, J. G. 217. Sénancourt 76. Servais 252, Seydelmann 190. Sina 192. Singer, E. 282. Sivori 252. Stainl. 38. Standigl 251. Stefan, Erzh. 3. Steinacker 204. Stern, Daniel 78. Stifter A. 174. Strachwitz 125. Stuböck 38. Sükei 37, 202. Szalay 166, 262. Számvald 206. Szécſenyi 138, 166. Szémere, B. 166. Szémere, P. 166. Szigeti 137. Szigligeti 137. Sylvius, Aenäus 125.

Teleki 165. Thierry 47, 67. Thiers 78. Tieck 125. Toldy 208, 209. Torola, 39. Tóth 203. Török, 203, 205. Treffort 166. Triſtan, Flora 124.

Ungher, Karoline 191.

Vajda 51, 88. Valerio 43. Valmore 52, 71. Vapereau 170. Varnhagen 98. Venedey 44, 230. Vernet, Horace, 152, 157, 160, 164. Viennet 75. Villon 75. Vincent 63. Violet 230. Visconti 105.

Wagner, Joſef 191. Waiblinger 174. Watzdorf 182. Weill, Alexander 230. Werner, Adelheid 184. Weſſelényi, Baron 165, 176, Wienbarg, 235. Williſen 113, 122. Wittgenſtein 182. Wolf, K. 251. Wolff, O. L. B. 180. Wucla 169.

Zedlitz 174. Zerr 251. Zſchokke 236.

Zum II. Bande.

Alexis, Willibald 119. Ampére 111. Ander (Sänger), 226. Andrásy 211. Andree, Dr. 111. Angos, Paul 74. Anſchütz, Heinrich 105. Arany 6, 57. Arnim 120. Arnim, Bettina 102, 205, 207. Aſſing, Ludmilla 208. Aſton, Louiſe 79. Auerbach, B. 119.

Babarczy 188. Bajza, Joſef 4, 2, 11. Bakody, Theodor 50. Barbaja 13, 14. Batthyányi, Gräfin Eliſe 30. Batthyányi, Graf Ludwig 156. Bayer, Auguſt 139. Bayer-Bürck, Marie 139. Beck, Karl 27, 51, 59. Beethoven 98, 108. Belloti-Bon 89. Béranger 56. Bérczy 56. Bettina, ſiehe Arnim. Bindocci 230. Bluntſchli 104. Bodenſtedt 104. Bogdanović 93. Bolozˌ von Antoniewicz 20. Bonpland 111. Börne 114, 144. Borghi-Mamo 95. Boſſányi, Juliana 32. Bowring, Sir John 200, 230. Braunſchweig, Herzog Karl v. 201. Bremer, Fried. 111. Brentano 120. Brunner, Dr. 43. Bulwer, Edward Lytton 201. Bulyovßký, Lilla 102. Bunſen 148. Bürger (Frau) 108. Byron 111, 221.

Cabet 137. Campe, Julius 60, 215, 217. Canova 151. Canzi, A. S. 210. Carlo Alberto 145. Carlyle, Thomas 200. Caſſel, Seelig 79. Clark 173. Conſtant, W. 216. Cooper 112, 130. Cotta 19. Cruvelli 95. Curtze, Louis 149. Czartoryski, Fürſt 227. Csokonay 5, 56. Csóma, Alexander 76. Czuczor 5.

Daffinger 160. Dahn, Konſtanze 106. Damoreaux 13. Danhauſer 19. David, Sänger 14. Davouſt 108. Deák, Franz von 188. Degré, Alois 55. Deinhardſtein 31. Deſſewffy, Graf Emil 189. Devrient, Eduard 98. Devrient, Emil 98, 65. Devrient, Fritz 98. Devrient, Karl 98, 108. Devrient, Ludwig 98, 108. Dickens 111, 115. Donzelli 14. Dunlop 231. Duſtmann 95. Dur, Adolf 57, 240.

Elphinſtone, Lord 37, 38, 41. Elsler, Fanny 14. Emich, Guſtav 64. Enk 31. Eötvös, Joſef Baron 236, 240. Erl, Franz 222. Eſzterházy, Fürſt Paul 32.

Falconi 95. Fallmerayer 5, 104. Flegler, Dr. A. 205. Flüggen, Gisbert 47. Fodor, Sängerin 14, 95. Fourier 137. Franz Joſef I. 46. Freiligrath 56, 60, 119, 201, 231. Führich 66.

Gabler 1. Gall, Dr. 111. Garcia 95. Gaul, Guſtav 102. Geibel, E. 104. Gentz 31. Gerſtäcker, Friedrich 119. Gerſtäcker (Sänger) 223. Gervinus 213. Gleim 120. Glümmer, Claire von 95.

Gogol 201. Görgen, Dr. 160, 190. Goethe 111, 231. Gotthelf, Jeremias 132. Grillo, Marquese del 88. Grillparzer 31, 109, 108. Grimm, Jakob 78, 202. Grisi 13. Grün, Anastasius 119, 137. Gsell 20. Gußmann, Dr. R. 191. Gutzkow 119. Guyon 146. Gyulai, Paul 207.

Hackländer 119. Hagn, Charlotte von 106. Hahn-Hahn, Gräfin 119. Hammer-Purgstall 31. Hanfstängl, Franz 103, 105. Haraszty 92. Hartmann, Alfred 132. Hauenschild, (Max Waldau) 214. Hauser, Kaspar 74. Hebbel, F. 119. Heckenast, Gustav 4, 56. Heine, Heinrich 56, 60, 111, 201, 207. Heinefetter 95. Heinse, W. S. 120. Herzen 201. Herwegh, G. 137, 239. Hormayr 31. Horváth, Eugen von 18. Horváth, Stefan von 75. Hourwald 120. Hugo, Victor 56, 111. Humboldt, A. 111 115. Humboldt, W. v. 201. Hummel 223. Hunfalvy, Paul 80.

Immermann 120. Jókay, Maurus 55. Josef, Erzherzog 191.

Kappel 1. Karl August, Herzog 231. Károlyi, Graf Stefan 188. Kaulbach, W. v. 47, 104, 147, 148. Kemény, Baron Sigmund 188. Kemble, Julie 100. Kerner, Justinus 19, 214. Kerner, Theobald 20, 214. Kerényi, F. 55. Kisfaludy, Alexander 4. Kiß, Secretär 191. Klapka 110. Klein, Hermann 78. Klein, J. L. 78. Kleist, H. v. 120. Klenze 104. Klinger 120. Kölcsei 194. Körner, Theodor 31. Kossuth, Ludwig 77, 138, 159, 176. Kotzebue 108. Kunst, Wilhelm 7, 108. Kurz, Dr. Heinrich 234.

Lablache 12. Lamartine 111. Langenschwarz 230. Lanner, Johann 35. Laube 111, 201. Lenau 18, 51, 56. Leisewitz 120. Leopardi 209. Levitschnigg 18. Lewald, Fanny 95, 119. Liebhardt, Sängerin 226. Liebig, Justus 104. Ligier 105. Lind, Jenny 95. Lingg, H. 104. Lipßky, J. v. 93. Liskow 120. Lißnyai 56, 211. Lißt, Franz 48, 65, 99, 288. Löwe, Ludwig 9, 90. Ludwig I. von Bayern 103, 105, 108, 109.

Mack, Feuerwerker 22. Macready 16, 105. Madár 92. Mahn, Prof. 78. Majláth, Graf Anton 30. Majláth, Graf Johann 29. Majláth, Graf Josef 29. Majláth, Graf Koloman 30, 96. Manuel 144. Manzoni 111. Marggraff, Dr. 153. Marchioni 89. Mario 13. Matthison 120. Mayerhofer, Sänger 226. Maximilian I. 105. Megyeri 5. Meißner, Alf. 119, 137, 142, 144. Meixner, Johann 67. Menzel, W. 119. Meßlényi 77. Meyern 120. Mickiewicz 209. Mikó, Graf 211. Modena, Gustav 89, 100. Morelli, Franz 35. Möser 120. Mühlbach, Louise 231. Müller, Sofie 31.

Nagy, Paul 171. Neumann, Louise 105. Nikolaus I. 45. Novalis 120.

Overbeck 66.

Paganini 15. Paget, John 236. Páth, Albert 55. Pálffy, Albert 56. Palme, Johanna 139. Paoly, Betty 149. 151. Pasta 95. Pawlow 201. Persiani 13. Pestalozzi 120. Petöfi 50, 138, 209, 240. Pichler, Karoline 31. Piloty 104. Pixis 95. Podmaniczky, Baron Fritz 188, 211. Pott, F. A. 82. Prechtler 225. Pronay 211. Pückler-Muskau 16, 119, 139, 157. Pyrker, J. L. 31, 69, 120. Puschkin 111, 201.

Radetzky 145. Rahel, Levin 120. Rahl, Karl 102. Rachel,

Felix 100. Ramler 120. Rauch 148. Rauscher, Kardinal 68. Reguly, A. 75. Rehfues 119. Revay, Gräfin 31. Revilliod, G. 113. Riehl 104. Ristori, Adelaide 88, 97, 100. Ronconi 13. Rossi, Gräfin 14. Roß, Ludwig 82. Rott, Moriz 79. Rubini 13. Rudnay, Kardinal 1.

Sabatier 14. Sadowska 89, 101. Sajnovics 76. Saltykow 111. Sand, George 115. Saphir, M. G. 84. Sarg 45. Sárossy 56. Saß, Friedr. 202. Scott, W. 130. Sczitovßky, Kardinal 68, 189. Sealsfield, Charles 110. Seebach, Marie 101. Schafhäutl 107. Schachner 95. Schebest. Agnese 95, 226. Schedius, L. v. 92. Scherr, Dr. J. 60. Schiller 111. Schlönbach, A. 107. Schmidt, Dr. (Sänger) 226. Schmidt, Julian 95. Schnorr 66. Schöpf 42. Schott, Dr. 78. Schrandolph 66. Schreyvogel 108. Schröder-Devrient 95, 100, 108. Schröder, Sofie 97. 100. Schubert, Fr. 229. Schulze 120. Schwab, G. 19. Schwartzer, Alois 161. Schwetschin, Frau von 117. Schwind, M. v. 104. Silver 40. Sina, Baron 161. Smets 108. Sonnenthal, A. 225. Sonntag, Henriette 14, 95. Spindler 119. Splényi, Baron Louis 136. Stadion 31. Stefan, Erzherzog 178. Steinacker, Dr. G. 150. Steinheil 104. Steinle 66. Sternberg 119. Sterne, Dr. F. 225. Stieglitz 147. Stifter 119. Stipperger 44. Stirner, Max 79, 202. Stöber, Gebrüder 60. Strauß, Johann 35. Strauß, Dr. David 226. Szécsenyi, Graf Béla 161, 188, 192. Szécsenyi, Graf Franz 169. Szécsenyi, Graf Stefan 154, 236. Széntpétery 5.

Taccinardi 14. Tadolini 95. Tamburini 14. Tanner, Rudolf 234. Tempelty 206. Thalberg 12, 15. Theokrit 7. Thruhn, H. 202. Tiedge 120. Toldy, Dr. Franz 4, 75, 80, 188, 211. Tom Pouce 15. Treumann, Karl 7. Tschudi, J. J. 111. Turgeniew 111. Tweeddale, Marquis 37.

Uermenyi, J. v. 188. Uhland 19, 56, 119. Ungher, Karoline 14, 95, 103.

Varnhagen von Ense 79, 200. Veit 66. Verdi 17. Viale Préla 65. Virag 74. Vörösmarty, Michael 197, 209.

Waghorn 43. Wagner, Johanna 95. Waiblinger 120. Waldau, Max 215. Waldek, R. 86. Walter, (Sänger) 226. Wellington, Herzog 218. Werner, Zacharias 120. Wigand, Otto 4. Wild, Franz 222. Willhöff, Charlotte 149. Willmers, R. 16. Witte, Dr. Karl 82. Wolff, O. L. B. 213, 228. Würtemberg, Graf Alexander 20. Wurzbach, Dr. C. v. 217.

Zedlitz 31. Zschokke 233.

STAATS BIBLIOTHEK MUENCHEN

Druckfehler des I. Bandes.

Seite	Zeile		statt:	lies:
X			Scheberst	Schebest
XIV			Aktiencommissionen	Aktienemissionen
45	7	v. unten	lehrte ein nicht sehr	lehnte ein
61	15	„	Paratin	Perrotin
66	11	v. oben	Manier	Manie
83	15	„	Domonico	Domenico
94	17	„	Unger	Ungar

Seite	Zeile		statt:	lies:
113	13	v. oben	Zähle dies	Zähle Dir's
132	10	v. unten	Csáßár's	Csáßár
147	2	v. oben	als habe er das Geld nicht empfangen	als habe er das Geld empfangen
151	—	—	Compagna	Campagna
153	1	v. unten	Preller noch	Preller nah
157	14	v. oben	Uing Mars u. de Ahou	Cinq-Mars u. de Thou
158	11	v. unten	Oeslow	Onslow
174	13	„	Spen's	Spee's
174	7	„	Weiblinger	Waiblinger
180	3	„	Krenach	Kranach
183	8	v. oben	Aedriani, Giskea	Andriani, Giskra
185	2	v. unten	dekrepirter,	dekrepiter
190	6	„	Belezeey	Belezeay
191	1	„	Kore	Korn
191	2	„	Facinardi	Tacinardi
192	1	„	Kurſt	Kunſt
198	8	v. unten	werde	wurde
199	7	„	jamàs Megaràn	jamàs llegaràn
203	1	„	Finlandsreiſenden	Finnlands
204	12	„	Henry Leo Bock	Beck
215	14	„	gleich errathen	nicht gleich errathen
222	1	„	noch	roch
225	4	„	Cvil	Zivil
226	13	v. oben	nur freiwillig	nun
230	14	„	Corsaire Satran	Satan
247	8	„	aber	der aber
261	13	„	Piedemonte	Pindemonte
X	10	Vorw. v. u.	Droſte Hülfshof	Droſte Hülshof

Druckfehler des II. Bandes.

3	8	v. unten	auch über einen Gang in eine Stube,	über einen Gang in eine andre Stnbe.
4	3	„	Hunfylieder	Himfylieder
5	7	v. oben	Szentputery	Scentpétery
7	2	„	Geb. 9. Febr. 1799.	Geſt. 1861.
9	1	v. unten	ſind	iſt
10	1	„	ſein unſtillbarer	ſeinen unſtillbaren
12	1	v. oben	Lablache. Geb. 1794.	Geſt. 1861.
14	7	„	in verbiſſener	mit verbiſſener
16	3	„	ald England	old England
18	6	„	Am Bodnog	Am Bodrog
19	15	„	Danhauſer	Dannhauſer
29	11	„	Chángo-Magyaren	Csángo-Magyaren
30	15	„	Medeyánßky	Mednyánßky
31	9	„	Stahrenberger	Starnberger See
32	1	„	Baſſanyi	Boſſányi
37	1	„	Elghinſtone	Elphinſtone
40	2	v. unten	noch ans Land kommen.	nah' ans Land kommen.

Seite	Zeile		statt:	lies:
52	12	v. oben	So klein auch Du;	so klein doch Du
56	4	„	Leiermann	Lebemann
56	15	„	nach dem Wirthshause	nah dem Wirthshause
62	14	„	Lehul	Lehel
66	15	„	Bamante	Bramante
66	11	v. unten	hatte	halte
74	5	„	Düreitz	Dürwitz
75	1	v. oben	Anton Reguly. Geb. 1819. Geſt. 1858.	
86	1	v. unten	hielt auf;	hielt mich auf
88	1	„	Pergala	Pergola
95	14	v. oben	Unghar	Ungher
95	16	„	Todor	Fodor
139	10	v. unten	Palma	Palme
140	16	„	Luſt	Luft
141	13	„	Herrn	Harem
142	9	„	und feſt entſchloſſen	aber feſt entſchloſſen
144	4	„	Weiſe des Tages	Weihe des Tages
148	3	v. oben	Dennoch	Demnach
149	1	v. unten	jedem	zudem
200	6	v. oben	Rahel Levie	Rahel Levin
200	8	„	noch bei Duncker	nah bei Duncker
202	11	v. unten	H. Thruhm	H. Thuhn
205	13	„	Fleglar	Flegler
209	6	„	Platon	Platen
210	14	v. oben	Nyák	Nyék
211	13	„	Lißenyai	Lißnyai
226	5	v. unten	Agneſe Schubert	Agneſe Schebeſt
230	4	v. oben	Biadocci,	Bindocci
240	3	v. unten	1848	1858.

Franzöſiſche Druckfehler.

49	11	v. unten	Les frères	Les rèves
50	1	v. unten	qui'l	qu'il.
51	4	v. oben	de rèmerciments	des remerciements
85	1	„	Nous rèpandons des pleurs fleurs iſt fleurs wegzulaſſen.	
85	4	„	enivrans	enivrant
85	6	„	Qui	Oui
85	8	„	parfums	parfum
86	10	v. oben	boccage	bocage
86	11	„	oiseauz	oiseaux
86	13	„	l'isolément	l'isolement

S. 89, 90, 91 und 92 iſt in dem Briefe durchgehends Vous ſtatt vous zu leſen.

90	3	v. unten	réconnassais	reconnaissais
90	11	„	illussion	illusion
92	5	v. oben	jusq'à	jusqu'à.

Inhalt.

	Seite
Karl Kisfaludy	1
Wilhelm Kunst	7
Lablache	12
Nikolaus Lenau	18
Feuerwerker Mack	22
Johann Graf Majláth	29
Franz Morelli	35
Kaiser Nikolaus	45
Alexander Petöfi	50
Kardinal Viale Préla	65
Johann Ladislaus Pyrker	69
Anton Reguly	75
Ludwig Roß	82
M. G. Saphir	84
Ludwig von Schedius	92
Wilhelmine Schröder-Devrient	95
Sofie Schröder's achtzigster Geburtstag	100
Besuche bei Charles Sealsfield	110
Baron Louis Splényi	136
Heinrich Stieglitz	147
Graf Stefan Széchenyi	155
Zwei Széchenyi-Lieder	194
Varnhagen von Ense	200
Michael Vörösmarty	209
Max Waldau	213
Herzog von Wellington	218
Franz Wild	222
O. L. B. Wolff	228
Heinrich Zschokke	234

Anhang.

Ungedrucktes aus meiner Handschriftensammlung:	
Aus dem Stammbuche des Schauspielers Brockmann	243
Diverse Autografe	245
Aus meinem Album	247

Bayerische Staatsbibliothek München